

1924 I

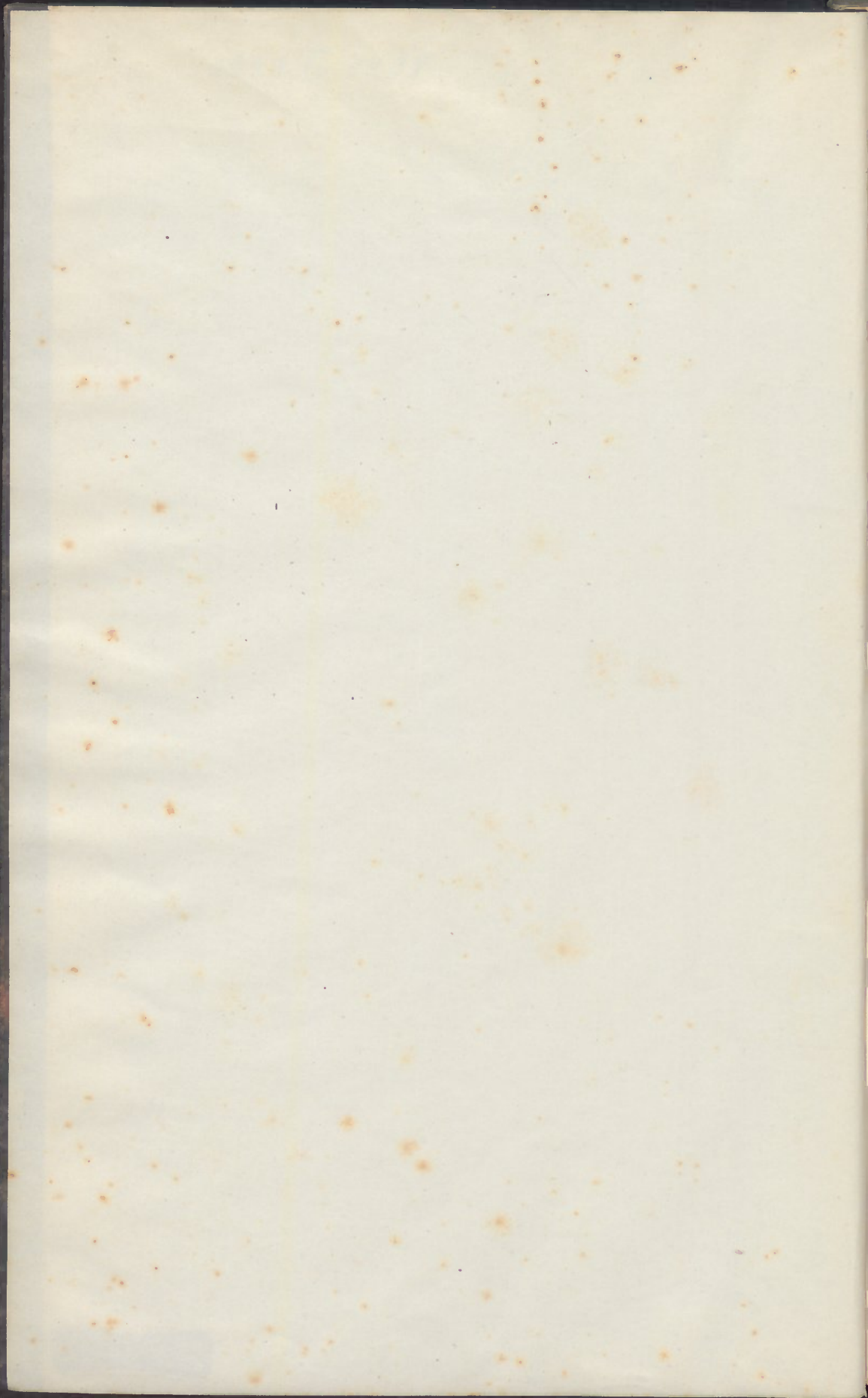
218

1924 I 1218

CARL REESE
BUCHBINDEREI
KIEL, KLINKEB

Afrika

kommerziell, politisch und statistisch



Afrika

kommerziell, politisch und statistisch.

Afrika

kommerziell, politisch und statistisch.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Separatabdruck aus: Geograph. Handbuch zu Andree's Handatlas mit besonderer Berücksichtigung der kommerziellen, statistischen u. polit. Verhältnisse. Herausgeg. v. d. Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

Leipzig,

Druck von Neßger & Wittig.

1882.

Alte

Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre

Dr. phil. phil. phil.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Afrikas Weltstellung	7
Entdeckungsgeschichte	8
Geographische Lage, Grenzen, Küstengestaltung und Inselbildung	15
Größe, Einwohnerzahl, Übersicht der Einteilung	17
Bodenbildung und Bewässerung	18
Klima Afrikas	38
Pflanzenwelt Afrikas	41
Tierwelt Afrikas	46
Produkte, Gewerbe und Handel Afrikas	50
Bevölkerung Afrikas	52
Ägypten, Nubien und die oberen Niländer, Samhara, Adal und Harar	58
Tripoli, Barka, Tessa	70
Tunis	75
Algerien	78
Marocco	83
Die Sahara	87
Sudan	89
Senegambien	93
Sierra Leone	95
Ober-Guinea	96
Nieder-Guinea	99
Kapland, Basutoland, Britisch-Nassaria, West-Oriqua-Land, Transkal-, Namaqua-, Damaraland	105
Natal	109
Oranje-Fluß-Freistaat	110
Transvaalstaat	111
Reiche der Eingebornen	113
Sofala, Mozambique	114
Sansibar	116
Die afrikanische Seenregion. Galla- und Somalländer	119
Abyssinien	122
Zentralafrika	123
Die afrikanische Inselwelt	131

A f r i k a.

Afrikas Weltstellung.

Unter allen Landmassen ist kein Erdteil für uns so lange unbekannt geblieben, wie der fast insulare südwestliche Teil der alten Welt, Afrika, das Libyen und Äthiopien der Alten, wo sich Natur und Mensch vereinigt zu haben scheinen, um dem Europäer den Eingang in das Innere zu verschließen. Im Norden waren es die an den Meeresstrand hart herangerückten ausgedehnten, wasserlosen und öden Landstrecken, die Hafenarmut, das gänzliche Fehlen schiffbarer Flüsse, die furchtbare Sonnenhitze; im Westen und Osten das verderbliche Klima, eine durch Sprache und Sitten fremde Bevölkerung; im Süden die dem Kulturleben völlig abgekehrte Lage und Erstreckung des Kontinents, welche ein Eindringen in die Binnenräume Afrikas nicht gestatteten. Die drei Südkontinente Afrika, Südamerika und Australien, wenn wir sie so nennen dürfen, zeigen überhaupt sowohl in der Lage, als in der horizontalen und vertikalen Gliederung eine große Verschiedenheit von den drei Nordkontinenten; liegen sie ja doch vereinsamt, durch große Meeresräume von einander getrennt, wodurch der Verkehr ihrer Bewohner sowohl unter einander, wie auch mit denen Europas und Asiens erschwert und die Verbreitung der Kultur behindert wurde. Vornehmlich Afrika traf dieser Übelstand schwer, denn seine eigenen Bewohner mußten wegen der ungliederten Masse des Festlandes und der Un-

wegsamkeit der großen Binnenräume einander unbekannt bleiben, empfanden kein Bedürfnis des Austausches von Produkten, und waren nicht imstande sich aus dem Zustande der Noheit herauszuentwickeln.

Dennoch muß man gestehen, daß, wenn es der einst den drei wirksamsten Motoren menschlicher Thatkraft, der kaufmännischen Spekulation, dem wissenschaftlichen Ehrgeiz und der religiösen Hingebung und Aufopferung, welche gegenwärtig bei der Entschleierung der Landmassen eine so große Rolle spielen, gelungen sein wird, den verschlossenen und doch in seiner Natur und Menschheit so großartigen Kontinent Afrika völlig zu erschließen, diese Errungenschaft unser Kulturleben und unsere Politik gewaltiger umgestalten muß, als die Entdeckung Amerikas.

Mit Rücksicht auf seine Weltstellung und infolge der Isolirtheit war Afrika, wie erwähnt, ein minder bevorzugter Schauplatz der fortschreitenden menschlichen Gesittung, deren Wert fällt oder steigt mit der Nähe oder Entfernung eines Kontinentes von anderen besonders bevorzugten Erdräumen. In dem Teile, wo Afrika mit Asien zusammenhing, besonders aber an der Kommunikationsader, welche den Verkehr mit Asien vermitteln konnte, im unteren Nilthal, entsfaltete sich das älteste geordnete Staatsleben. Auf dem übrigen ungeheueren Territorium des Festlandes haben sich auch nur dort Staaten von längerer Dauer entwickelt, wo die Grundlage zu einigem Ver-

lehre gegeben war, wie z. B. im mittleren Sudan zwischen dem Senegal, Nigir*) und Schari, ferner zwischen dem oberen Zambesi, Congo und den Äquatorialseen, während alles übrige afrikanische Areal, das von Asien und Europa sehr entfernt lag, namentlich aber das des südwestlichen und südlichen Teiles in der Gesittungsgeschichte weit zurück geblieben ist. Noch viel schlimmer hätten sich, meint Oskar Pejschel, die Verhältnisse gestaltet, wenn die Landenge von Suez eine Meerenge gewesen und ganz Afrika um etwa zehn Grade südlicher und westlicher in den Ozean hinausgerückt läge, sodaß es als Inselweltteil seines Zusammenhangs mit der alten Welt gänzlich beraubt gewesen wäre: da würden dort Zustände herrschen müssen, die noch unerquicklicher wären, als die jetzigen, viel näher denen, die uns Australien zur Zeit seiner Entdeckung gewahren ließ. Natürlich können wir bei dieser Erwägung nur mit den terrestrischen und konfiguralen Verhältnissen rechnen, welche Afrika in der gegenwärtigen, neuesten geologischen Periode aufweist und müssen uns aller Schlüsse enthalten, welche aus dem Umstande gezogen werden, daß Afrika vorwärts (selbst die Zeugnisse der alten und arabischen Geographen sprechen dafür) mit dem südlichen Europa zusammenhing, welches zu jener Zeit selbst keinerlei Spuren von Kultur haben konnte.

Entdeckungsgeschichte.

Die Erforschung des afrikanischen Kontinents gehört zu den mühsamsten und schwierigsten Aufgaben menschlicher Kultur. Unnähbare Küstenränder, der Mangel tiefeinschneidender Meeresarme in das Binnenland, unfahrbare, kataraktreiche Ströme, ausgedehnte Wüstengebiete, ungeheure Strecken undurchdringlichen Waldgebietes, ein tödliches Klima und eine fanatische, zum Teil blutdürstige Bevölkerung stellen dem Forscher große Hindernisse in den Weg, und selbst das Aufgebot aller Kräfte der Eroberungslust, des Handelstriebs, des religiösen und wissenschaftlichen Eifers, der humanitären und philanthropischen Bestrebungen hat das Forschungswert nur langsam gefördert. Der materielle Gewinn, der aus den Reisen in das Innere des Kontinents floß, war ein geringer und stand in gar keinem Verhältnisse zu den reichen Schätzen, welche Ostindien, die Sundainseln und Amerika lieferten, und in den bewegten Jahrhunderten des Mittelalters und der Neuzeit fand man in Europa keine Zeit, idealen Bestrebungen nachzugehen, war

wohl auch bald abgeschreckt durch die zahlreichen Opfer, die das afrikanische Forschungswert forderte.

Die Kenntnis des afrikanischen Kontinents war bereits im Altertum eine ziemlich bedeutende. Schon die Könige der alten Ägypter hatten auf ihren Kriegszügen nach dem oberen Nilthal oftmals Gelegenheit, ziemlich tief nach dem Innern von Afrika zu dringen, ja sogar mit den Völkern des Sudans und Ostafrikas in Berührung zu kommen. Bei der im Lande herrschenden Ordnung war man auch auf die Pflege der Landes- und Länderkunde bedacht, ließ Landkarten anfertigen, von denen noch einige als Wandgemälde erhalten sind. Neben dem Bildnisse des betreffenden Eroberers sind die Namen der von ihm unterworfenen Länder und Völker geographisch gruppiert. Viele Namen derselben deuten auf eine Bekanntschaft mit den Landschaften des mittleren Sudan. Ostafrika, namentlich die Halbinsel der Somal, wurde von ägyptischen Königen wiederholt besucht. Ganz besonders unternahm im Jahre 1600 v. Chr. die Königin Nubakha einen Zug dahin. Amenophis III. (1524—1488 v. Chr. regierend) soll 24 Negerstämme unterworfen haben. Zur Ausbeutung der nubischen Goldminen unternahm Ramses II. (1392—1326) einen Zug nach den oberen Niländern. Die Nachrichten über diese Kriegsthaten sind häufig unklar und nach der Versicherung sachkundiger Ägyptologen lassen sich viele Namen der in dieser Zeit als besucht genannten Gegenden im Süden von Ägypten gar nicht mehr eruieren.

Die Phöniker legten in der hochwichtigen Periode der Entwicklung ihrer Seemacht (1110 bis 950 v. Chr.) von Tyrus aus Kolonien an der Westküste von Afrika an, 300 an der Zahl, welche sich bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts eines hohen Grades von Blüte erfreut haben, durch das großnumidische Reich jedoch zerstört wurden, so zwar, daß nicht einmal die Namen derselben übrig geblieben sind. Bei der Seetüchtigkeit und Ausdauer der Phöniker ist es nicht nur möglich, sondern im hohen Grade wahrscheinlich, daß sie das uns von Herodotos überlieferte Wagstück einer Umsegelung von Afrika von Ägypten bis zu den Säulen des Herkules wirklich ausgeführt.

Das Wissen der Griechen über Afrika war ein hochbedeutendes, wenn es sich auch aus ganz geringen Anfängen entwickelt. Diese treten uns in den homerischen Gedichten entgegen, wo das „Libyen“ genannte Afrika als selbständiger Erdteil nicht aufgefaßt, sondern zu Asien gerechnet wird. Die Verfasser der homerischen Gedichte kennen oberflächlich das untere Ägypten, den Unterlauf des Nil, welcher bei Homer „Ägyptos“ heißt, die Hauptstadt Theben von Oberägypten, ein Land der Lothophagen, Phygmaen und ein solches der Äthiopier des äußersten Westens und

*) Dies ist der richtige Name des großen westafrikanischen Stromes, denn er kommt vom arabischen negerleu, „fließen des Wasser“ und hat mit dem lateinischen niger, „schwarz“ nichts zu schaffen.

Ostens. Homeros' Ansichten fanden später bei den Tragikern willkommene Aufnahme. Hesiodos und die Oyklier kennen bereits den Nil unter seinem wahren Namen, den Atlas und den Tritonsee.

Die Logographen, vornehmlich Hekataeos von Miletos (549 bis 486) erweiterten die Kenntnis von Afrika um ein bedeutendes. Nach Hekataeos' Angaben ist Libyen das westlich vom Nil gelegene Land, zwischen dem einerseits und Asien andererseits der Nil die Scheidegrenze bildet. Aus den ziemlich reichhaltigen Nachrichten dieses Logographen hat man sich leicht die Umrisse der Kontinente wohl schon zu damaliger Zeit gebildet und die Vorstellung von der Landmassengestaltung, wie sie Hekataeos beschrieb, wurde namentlich später im Mittelalter von den Kirchenvätern und Kosmographen acceptiert und immerfort verwertet. Unmittelbar nach Hekataeos' Tätigkeit fanden die Karthager, wahrscheinlich um das Jahr 470 v. Chr., den Feldherrn Hannon ab, damit er die Entwicklung der ehemals so blühend gewesenen phönizischen Kolonien an der Westküste Afrikas in die früheren Bahnen lenke, und die atlantische Küste soweit als möglich untersuche. Hannon löste seine Aufgabe auf das glänzendste, berührte den Senegal und Gambia und verfolgte die Küste bis zur Insel Scherbro, wo die afrikanische Küste langsam gegen Osten in den Meeresbusen von Guinea einzulenen beginnt. In dem uns in griechischer Übersetzung erhaltenen Reisebericht des karthagischen Feldherrn ist von Feuererscheinungen an der Küste die Rede, welche noch heutzutage durch Anzündung von Grassteppen durch die Mandingos erzeugt werden. Die erst im Jahre 1848 wieder gefundene Vorratsaafennart ist wahrscheinlich schon von Hannons Expedition entdeckt worden. Die späteren griechischen und römischen Geographen setzten die Insel Scherbro ($13\frac{1}{2}^{\circ}$ westl. Länge und $5\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Breite) unter dem Meridian von Karthago (10° westl. L. v. Greenw.) und dachten sich die Küste immer weiter nach Osten unter dem $5\frac{1}{2}^{\circ}$ Breitegrade fortlaufend, bis sie sich mit der Ostküste am Roten Meer vereinige, ignorierten also vollständig die gewaltige Landmasse von Südafrika, ja manche unternahmen es sogar bei solcher Sachlage, die Südküste von Afrika zu beschreiben. Ihre Angaben mußten zwei Jahrtausende als bare Münze nehmen, bis es den Portugiesen gelang, die wahre Gestalt und Ausdehnung Afrikas zu konstatieren.

Auf die Periode der Logographen folgte eine andere mit Herodotos beginnend bis auf Eratosthenes (1184 bis 276 v. Chr.), in welcher die Kenntnis von Afrika einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hat. Herodotos selbst unternahm eine Reise nach Afrika und gelangte auf derselben bis zur Insel Elephantine. Den ganzen afrikanischen Kontinent, dessen Umschiffbarkeit er

für ausgemachte Sache zu halten geneigt ist, teilt er in drei Teile: das Nilthal oder Aegypten, ferner die durch das Flußthal des Nil, welcher nach Herodotos' Vorstellung anfangs von Westen nach Osten fließt und Libyen mitten durchschneidet, geschiedene nördliche und südliche Hälfte des Kontinents, oder Libyen im engeren Sinne, und in das Land der Äthiopier. Den Nillauf will er nach Analogie des Jster- oder Donaulaufes bestimmen, und führt uns bei der Erzählung der Reise der fünf Nafamonen, welche, wie die Erklärer wissen wollen, bis an irgend ein Punkt des Nigeroberlaufes vorgedrungen sein sollen, bis tief nach dem Sudan. Von Mißverständnissen, falschen Angaben und Irrthümern sind Herodotos' Nachrichten keineswegs frei, allein das Verdienst bleibt ihm, daß er aus autopsiher Erfahrung über Afrika schrieb und seinen Zeitgenossen ein nach damaliger Anschauung nicht unvollkommenes Bild entwarf. Herodotos' unmittelbare Nachfolger erweiterten die Kenntnis Afrikas nur um wenig, erzählten von dessen Einwohner-schaft unglaubliche Fabeln, wie Eudoxos aus Knidos, oder verdrehten die ursprünglich gesunde Auffassung der geographischen Thatsachen dadurch, daß sie z. B. um die Zeit Alexanders des Großen den Ursprung des Indus für die Quelle des Nil zu halten bereit waren. Dikäarchos von Messana (320 v. Chr.), erfand das Diaphragma und bewirkte dadurch, daß wenigstens die spätere Zeit Afrika mit Asien nicht mehr konfundierte. Um die Zeit von 389 bis 322 v. Chr. lebte Aristoteles, der berühmte Philosoph; auch ihm dankt die Erdkunde von Afrika einige Notizen, ebenso seinem Nachfolger und Schüler Theophrastos.

Mit der Tätigkeit des gelehrten Bibliothekars von Alexandrien Eratosthenes begann eine dritte Periode für die Erdkunde (276 vor bis 161 n. Chr.). Dieser berühmte Mann legte in seinem drei Bücher umfassenden Werke „Geographica“ nach eingehender Prüfung der Entdeckungen und Ansichten seiner Vorgänger die wissenschaftlichsten geographischen Daten zusammen. Zugleich lieferte er auch die erste, nach astronomischen Gesetzen angefertigte Erdkarte, auf welcher durch fixe Punkte die wichtigsten Meridiane und Paralleltreife gezogen waren. Afrikas Umrisse dachte er sich dreieckförmig, ließ den Nil nicht mehr von Westen nach Osten strömen wie Herodot, erwähnt bereits die Nebenflüsse des Nil, den Astaboras und Astapos, welche die Insel Meroë umschließen. Von hoher Wichtigkeit sind auch des Eratosthenes Distanzangaben, deren er für Afrika mehrere verzeichnet. Eratosthenes' unmittelbarer Nachfolger, der große Astronom Hipparchos, korrigierte mehrere Angaben des Eratosthenes und dachte sich Afrika viel weiter gegen Süden ausgebeugt und mit Asien im Süden

des indischen Ozeans zusammenhängend, — eine Ansicht, welche schon bei Aristoteles leise durchklingt, durch Ptolemäos aber vollständig autorisiert wurde. Um 146 v. Chr. machte der in Rom lebende griechische Geschichtsschreiber Polybios mit einer von Scipio Aemilianus erhaltenen Flotte eine Reise zur Erforschung von Westafrika, dürfte aber schwerlich bis an den Senegal gelangt sein. Für die Entfernung der einzelnen Flüsse und Kolonien nahm er zu große Zahlen an und hielt das eigentliche Libyen für ein fruchtbares, an Tieren und Pflanzen reiches Land. Der vorzügliche Geograph Strabon (66—24 v. Chr.) berührte auf seinen Reisen mehrfach afrikanischen Boden, bezeichnete die Küsten Afrikas als im Verhältnis zu denen Europas und Asiens am wenigsten gegliedert, weigerte sich jedoch, Afrika als selbständigen Erdteil aufzufassen, denn es sei vielleicht nicht einmal so groß wie Europa. Von der dreieckförmigen Gestalt des Kontinents ausgehend, beschreibt er namentlich den Norden mit großer Genauigkeit und hält dafür, daß der Ursprung des Nil in einer öden, unbewohnten Gegend gelegen sein müsse. Ganz Libyen verglich er wegen seiner Oasen mit einem Paradies und hatte im ganzen eine ziemlich richtige Vorstellung von der Verteilung des fruchtbaren und unfruchtbaren Landes. Große Verdienste um die Fixierung der Umrisse von Afrika erwarb sich Marinus aus Tyros (im 2. Jahrhundert n. Chr. lebend). Er gab Afrika, dem richtigen Sachverhalte sich nähernd, gegen Süden eine viel größere Ausdehnung als seine Vorgänger, versiel jedoch gleichfalls in den Fehler der Annahme eines Zusammenhanges Afrikas mit Asien im Süden.

Den Höhepunkt erreichte das geographische Wissen des Altertums unter Klaudios Ptolemäos, der zu Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. wirkte. Gestützt auf die Angaben des Marinus von Tyros und auf seine, durch umfangreiche Nachfragen bei vielgereisten Seefahrern erworbene Kenntnis, verfaßte Ptolemäos seine berühmte Geographie. In derselben hat er auch Libyen ausführlich beschrieben und seine Vorstellungen von den Umrisen Afrikas sind auf vier Karten bildlich dargestellt, die er selbst jedoch nicht angefertigt hat, sondern die ihm von zweiter Hand geliefert worden sind. Mit unermüdlichem Fleiße sammelte Ptolemäos auch Nachrichten über die neuesten Reisen in Afrika. Über Afrika müssen ihm mehrere Spezialkarten oder Itinerarien vorgelegen haben, die er, wenngleich sie in ungleichen Maßstäben angelegt waren, zu vereinigen nicht Anstand nahm und daher manche falsche Angabe selbst schuf. Von kühnen Seefahrern hatte Ptolemäos erfahren, Asien beuge sich jenseits des heutigen Meerbusens von Bengalen gegen Süden bis unter den Äquator und, da er der von einigen seiner Vorgänger aufgestellten Ansicht eines Zusammenhangs Asiens

und Afrikas im Süden des Gleichers beistimmte, ferner an der Ostküste von Afrika beobachtet worden war, daß das Land östlich abbiege, sah er den indischen Ozean als ein geschlossenes Binnenmeer an, wie er denn überhaupt ein zusammenhängendes Weltmeer von der Erde verbannt wissen wollte. Die Länge des Äquators nahm der Geograph um $\frac{1}{6}$ zu klein an und drängte das Land südlich von Ägypten zu sehr zusammen. Im Innern Afrikas erwähnt er das sagenhafte Mondgebirge (Montes lunae), an welchem der Nil seinen Ursprung nehmen sollte. Die von dem Gebirge abfließenden Flüsse vereinigen sich in zwei Seebecken: „die Nilsümpfe“, welche je einen Arm entsendend, die dann wieder zu einem Strom sich vereinigen, welcher eben der Nil sei. Sonst nennt Ptolemäos in Innerafrika zahllose Völker und Städte, die die Kritik nicht mehr zu enträtseln imstande ist. Die Westküste des Kontinents beschreibt er nach Hanno's und Polybios' Vorgänge, läßt sie aber auch nahe dem Äquator, gegen Westen ins Unendliche, abbiegen. Selbst den Niger wird Ptolemäos, freilich nur stückweise, gekannt haben. Das so geschaffene Bild von Ostafrika und vom Indischen Ozean blieb, bis auf die Fahrten der Portugiesen, ein Nonplus-ultra der Wissenschaft und des Ptolemäos' Angaben über die Nilquellen bis zum Jahre 1852 alleinige, unbestrittene Wahrheit.

Unter den römischen Geographen gab es nur wenige, die für die Erweiterung unserer Kenntnis von Afrika etwas geleistet. Zumeist förderten das Wissen militärische Expeditionen, wie jene des Kaisers Nero, des L. Cornelius Balbus, Septimius Iacicus und Julius Maternus, C. Suetonius Paullinus, des Byzantiners Salomon und anderer mehr. Der Geograph Pomponius Mela, der 41—54 n. Chr. schrieb, kennt Afrika nicht besser als seine griechischen Vorgänger, hält dasselbe für unschiffbar, huldigt aber der von Aristoteles aufgestellten These von dem Vorhandensein einer im Süden des Nordostkontinents gelegenen Hemisphäre, welche einen uns unbekannten Kontinent enthalte und von Antichtonen bewohnt werde. Auf diesem südlichen Kontinente entspringe der Nil, fließe dann unter dem Ozean hin und komme in unserem Kontinente wieder zum Vorschein. Im Süden Afrikas, berichtet Mela, wohnen allerhand Sphynx, Tragopanen und Pegasi, munde- und sprachlose Menschen u. a. m., Dinge, die ihm das gläubige Mittelalter gerne nachgebeten hat. Des Plinius Angaben über Afrika sind von Wichtigkeit, weil er aus Quellen schöpfte, die uns nicht mehr erhalten sind, ebenso jene des Königs Zuba von Numidien, der sich als Geograph einen Namen gemacht hat.

Nach Ptolemäos trat kein Geograph im Altertum mehr auf, der Namenswertes für die Kennt-

niz Afrikas geleistet. Wir können daher des Ptolemäos Wissen als das bedeutendste des ganzen Altertums betrachten, von dem nicht nur das gesamte Mittelalter, sondern auch ein großer Teil der Neuzeit bis auf unsere Tage gelehrt hat.

Im frühen **Mittelalter** begegnen wir, was die Kenntnisse von Afrika betrifft, im Verhältnis zum klassischen Altertum einem argen Rückschritt. Mit tiefem Bedauern blicken wir auf die höchst dürftige Unrissige aufweisenden Radkarten, die armfertigen „Mappae mundi“. Die Wissenschaft mußte gegen den Glaubeuseifer und was in dessen Gefolge stand, völlig in den Hintergrund treten. Einen großen Teil der Kosmographen beherrschten die Ansichten des Zsidor von Sevilla, und der sich den Lehren der Kirchenväter angeschlossen, in Afrika zum großen Teile nur unerreichbare und unabhsehbare Wüsteneien kennt, ferner des Honorius von Autun, des Ranulphus Hydgen u. a. Man begann die Namen afrikanischer Territorien zu konfundieren, versetzte sogar Städte von Europa an das Rote Meer, füllte die Kartenbilder mit Fabeln über unbewohnbare Landstriche am Aquator, wo Schlangen, Basilisken und Drachen haufen sollten, und verkannte dabei natürlich gänzlich die wahre Größe und Gestalt Afrikas.

Drei Völker haben in den bewegten Jahrhunderten des Mittelalters auf dem Felde der Afrikakennntnis Erpriessliches geleistet: die Araber, die Italiener und die Portugiesen.

Das Wissen des Ptolemäos über Afrika wurde zunächst ein Erbe der Araber, welche schon im 8. Jahrhundert vor Chr. ganz Nordafrika durchzogen und deren Herrschern auch daran gelegen war, das von Ptolemäos aufgebaute geographische Gebäude trenn zu bewahren. Ihre großen Geographen: ein Ibn Hantat, Dbeid el Bekri, Edrisi, Ibn al Wardi, Abulfeda, Bakui, Leo Africanus, Ibn Batuta u. a. m. haben selbst zum Teil große Reisen auf dem afrikanischen Kontinente unternommen und die gewonnenen wissenschaftlichen Resultate in gediegenen Schriften niedergelegt. Als Grenzen des arabischen Wissens im Osten von Afrika kann man die Landschaft Sofala betrachten, denn bereits im 10. Jahrhundert schifften die Araber vom östlichen Gestade Afrikas bis zum Kap Corrientes und gründeten auf der Ostküste die Reiche Melinde, Mombaza, Kilwa, Mogambique, Barawa, Sofala u. a. m. Weiter gegen Süden schifften sie nicht, indem sie, an Ptolemäos' Weltbaue festhaltend, glaubten, die südlich gelegenen Landstriche besäßen hohe Hitzegrade, welche die Schifffahrt unmöglich machten. Wertwürdigerweise glaubten die Araber, indem sie nur südwärts fuhren, auch östlich weiter zu kommen, daher ihre Ansicht, daß Sofala gegenüber Indien (Indien) liegen müsse. Zanzibar und Madagaskar wurde den Arabern auf diese Weise be-

kannt; letztere Insel führte den Namen „Duomr“ d. i. „Mondinsel“, weil sie im Angesichte der Mondberge lag. Gegen Westen reichten die Kenntnisse der Araber nicht weiter als jene des Altertums. Dagegen waren ihre Beziehungen zum Inneren Nordafrikas etwas lebhafter. Zu jener Zeit gingen die Wallfahrten aus den mohamedanischen Reichen am mittleren und oberen Niger nach Mekka und Marokko und Algier, daher die Araber diese Länder besser kannten als Badai und Dār Zūr, die ihnen eigentlich zuletzt bekannt geworden sind, denn die Ausbreitung des Islams machte in Afrika den Weg von Ägypten nach Marokko, von hier gegen den Niger und vom mittleren Niger über den Tjad gegen den Nil. Als südlichstes den Arabern bekanntes Reich wird Lamlam (Lemlem) genannt, das circa 7° nördl. Br. im Sudan gesucht werden muß. In Westafrika kannten sie die damals blühenden Reiche Ghana, Tokru, Mali, Timbuktu u. a. m. Was die Hydrographie Afrikas betrifft, so gaben die Araber allen afrikanischen Strömen den Namen „Nil“ und allen einen gemeinsamen Ursprung, den Kurajee, von wo sie nach allen Richtungen abfließen sollten. Über die vertikale Gliederung Afrikas waren die Araber so viel wie gar nicht unterrichtet.

Bei den Italienern konnte sich, weil ihre Kaufleute häufig und in einem hohen Grade von Sicherheit sich in Nordafrika bewegten, ja sogar bis Habesch vordrangen, leicht geographisches Material über den Kontinent ansammeln, das denn auch wacker bearbeitet wurde. Ein gewichtiger Umstand verlieh in jener Zeit sowohl den Forschungsreisen als auch den mündlichen Erkundigungen über geographische Verhältnisse von Afrika eine eigene Richtung, nämlich die Kunde von der Existenz eines christlichen Negerfürsten in Abessinien, des Erzpriesters Johannes (Prete Joam), dessen Reich sich über Nubien und Afrika bis zum Senegal (Neuve d'or) erstrecken sollte. Schon im 11. Jahrhundert wußte man in Europa, daß ein christlicher Monarch in Abessinien regiere, weil von dort zahlreiche Pilger nach Jerusalem wallfahrteten, wo Priester über ihre Heimatland Erkundigungen von ihnen einzogen. Auch wurden, um dem sich ausbreitenden Islam einen Damm zu setzen, Missionen nach Abessinien geschickt. Das Reich des Erzpriesters Johannes blieb einige Jahrhunderte das mit aller Kraftanstrengung angestrebte Ziel, bei dessen Erreichung man freilich völlig enttäuscht war. In den italienischen Republiken entwickelte sich ein reges kartographisches Leben. Die uns erhaltenen Produkte besonders venezianischer Kartographie bestehen in mehreren Kartenbildern von Afrika, so jenem der Brüder Pizigani, des Marino Sanuto (1321), der genuesischen Weltkarte vom Jahre 1351, jener im Palazzo Pitti in

Florenz (1447), des Giovanni Leardo (1452), der Florentiner Seefarte vom Jahre 1351, der Karte des Andrea Bianco (1436) und jener des Fra Mauro (1457). Alle Karten von Afrika aus dieser Zeit geben dem Kontinente eine übertriebene Länge nach Osten und Kürze nach Süden. Von der atlantischen Westküste erscheint seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das kleine schon früher von französischen Kaufleuten aus Dieppe, italienischen und katalonischen Schiffen zum Zwecke des Besuchs der goldreichen negerländschaft Gambia (Guinea) befahrene Stück bis zum Kap Bojador bereits in annähernd richtiger Gestalt, wenn auch über die Landschaften südlich des Kap Verde, besonders die Verzweigungen der Inseln und Flußarme an der Mündung des Rio grande zu dem angeblichen „Sinus Ethiopieus“ eine unrichtige Ansicht vorherrschte.

Eine glorreiche Epoche in der Erforschung des afrikanischen Kontinents bildeten die Fahrten der Portugiesen nach dem Süden und Osten. Im 13. und 14. Jahrhundert verdankte die Erdkunde, speziell die Geographie von Afrika, ihre höchsten räumlichen Gewinne den Italienern und noch im 15. und 16. Jahrhundert treten sie hier und da als Lehrmeister anderer Entdecker auf, um so dann fast gänzlich aus der Geschichte der Wissenschaft von der Erde zu verschwinden. In Portugal jedoch wurde der großartige Gedanke genährt, Afrika könne vom Westen aus umschifft werden. Der berühmte Prinz Heinrich, der „Seefahrer“, nahm seit 1415, nachdem bereits mehrere feste Plätze von Nordafrika in die Hände der Portugiesen gefallen waren, das Entdeckungswerk in die Hand und betrieb es mit unermüdlichem Eifer. Alljährlich wurden Schiffe ausgesendet, die sich in atlantische Räume wagen sollten und nicht minder eifrig sammelte der Prinz in Nordafrika Nachrichten über die Gestalt und die Binnenräume des schwarzen Kontinents. Die bereits im 14. Jahrhundert von den Italienern entdeckten Kanarischen Inseln wurden nebst Madeira und den Azoren kolonisiert und von den Kanariern aus das Augenmerk auf den reichen Goldfluß gewendet. Die Karten der damaligen Zeit weisen eine Verbindung desselben mit dem Nil auf, und Infant Heinrich huldigte der Ansicht, das Reich des Prete Joam könne auf diesem Wege erreicht werden. Indessen steuerte man an der Westküste Afrikas immer weiter gegen Süden. Schon 1456 war Cada Mosto bis an den Äquator gelangt; da starb Heinrich der Seefahrer, 1460 und es trat ein kleiner Stillstand in den Entdeckungsfahrten ein. João II., leitete hierauf die Entdeckungen. 1482 wurde der Congo entdeckt und als die Küste immer noch in gerader südlicher Richtung verlief wurden die Seefahrer über die wahre Gestalt und Ausdehnung Afrikas erst klar. João II. schickte nun auch über

Ägypten zwei Mönche in das Reich des Prete Joam und zugleich zur See den Bartolomeo Diaz nach dem Süden, dem es bekanntlich 1487 gelang, das „Vorgebirge der Stürme“, von nun an „Kap der guten Hoffnung“ genannt, zu umschiffen. 1497 umsegelte der berühmte Vasco da Gama das Kap der guten Hoffnung, erreichte den Zambesi, Mozambique, Mombas und Melinde, von wo er sich nach Indien begab. Afrika war umsegelt, die wahre Gestalt und Ausdehnung des Kontinents erkannt. Doch erst im Jahre 1541 gelang es einem Nachkommen des glorreichen Vasco da Gama, Dom Estevan da Gama, über Abyssinien, das man bereits 1520 erreicht, das Rote Meer bis Suez zu besetzen und so die erste wirkliche und ganze Umsegelung von Afrika zu vollbringen.

Von nun an war es Aufgabe der Forschung in die Binnenräume des Kontinents zu dringen. Die Errungenschaften der Portugiesen wurden noch im Jahre 1500 mehrfach graphisch niedergelegt, so von Juan de la Cosa, Diego Ribera, spanischen Seelenten u. s. w.

Die Neuzeit hatte nun die Aufgabe, die Topographie Afrikas festzustellen. Nach und nach mußten die märchenhaften Angaben der Kosmographen ganz verschwinden. System hatte man bei dem Gange der Forschung bis zum Jahre 1788 keines beobachtet. Dennoch waren die nach Afrika unternommenen See- und Landreisen im 16., 17. und 18. Jahrhundert ziemlich bedeutende. Wir begnügen uns, hier die wichtigsten Namen der Reisenden aufzuzählen*):

16. Jahrhundert: Pietro Martire d'Anghiera (Ägypten), Lodovico Barthema (Ägypten und Ostafrika), Alvarez (Abyssinien), Pacheco (Norden), Windham (Norden und Westen), Towrson (Guinea), Battel (Angola, Benguella) u. a. m.

17. Jahrhundert: Montecucolo und Montecarchio (Benguella), van den Broeke (Kap), Paß (Abyssinien), Lobo (Abyssinien), Jannequin (Senegal), Guattini und Carli (Congo), Warbot (Sierra Leone), Le Maire (Senegal), Merolla (Congo), Zuchelt (Congo), Brue (Westen) u. a. m. Ein gutes Bild von Afrika ist uns aus dieser Zeit erhalten, es stammt von dem holländischen Arzte Olivier Dapper.

18. Jahrhundert: Kolben (Kap), Bosman (Guinea), Compagnon (Gambia), Enelgrave (Westen), Stibbs (Gambia), des Marchais (Guinea), Tollos (Verberstaaten), Thunberg (Kap), Poocke (Ägypten), Adamson (Senegal), de la Caille (Kap), Hßi (Marokko), Niebuhr (Ägypten), Desconvières und Joli (Congo), Bruce (Abyssinien), Norris (Dahomey), Sparrmann (Kap), Patterson

*) Ausführliches siehe: Paulitschke, Ph. Dr. „Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents“. Wien, 1880.

(Kafferland), Lamiral (Senegal), Levaillant (Süd-afrika), Jert (Guinea), La Zaille (Senegal), Bouffleury, Golberry und Villeneuve (Westafrika), Durand, Mathews und Labarthe (Westafrika), De Grandpré (Guinea) u. v. a. m. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schuf der französische Geograph Bourignon d'Anville seine Karte von Afrika, wobei er mit strenger Kritik der Arbeiten von Vorgängern zu Werke ging. Das gewonnene Bild war namentlich mit Rücksicht auf die Stromläufe ein gelungenes und blieb für die kartographischen Arbeiten des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich maßgebend.

Am 9. Juni 1788 wurde die „African Association“ zu London begründet und mit ihr begann die Ära der systematischen Erforschung des dunklen Erdteils und zwar zunächst in Westafrika (Senegambien), im Nilthal und im Kaplande. Im Jahre 1873 wurden durch die Gründung der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas“ die Kräfte des deutschen Volkes, im Jahre 1877 durch Konstitution der „Brüsseler internationalen Afrikanischen Assoziation“, zu welcher König Leopold II. von Belgien den Impuls gegeben, die Kräfte der ganzen zivilisierten Welt zur Vornahme gemeinsamer Forschungen in Afrika, zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zur Zivildisation des afrikanischen Festlandes konzentriert. Die einzelnen Dezennien des 19. Jahrhunderts füllen glänzende Thaten auf dem Felde der Afrikaforschung. Nicht nur wurde der Kontinent mehrere Male seiner ganzen Längenausdehnung nach mehrfach durchquert, so von Livingstone, Cameron, Stanley, Silva Porto, Nohls, Matteuci und Massari, sondern es wurden auch in seinem Innern epochemachende Reisen, wie jene der Doktoren Nohls und Nachtigal, Barth, Mungo Park, Schweinfurth u. v. a. gemacht. Infolge dessen schwand auch der weiße Fleck von unseren Kartenbildern von Afrika und die großen hydrographischen Fragen, mit deren Lösung Jahrtausende nicht fertig geworden, sind alle mehr oder weniger schon gelöst, obgleich die Afrikaforscher der Neuzeit ja doch auch keine erheblich veränderten Mittel bei Vollauführung ihrer Reisen anzuwenden in der Lage waren. Allein eine potenzierte Energie und Ausdauer, Begeisterung für die Ziele der Wissenschaft und Humanität und das Verlangen, der materiellen Wohlfahrt Europas neue Quellen zuzuführen, beförderten den Gang der Afrikaforschung, die nun in manchen Teilen des Kontinents sogar schon zur Detailforschung wird. Eine glänzende Reihe von Männern kann die Geschichte als wackere Pioniere der Afrikaforschung anführen. Mancher wackere Mann hat im Dienste der Wissenschaft sein Leben gelassen und wurde auf dem schwarzen Kontinent zur Ruhe gebettet.

Die Erforschung des Nilthals haben bis auf die neueste Zeit vorzüglich gefördert: Burckhardt, Freiherr von Minutoli, Hemprich, Ehrenberg, Rüppell, Linant de Bellefonds, Ruffegger, Kotchy, D'Arnaud, Thibaut, Sabatier, Werne, Petherick, Brun-Rolles, Debono, die Gebrüder Poncet, Miani, Garnier, Piaggia, Antinori, Lejean, v. Heuglin, Pruyssenaere, Schweinfurth, Marno, Samuel Baker, Gordon, Gessi, Schnitzler, Junker, Offiziere des ägyptischen Generalstabes u. v. a.

Die libyische Wüste und Tripolis war ein spezielles Forschungsgebiet von Caillaud, Letorze, Drovetti, Della Cella, Beech, Pacho, Minutoli, Hoskins, Hamilton, v. Malsbarn, Nohls, Zittel, Jordan, Asherson, Schweinfurth, Camperio u. v. a. Das Territorium von Tripolis, so nahe es dem Mittelmeere auch gelegen ist, ist uns noch in vielfacher Beziehung unbekannt. Die Afrikaforscher eilten eben zumeist nach den entfernteren Binnenräumen. Von Tripolis führt über die Oase Fessan eine berühmte Verkehrsstraße nach den Innern des Kontinents, an den Tadscha. Schon in den zwanziger Jahren unseres Säkulums wandelten dieselbe die Mitglieder der englischen Expedition Dudley, Denham und Clapperton, später Dr. Barth, Overweg, Richardson, Vogel, Beumann, Nohls, Nachtigal, etwas westwärts gegen das Bergland Ahaggar bogen ab Laing, Fränklein Tinne, Dournaux-Dupère, von Vary.

Tunis und Algier sind vorzugsweise das Revier französischer Forscher, als deren hervorragendste wir Dubeyrier, Colomb, Colonieu, Bourin, Bu-Derba, Lorgeau, Say, Bonnemain, Defor, Soleillet, Aucapitaine u. a. zu betrachten haben. Hier war das Forschungswert, namentlich seit der Besitznahme Algiers durch Frankreich, soweit gediehen, daß man sogar an die Verwirklichung von praktischen Projekten, wie der Zundierung der algierischen und tunesischen Schotts, den Bau einer Wüstenbahn an den Niger (Saharabahn) zu denken begann, deren Verwirklichung indes noch in ziemlich weite Ferne gerückt ist. Marokko, namentlich das Territorium südlich des Atlas, ist uns noch sehr unbekannt und wird es wohl auch bleiben, solange der Fanatismus der mohammedanischen Einwohner gegen die Christen anhält. Unter den Forschern von Marokko sind zu nennen vor allen Nohls und Lenz, dann Ali Bey el Abassy, Grey-Jackson, Verbrugger, Lambert, Beaumier, Balansa, Watell, Hooper, Maw, Ball, Fritsch Rein u. a. m.

An der klippereichen Küste zwischen Marokko und Senegambien hat man keine Versuche zum Eindringen in das Binnenland gemacht. Dagegen ist Senegambien und die Guinea-Küste ein uraltes und beliebtes Feld der Afrika-

forſcher. Vertreter faſt aller europäiſchen Nationen beſaßen hier Kolonialbeſitz und wetteiferten mit einander in der Ausbeutung des Landes.

Am meiſten haben für die Erforſchung des Landes entſchieden die Franzoſen und Engländer geleiſtet. Den erſteren oblag, nachdem die Briten Mungo Park, Peddie, Campbell den Vorstoß gegen den Niger gemacht, die Etablierung und Feſtigung der franzöſiſchen Herrſchaft am Senegal und deſſen zahlreichen Nebenflüſſen, in deren Intereſſe ſich beſonders Gray, Dochar, Mollien, Raſſenel, Faidherbe, Boilat, Pecquard, Paſcal, Lambert, Mage, Minnin u. a. abgemüht, während Panet, Caillié, Vincent, Bu-el-Moghadd, Soleillet u. a. eine Verbindung der algeriſchen Kolonien mit jenen am Senegal ausfindig zu machen und ſo den nordafrikaſiſchen Beſitzungen Frankreichs ein reiches Hinterland zu verſchaffen eifrig beſtrebt waren. Die Notwendigkeit, im Thale des Senegal eine Eiſenbahn nach dem Niger zu bauen, wurde immer dringender und es geht nunmehr dieſer Gedanke der Verwirklichung entgegen. Die Engländer kultivierten vorwiegend die Oberguineaküſte (Mac Leod, Mac Carthy, Winterbottom, Freeman, Chapman, Beecham, Blyden, Croft, Andersſon, Skerſſhley, Grenfell, Roſſ), wo übrigens auch deutſche Miſſionare gewirkt (Gornberger, Ramſeyer, Kühne). Die Entdeckung der Nigerquellen, ſo oft angeſtrebt, gelang den Franzoſen Zweifel und Monſtier erſt in allerjüngſter Zeit, während die Exploration und Beſahrung des Unterlaufes dieſes Nieſenſtroms das Werk der Söhne Albions iſt, ſo namentlich Clappertons, der Gebrüder Vander, Lairds, Oldfields und Allens, Beecrofts, Vankies, Crowthers, Delanys u. a. Doch haben in neuerer Zeit auch Deutſche an der Löſung dieſer Frage ſich beteiligt (Mohlfs, Flegel, Schön). In der Biafrabucht forſchten die Deutſchen Buchholz, Lühder und Reichenow. Die Gabunländer erforſchten vorwiegend Franzoſen (Bonet-Billaumez, Duſmenil, Touchard, du Chaillu). Die Ogoweländer Waller, Servat, de Langſe, de Compiègne, Marche, Lenz, Savorgnan de Brazza. Hier drängt ſich das unerforſchte Gebiet Afrikas, das Petermann im Jahre 1870 auf 40 000 Quadratmeilen ſchätzte, hart an die Küſte heran und dieſe Gegend, beſonders der nördlich von der Congomündung gelegene Landſtrich war es, wo die im Jahre 1873 ausgeſchickte deutſche weſtafrikanische Expedition unter Dr. Gülfeldt ihre Thätigkeit begann, die leider von ſo wenig Glück begleitet war. Indeffen haben deutſche Einzeldreiſende von hier aus ziemlich ausgedehnte Reiſen nach dem Inneren des Kontinents gemacht, ſo z. B. Dr. Pogge, Schütt, Buchner. Das Räſel des Congoſtroms von dieſer Seite aus zu löſen, blieb verwehrt, obgleich hierfür Tuckey, Awen, Bedingfield, Vidal, Grandy ihre

Kräfte eingeſetzt. Stanley hat von Zanzibar kommend die Palme davon getragen. Angola, Benguela und Moſſamedes, ein uralter portugieſiſcher Kolonialbeſitz, wurde vorzüglich von den Portugieſen erforſcht, ſo von Furtado, Silva Teſeira, den Pombeiros, Silva Porto, Saldanha, Graça; doch haben ſich hier auch andere verſucht, ſo Lams, Welwitsch, Walwra, Lux, Livingſtone, Magyar. Die größten Erfolge hatten freilich die Portugieſen, denen es gelang, zuerſt von hier aus Afrika zu durchqueren (Pombeiros) und die in der Forſchungsreiſe und Durchquerung Afrikas, welche Serpa Pinto von Benguela aus ausgeführt, wieder in allerneueſter Zeit einen eminenten Erfolg zu verzeichnen haben.

Südafrika iſt das Forſchungsgebiet engliſcher und deutſcher Reiſenden. Die britiſche Herrſchaft machte hier ſeit dem Beginn unſeres Jahrhunderts raſche Fortſchritte nach Norden und Nord-oſten und mit ihr ging die geographiſche Erforſchung des Landes Hand in Hand. Von der langen Reiſe von Namen ſeien hier nur die glänzendſten herausgehoben, vor allen jener des unſterblichen David Livingſtone. Ihn umgeben als Trabanten Männer wie Barrow, Lichtenſtein, Burchell, Campbell, Moffat, Vain, Caſalis, Alexander, Chapman, Gaſſiot, Walton, Andersſon, Green, Vaines, Hahn, Rath, Harveland, Mackenzie, Price, Fritſch, Wangemann, Mauch, Mohr, Hübner, Thomas, Erſtine, Holub u. v. a. Auch deutſchen Männern hat alſo die Erweiterung unſerer Kenntniſſe von Südafrika viel zu danken. Das Miſſionswerk hat hier ſeine ſchönſten Früchte getragen, obgleich das Forſchungsmerk im allgemeinen an der Oſt- und Weſtküſte nur äußerſt langſam fortſchreitet und ſelbſt im Norden nicht weiter als bis an die Ufer des Zambeſi gediehen iſt.

Oſtafrika bildet das Ausgangsland für die Löſung der hydrographiſchen Probleme in Afrika. Speziell war es die Snaheſküſte, welcher die großen afrikanischen Seen ſo nahe gerückt ſind, von wo aus die meiſten Forſchungsreiſen ihren Anfang nahmen. Die Miſſionare Ehrhardt, Krapf und Rebmann hatten durch ihre Erkundigungen die von Ptolemäos berichtete Exiſtenz großer Binnengewäſſer, in denen der Nil entſpringen ſollte, beſtätigt. Grant und Speke entdeckten von hier aus den Ukerewe, Burton den Tanganjika, Livingſtone, Cameron, Stanley verließen hier auf ihren Touren wiederholt den Ozean. Die Schneeberge Kenia und Kilimandjaro wurden gleichfalls von hier aus entdeckt und in neuerer Zeit haben die Sendlinge der internationalen afrikanischen Expedition auch von Zanzibar aus ihre Schritte nach dem Innern des Kontinents gelenkt. Nördlich von Zanzibar hat Kerſten, Thornton, Bremner, New, Horney, Denhardt und der unglückliche Maas von der Deſen geſorcht, von der Mogam-

biqueflüsse hingegen Elton, Cotteril, Hendersson, Young, Stewart, Wilson, O'Neill, Clarke Thomson, Mullens, Craven, u. v. andere den Vorstoß nach dem Innern Afrikas gemacht. Die Somalihalbinsel ist uns fast noch ganz unbekannt. Die wenigen Nachrichten über dieselbe danken wir Burton, Guillaumin, Cruttenden, Speke, Leon des Avanchers, Wakefield, New, Miles, Hilbrandt, Haggenmacher, Névoil, u. a. Abessinien, das herrliche Alpenland, ist sehr häufig von Forschungsreisenden aufgesucht worden und kann heutzutage als eines der bestbekannten Länder von Afrika angesehen werden. Unter den Gelehrten, die es erforscht, sind besonders: Salt, Rüppell, Fisenberg, Combes, Lamisier, Schimper, die Brüder d'Abbadie, Lebrun, Galinier, Bete, Sapeto, von Heuglin, Munzinger, Kinkelbach, Steudner, Lejean, Kossel, Hildebrandt u. v. a. zu nennen.

Als nächste Aufgabe der afrikanischen Forschung ist ohne Zweifel die Exploration des Congobedens zu betrachten. Daneben stehen jedoch im Vordergrund die Erforschung von Westafrika zwischen dem Niger und der Guineaküste, des Gebietes zwischen dem Zambesi und Cunene, jenes zwischen dem Bangweolo- und Kaschafsee einerseits, dem Zambesi- und Bangweolosee andererseits, ferner des ungeheuren Länderraumes zwischen dem Oberlauf des Nil, den Äquatorialseen, Abessinien und dem Indischen Ozean. Eine merkwürdige Erscheinung bildet der Umstand, daß in Afrika von Einzelreisenden und mit bescheidenen Mitteln vielmehr erreicht und glänzendere Erfolge erzielt worden sind und noch immer erzielt werden, als von ganzen, auf das beste ausgestatteten Expeditionen.

Geographische Lage, Grenzen, Küstengestaltung und Inselbildung.

Afrika reicht als südwestlicher Bestandteil des Ostkontinents zu beiden Seiten des Äquators gegen Norden bis an den 37° nördl. Breite, gegen Süden bis an den 35°, seine größte Breitenausdehnung umspannt also 72 Grade oder beläuft 8015 Kilometer (1080 geographische Meilen). Die Längenausdehnung des Erdteils zieht sich über 70 Längengrade oder circa 7790 Kilometer (1050 geographische Meilen). Der nördlichste Punkt Afrikas ist das Kap Blanco, 37° 20' nördl. Breite, westlich vom Golf von Tunis, der südlichste, das Kap Agulhas oder das „Madellapp“ (so benannt, weil in seiner Nähe die Deklination der Magnetnadel eine rasche Änderung erfährt) 34° 51' südl. Breite, der westlichste das Kap Verde 17½° westl. Länge von Greenwich, ein Punkt des französischen Kolonialbesitzes am Senegal, der östlichste das Kap Guardafui, 51½° östl. Länge von Gr., bei-

nahe in derselben Breite wie das Kap Verde. Die größte Längen- und Breitenausdehnung des Kontinents ist also nicht sehr verschieden, dagegen ist die Form der auf der nördlichen und südlichen Halbkugel gelegenen Landmasse eine ganz verschiedene. Die erstere bildet ein breites, trapezförmiges Stück mit beinahe 7000 Kilometer Basis an der Küste des Mittelländischen Meeres, die letztere dagegen ein nach Süden zulaufendes unter dem 35° abgestuftes Dreieck.

Die Begrenzung von Afrika bildet von allen Seiten das Meer, obgleich es an zwei Punkten den beiden Kontinenten Europa und Asien sich nähert, im Norden das Mittelländische Meer, die Straße von Gibraltar, im Westen der Atlantische, im Süden und Osten der Indische Ozean, die Straße von Babel-Mandeb („das Thränenkorn“) und der Kanal von Suez. Eigentlich zugehöriges Meer besitzt Afrika keines, die einzelnen Teile der dasselbe umschließenden Wassermasse des Weltmeeres sind im Norden: die große Syrte (zwischen dem 15. und 20° östl. Länge von Greenwich) und der Golf von Gabes oder die kleine Syrte (zwischen dem 10. und 13° östl. Länge von Greenwich), der Golf von Tunis; im Westen der Golf von Guinea, mit den zwei kleineren Einbuchtungen: dem Golf von Benin und dem von Biafra; im Osten das Rote Meer mit der kleineren nördlichen Einbuchtung dem Golf von Suez. Tiefere Einschnitte des Meeres in das Festland finden sich gar keine, wenn man von den kleinen an der Südspitze Afrikas befindlichen Baien (Helenen-, Tafel-, Agao-, Falsche und Delagoabai) absehen will. Die horizontale Gliederung ist daher eine äußerst geringe. Mit Recht hat man Afrika „den Rumpf ohne Glieder“ genannt, denn es ist der plumpest, abgeschlossenste Kontinent, der einen völlig inselartigen Eindruck macht. Die Küstenumrandung Afrikas beträgt etwa 24640 Kilometer (3520 geogr. Meilen). Die Ufer sind im nördlichen Teile flach und sandig, im nordwestlichen Teile klippenreich, im Süden und Osten steil und abstoßend. Das Mittelmeer bespült das afrikanische Festland etwa in einer Ausdehnung von 4200 Kilometer, seine Ufer sind zumeist sandig und erschweren den Schiffen das Landen. Vom Nildelta gegen Westen erhebt sich das flache Ufer allmählich und beim Kap Ataba, ungefähr 430 Kilometer von Alexandrien entfernt, fällt es als unzugänglicher Felsen steil gegen das Meer ab, es bildet hier die Nordgrenze des Plateaus von Bara. Übrigens sind kleinere Landungsplätze vorhanden. Auf einer Strecke von ungefähr 1000 Kilometer schneidet nun ein 900 Kilometer langer und 300 Kilometer tiefer Meerbusen in das Land ein, die große Syrte oder der Golf von Sydra. Die Küste desselben ist wieder flach und sandig, mit Dünen und dazwischen liegenden Salzjümpfen

umgeben. Da auch Klippen der nahen Wüste mehrfach vorkommen, so beim Kap Mesurata, so war dieser Teil der Küste schon im Altertum sehr gefürchtet. Die weitere Fortsetzung der Küste bis zu dem in der Nähe von Tunis gelegenen Kap Farina ist gleichfalls flach und sandig, jedoch weniger einförmig, indem sich neben dem bedeutenderen Golf von Gabes oder der kleinen Syrte noch einige Einbuchtungen finden, deren größte eben der Golf von Tunis ist, dessen Eingang zwischen den beiden Kaps Bon und Blanco gelegen ist. Hier in der Nähe des heutigen Tunis lag das berühmte Karthago, das durch viele Jahrhunderte den Handel des westlichen Mittelmeerbbeckens beherrscht hat. Westlich von Kap Farina bis zur Meerenge von Gibraltar ist die Küste wieder steil, und wird durch hohe aus dem Meere ragende Felsmassen, den Rif, welche nur an einigen wenigen Stellen nicht unmittelbar an den Spiegel des Meerwassers herantreten, gebildet. Diese ganze über 1400 Kilometer lange Strecke besitzt eine Anzahl kleiner gegen den Andrang der Nordwinde ungeschützter Hafenplätze, deren wichtigste Bona, Algier und Oran sind. Bei Tanger an der Straße von Gibraltar (den „Säulen des Herkules“) ist die Küste stellenweise über 900 Meter hoch. An dieser Küste des Mittelmeeres war der Sitz des berühmten Korjarentums, dem erst durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen (1830) ein Ende gemacht worden ist.

Das westliche Ausgangsthor ist das Kap Spartel. Hier beginnt die eigentliche atlantische Küste, welche eine Länge von ca. 10300 Kilometer hat. Sie wird anfangs wieder flach und sandig und ist nach Aussage von Augenzeugen bis zum Kap Branco stets mit Trümmern untergegangener Fahrzeuge bedeckt, also der Schifffahrt sehr gefährlich. Die lockeren Sanddünen reichen auf ziemlich weite Strecken in den Ozean und bilden so die gefährlichsten Sandbänke. Schon den Portugiesen hat die Beschiffung dieser Küstenstrecke außerordentliche Schwierigkeiten bereitet und in neuester Zeit hat Gerhard Rohlfs für die Errichtung von Leuchttürmen an der hasenarmen Küste plädiert. An der Mündung des Draa, also nördlich vom Kap Nun, ist die flache Küste durch den aus dem Meere steil aufsteigenden Zug des hohen Atlas unterbrochen. Das Kap Nun selbst galt schon den alten portugiesischen Seefahrern als der gefährlichste Punkt der ganzen Küste, der erst 1415 n. Chr. überwunden wurde. Südlich vom Kap Nun bis zur Mündung des Senegal zieht sich wieder die flache sandige Küste, hier und da von Dünenhügeln und Felsklippen unterbrochen. Die heftige Meeresströmung bewirkt es, daß auf dieser über 1700 Kilometer langen öden Küstenstrecke ein Schiffsverkehrsverkehr gänzlich unmöglich wird. Der angrenzende Teil der westlichen Sa-

hara ist uns auch bis auf den heutigen Tag gänzlich unbekannt geblieben. Auch südlich von der Mündung des Senegal behält die Küste ihre Einförmigkeit, nur das hohe, doppelgipflige, mit einem herrlichen Baumwuchs bedeckte Kap Verde (Vert) zwischen der Mündung des Senegal und Gambia gewährt eine Abwechslung. Dasselbe wurde von dem berühmten Seefahrer Alfonso de Gada Mosto 1455 erreicht. Vom Kap Verde bis zum Kap Palmas, wo die afrikanische Küste plötzlich gegen Osten einbiegt, zeigt der Kontinent eine gewisse Fülle kleiner Einbuchtungen, in welche zahlreiche Flüsse münden und denen Inseln und Eilande vorgelagert sind. Diese kleinen Buchten sind schon seit den Tagen der glorreichen portugiesischen Seefahrten mit zahlreichen Handelsniederlassungen bedeckt. Die Küste ist mannigfaltiger, die zahlreichen Kaps (Sierra Leone, Monte, Mesjurado) felsig. Vom Kap Palmas bis zu den Mündungen des Niger erhebt sich die Küste nur wenig über das Niveau des Ozeans, ist sandig, die Mündungen der kleinen Küstenflüsse völlig durch Sandbänke verstopft. Einzelne Bäume müssen hier oft den Seefahrern als Orientierungsmittel dienen. Dennoch wurde die Küstenstrecke schon von alters ihrer reichen Produkte (Eisen, Bein, Gold, Pfeffer) halber häufig besucht und ist es auch heute noch. Die Küste des Nigerdeltas ist mit reicher Waldvegetation bedeckt, welche im Verein mit den versandeten Mündungen des Stromes das Einfahren der Schiffe in denselben sehr erschwert. Im Meerbusen von Guinea treffen zwei gewaltige Meeresströmungen aneinander, welche hier die Schifffahrt behindern.

Vom Golf von Benin südwärts bis zum Kap Negro (16° südl. Br.) zieht sich eine niedrige, um das Kap Lopez mit Lagunen und Sümpfen bedeckte Küste, mit geringen Abweichungen (Gabun- und Congomündung) wenig besucht. Beim Kap Negro treten die Küstengebirge Westafrikas etwas näher gegen den Ozean vor, es zeigen sich stellenweise schroff abfallende Felswände. Vom Kap Negro bis zum Kap der guten Hoffnung ist die Küste abermals auf einer Erstreckung von ca. 2100 Kilometer flach, wasser- und vegetationslos und macht einen traurigen Eindruck. Brauchbare Hafenplätze fehlen fast gänzlich. Der Südrand des Kontinents ist wieder steil, weist mehrere Buchten auf (die falsche, die Simeons-, Mossel- und Algoa-Bai). In der Nähe des Nadelkaps ist eine gefährliche Bank die „Nadelbank“ vorgelagert. Die Südküste Afrikas ist dem Andrängen der Südwinde und der Brandung des Meeres ungemein ausgesetzt. Namentlich in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung (früher das „Vorgebirge der Stürme“ genannt) war früher die Segelschifffahrt außerordentlich gefährdet. Das Kap der guten Hoffnung, 34° 22' südl. Br. gelegen, ist nicht der südlichste Punkt Afrikas, denn

das Kap Agulhas liegt noch um 29½' südlicher.

Die östliche Begrenzung Afrikas bildet der Indische Ozean auf einer Strecke von 7700 Kilometern. Drei Buchten treten an der ganzen 5700 Kilometer langen Küste bis zum Kap Guardafui auf: die Delagoa-, die Sofala- und die Sansibarbucht. Von der Algoabai bis zum Kap Corrientes (24° 7' südl. Br.) ist der Zug der Küste aus bewaldeten pittoresken Felsen gebildet, an denen die Brandungen des indischen Ozeans sich bricht. Die Bucht von Natal bildet die Pforte von Südafrika. Um die Delagoabai ist der Küstenraum niedrig, sumpfig und verbleibt seiner ganzen Ausdehnung nach gegen Norden beinahe bis zum Kap Guardafui in dieser Eigenschaft. Dazu ist die Küstenlandschaft äußerst ungesund. Es wurden deshalb die größeren Handelsplätze fast überall auf Küsteninseln positiert, so Mozambique, Kiloa, Sansibar, Mombas. Im Kanal von Mozambique macht sich die Wirkung der Meeresströmungen des Indischen Ozeans in stets bewegter See unangenehm fühlbar. Die Küsten des Somallandes sind steil, mitunter zu bedeutender Höhe hinaufsteigend, von Flussmündungen nirgends unterbrochen. Ebenso beschaffen ist die Südküste des Golfs von Aden bis zur Straße von Bab el Mandeb. Das Rote Meer bespült Afrikas Küste auf einer Strecke von 2100 Kilometern. Hier ist der Uferstrand des Kontinents hoch, steil abfallend (Korallenfelsen), nur hier und da niedrig und selbst sumpfig. Zahlreiche kleine Inselchen machen die Schifffahrt gefährlich.

Afrikas Gestalt und Küstenbeschaffenheit ist demnach höchst einfach und entbehrt völlig jeder Mannigfaltigkeit. Auf einen Kilometer Küstenlänge kommen ungefähr 900 Quadratkilometer Fläche, während in Europa sich dies Verhältnis wie 1 : 160 stellt.

Die Golfe sind hasenarm, ungesund und nur in die westlichen münden auf kurze Strecken schiffbare Ströme. Die ganze Küstengestaltung hat demnach einen wesentlichen Anteil an der Verschliffenheit des Innern dieses Kontinents. Hierzu kommt auch die völlige Armut an größeren Inseln, also an insularischer Erweiterung und Verbindung mit den übrigen Erdteilen der alten Welt. Nur im Nordwesten (Azoren, Madeira, Canarien, Kap Verde- und Guineabusen-Inseln) und Südosten (Komoren, Sechellen, Aldmiranten, Maskarenen) sehen wir Eilande in größerer Anzahl erstehen und dies an den beiden Seiten des Kontinents, welche eben den übrigen Landmassen gerade abgekehrt sind. Selbst zwischen Madagaskar und dem afrikanischen Festlande hat sich ein näherer Verkehr wegen der trennenden Meeresströmung nicht entwickelt und ihr Einfluß ward ein so mächtiger, daß sich das malaische Volkselement vom fernen Osten hierher

verpflanzen konnte und hier zu erhalten vermochte, während die Nähe der Rieseninsel die seit noch nicht gar langer Zeit in Südafrika sich vollziehende großartige Völkerströmung nach Süden in keinerlei Weise abzulenken oder doch wenigstens herüberzuziehen imstande war.

Größe, Einwohnerzahl, Übersicht der Einteilung.

Der Flächeninhalt des afrikanischen Festlandes samt Madagaskar und den übrigen Inseln wird nach den neuesten Berechnungen und Schätzungen auf 29 909 444 Quadratkilometer (543 187 Quadratmeilen) angegeben, so daß Afrika was Flächenareal betrifft den dritten Rang unter den Kontinenten einnimmt und nur von Asien, das 44 572 250 Quadratkilometer und Amerika des 38 389 210 Quadratkilometer zählt, übertroffen wird. Der Flächeninhalt der ganzen Erde beträgt 136 055 371 Quadratkilometer (24 709 044 Quadratmeilen), so daß das afrikanische Territorium ungefähr den 7. Teil der ganzen Erdoberfläche einnimmt. Von dem gesamten Areal entfallen nach zuverlässigen Schätzungen ca. 6 376 700 Quadratkilometer auf Wald- und Kulturland, 6 235 300 Quadratkilometer auf Savannen und lichte Wälder, 1 372 400 auf Buschland und Gestrüpp, 4 269 000 Quadratkilometer auf Steppen, 10 659 100 Quadratkilometer auf die Wüste und ca. 170 600 Quadratkilometer auf die Wasserpiegel der großen Seen Ukerewe, Mvutan, Tanganjita und Nyassa. Auf die Inselwelt entfallen 1 252 108 Quadratkilometer (22 740 Quadratmeilen), wovon auf Madagaskar allein 591 964 Quadratkilometer (11 370 Quadratmeilen).

Zwei Drittel des ganzen Areals liegen auf der nördlichen, ein Drittel auf der südlichen Halbkugel.

Mehr als ¾ des gesamten afrikanischen Areals liegen im Bereiche der Tropen, das andere Gebiet in dem der gemäßigten Zone.

Die Einwohnerzahl Afrikas schätzen Behm und Wagner auf 205 679 000 Seelen; Gerhard Rohlfs hingegen nennt diese Schätzungszahl entschieden zu hochgegriffen, ohne jedoch selbst eine Berechnung versucht zu haben. Um beiden Teilen Rechnung zu tragen müßte man vielleicht die Bevölkerungsziffer Afrikas auf ca. 150 bis 160 Millionen Seelen veranschlagen. Diese Ziffer wäre natürlich nur eine rein willkürliche. Allein es liegt kein Grund vor, in die von Behm und Wagner auf Grund einer sehr sorgfältigen, mehrmals berichtigten Rechnung gefundenen Werte Zweifel zu setzen und man wird daher die Bevölkerungsziffer von Afrika vorläufig am besten noch immer mit 205 679 000 Seelen bezeichnen müssen, so lange nicht ein anderer Statistiker durch vertrauenswürdige Rechnung eine neue wird aufgestellt haben.

Darnach nimmt Afrika auch was Bewohnerzahl betrifft den dritten Rang unter den Kontinenten ein und wird nur von Asien, welches 834 Millionen und von Europa, das 316 Mill. Einwohner zählt übertroffen. Das um 154001 Quadratmeilen größere Amerika steht ihm um 110 183 500 Einwohner nach. Die Bewohnerzahl der ganzen Erde mit ungefähr 1456 Millionen angenommen, beherbergt Afrika beiläufig den siebenten Teil aller Erdenbewohner. Auf 1 Quadratkilometer kommen im Durchschnitt sieben, auf eine Quadratmeile 378 Einwohner des schwarzen Kontinents.

Was die Dichte und Verteilung der Bevölkerung von Afrika betrifft, so kann man beobachten, daß ein dichtbewohnter Gürtel um den Busen von Guinea vom Senegal bis zum Eumene sich zieht. Dieser Gürtel nimmt nach Dr. Behm in seinem nordwestlichen Teile den Raum zwischen der Sahara und der Küste von Oberguinea ein, schwillt dann in der Mitte bedeutend an, indem er sich fast über die ganze Breite des Kontinents bis nach dem ägyptischen Sudan und nach den Gallaländern erstreckt, wird gegen Süden wieder bedeutend schmaler, sodaß er die Region der großen ostafrikanischen Seen und das von denselben südwestlich gelegene Land nicht einschließt und endet mit Benguella am Eumene. Fast alles Land außerhalb dieses Gürtels ist äußerst schwach bevölkert. Im Norden dehnt sich fast über die ganze Breite des Erdteils die Sahara aus, wo sich die Bevölkerung am Rande des Sudans und in einzelnen Oasen konzentriert, umgeben von ungeheueren menschenleeren Räumen. Nur der Nordrand längs der Küsten des Mittelmeeres ist wieder etwas dichter bewohnt. Auch Nubien und Kordofan, Taka und Abessinien sind spärlich bevölkert und erst die Gallaländer und namentlich die Negerländer am weißen Nil und seinen westlichen Zuflüssen bilden die östliche Anschwellung des stärker bewohnten Gürtels. Südlich von den Gallaländern zwischen der Suahelikküste und den großen Seen nimmt die Volksdichtigkeit rasch gegen Süden hin ab, ja in den portugiesischen Besitzungen von Moçambique, am Zambesi und in Sofala finden sich ganze entvölkerte Räume. Dort leben im Durchschnitt nur 17 Menschen auf einer Quadratmeile. Auch Urua und Manjuema sind durch die Thätigkeit der Skavenhändler stark dezimiert. In den Kafferländern südlich des Zambesi gestaltet sich das Verhältnis gleichfalls schlimm und die ganze Südspitze Afrikas vom 10° abwärts ist gleichfalls sehr spärlich bewohnt. Erst am Eumene ist wieder eine dichte Population anzutreffen, die über Benguella und Angola gegen den Äquator stets an Dichte zunimmt. Der zentrale Kern Afrikas ist also der dichtbevölkertste, während in Asien die Hauptmasse der Bevölkerung im Südosten (China, Indien), in Europa im

Zentrum und Westen sich zusammendrängt. Natürlich erreicht Afrika an Populationsdichte noch bei weitem nicht die begünstigteren Länder Europas und Asiens.

Eingeteilt wird Afrika in der Regel nach den vier Weltgegenden in Nord-, West-, Süd-, und Ostafrika. Nordafrika umfaßt den Norden des Kontinents bis zum Südrande der Sahara, Westafrika den Westen bis zum Unterlaufe des Niger einerseits und die Landschaften von Niederguinea bis zum Congo andererseits, Südafrika das Gebiet südlich vom Congo und Zambesi, Ostafrika den zu dem Indischen Ozean gelegten mächtigen Gebietsteil zwischen Abessinien, dem Oberlauf des Nil, den großen Seen und dem Unterlauf des Zambesi. Auf Innerrafrika entfällt der gewaltige Kern des Festlandes zwischen dem Südrande der Sahara, dem Nigerunterlauf, dem Congo, den Äquatorialseen und dem Oberlauf des Nil. Der breite Gürtel, der zwischen dem Oberlaufe des Senegal und dem Golf von Guinea in derselben Breite bis an den Nil verlängert gedacht werden kann, wird „Sudan“ genannt und in eine westliche und östliche Hälfte geschieden. Die letztere, soweit sie die oberen zu Ägypten gehörigen Nilandschaften umfaßt, wird in neuerer Zeit auch „ägyptischer Sudan“ genannt. Der alte Name Libyen des Kontinents erscheint nur noch in dem Namen der libyschen Wüste, während die namentlich im Mittelalter oft angewandten Namen „Äthiopien“ und „Nigritien“ in der neuen Geographie nicht mehr gebräuchlich sind.

Bodenbildung und Bewässerung.

Bodenbildung. Die Erforschung der großen afrikanischen Landmasse ist in unsern Tagen soweit gediehen, daß wir uns ein ziemlich richtiges Bild von ihrer vertikalen Gliederung zu entwerfen im Stande sind. Karl Ritter's, in seinem epochemachenden Werke im Jahre 1822, aufgestellte Einteilung Afrikas in ein südliches Hochland, in ein nördliches Tiefland und in die Plateaulandschaften am Mittelmeere ist mit Rücksicht auf die Grenzen nicht mehr ganz aufrecht zu erhalten. Im allgemeinen zeichnen sich auch die vertikalen Bodenverhältnisse Afrikas ähnlich den horizontalen durch große Einförmigkeit aus. Mächtige, weitverzweigte Gebirgssysteme sind nicht vorhanden, desgleichen ausgedehnte Tieflandschaften. Der Wechsel zwischen Hoch- und Tiefland, wie er in Asien, Amerika und Europa sich findet, ist nirgends anzutreffen. Da die mittlere Erhebung des Kontinents über der Fläche des Ozeans ungefähr 662 Meter beträgt, so kann man Afrika am richtigsten als ein aus der Tiefe des Weltmeeres gehobenes Hochplateau bezeichnen. Dieses Hochplateau kann man wieder in eine nördliche und südliche Stufe scheiden.

Auf der südlichen sind entschieden die ausgedehntesten und höchsten Massenerhebungen, daher man auch mit Recht von einem südlichen Hochlande (Hochafrika) zu sprechen gewohnt ist. Eine strenge Grenzscheide zwischen den beiden Plateaufufen ist nicht zu finden, wohl aber kann der Lauf des Nenuë und des Schari, soweit der letztere uns bekannt ist, als Grenzlinie angenommen werden, als deren östliche Fortsetzung der Nil bis zum Einflusse des Atbara angesehen werden kann. Das Verhältnis der Erhebung beider Stufen über das Niveau des Meeres hat man auf 2:5 festgestellt.

Fassen wir von der Erhebung des südlichen Hochplateaus jenes Gebiet ins Auge, das sich wenigstens zu einer Höhe von 1000 Metern erhebt, so füllt dasselbe zunächst einen gleichmäßig mächtigen Gürtel, der zwischen dem Cunene und Cuanza durch die ganze Breite Südafrikas bis über den Nyassasee hinausreicht. Seine südliche Begrenzung bildet, soweit das Land näher erforscht ist, im östlichen Teile das Thal des Zambesi. Nördlich vom Nyassa- und Bangweulosee findet diese mächtige Erhebung durch ungefähr 15 Breitengrade eine direkt nördliche Fortsetzung in gleicher Breite wie der Gürtel zwischen dem Cunene und Cuanza, wird nördlich von den Äquatorialseen an Breite geringer und reicht, Abessinien umfassend, bis an das Rote Meer. Wegen der Ostküste fällt dieses Massiv terrassenförmig gegen das Meer ab, nach Westen verschlachtet es sich durch das gewaltige Becken des Congo wahrscheinlich allmählich zu einer Plateaulandschaft, die nicht höher als bis zu 300 Metern ansteigt und nach und nach, ohne merklich großen Abfall zu der zweiten nördlichen Plateaufufe herabsinkt, die das ganze zentrale Nordafrika einnimmt, gegen das Knie des Niger aber in langsamem Abfalle sich senkt. Südlich vom Zambesi und Tioje sind gleichfalls drei mächtige über 1000 Meter ragende, gewissermaßen isolierte, kleinere Plateaus wahrzunehmen, das eine zwischen dem Unterlaufe des Limpopo und Zambesi, das zweite südlich vom Oranje und Limpopo, das dritte am Westrande der Kalahariwüste. Alle drei fallen terrassenförmig gegen den Ozean ab. Auf der nördlichen Plateaufufe sind nur isolierte Erhebungen über 1000 Meter die schmalen Randgebirge am rechten Ufer des Congo, am Meerbusen von Benin, im Zentrum der Haussastaaten, im Quellgebiet des Niger, Gambia und Senegal, in Dar Fúr und Tibesti, das wenig erforschte Agaggarplateau und der den Nordwestrand Afrikas bildende Atlas. Eine charakteristische Eigentümlichkeit der Gebirgsrichtung Afrikas sind die Randgebirge, ein Beweis, daß die Lage und Streichungsrichtung der Gebirge durch die Richtung der Ufer der Kontinente bedingt ist. Fast überall finden sich mit den Biegungen der Küste parallel streichende Gebirge, die über die

mittlere Höhe des zentralen Plateaus sich erheben. Ganz besonders ist dies bei der südlichen Stufe an deren West- und Oststrand zu bemerken, augenfällig aber auch bei der nördlichen Plateaufufe, in Oberguinea, den Senegalländern, in Marokko und Algier, dann am Roten Meere und am Nordrand des Somallandes. Das ganze Areal des Kontinents, mit äußerst wenigen Ausnahmen ist zwischen diesen Randgebirgen mit einer zusammenhängenden Hochlandsmasse angefüllt, und dadurch unterscheidet sich Afrika von den übrigen Erdteilen, namentlich von Asien, dessen zusammenhängendes Hochland vorwiegend auf den Osten, von Amerika, dessen größte Massenerhebungen auf den Westen konzentriert sind, während ersterem ein ausgedehntes westliches und nördliches, letzterem ein östliches und nördliches Tiefland vorgelagert ist. Der Abfall des afrikanischen Hochlandes ist gegen Osten und Süden ein viel steilerer als gegen Norden und Westen.

Eigentliche größere Tieflandschaften gibt es in Afrika nicht, wohl aber lassen sich in der Erstreckung des Kontinents von Norden nach Süden auf den beiden Plateaufufen einige Erhebungsküden unterscheiden. Auf dem nördlichen Plateau zunächst das Becken des Tjadsees ungefähr in der Mitte des Sudan, mit einer mittleren Erhebung von 304 Metern, jedoch keinem besonders großen räumlichen Umfange, auf dem südlichen Plateau das Becken des mittleren Congo mit einer mittleren Seeshöhe von 462 Metern, den ganzen großen Bogen des Nijerstromes füllend und das Becken des Ngamisees mit einer mittleren Seeshöhe von 930 Metern. Die das Tjadseebecken begrenzende Landschaft hat eine mittlere Seeshöhe von ca. 630 Metern, jene des Congobeckens eine solche von ca. 1200 Metern, und die Landschaften um den Ngamisee, vorzüglich an dessen südwestlicher Umrandung, eine solche von 11—1200 Metern. Wie Asien hat auch Afrika die merkwürdige Erscheinung der Depressionen (Bodensenkungen unter den Meeresspiegel) aufzuweisen, die jedoch nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der Gesamtfläche des Kontinents einnehmen. Sie finden sich durchweg in unmittelbarer Nähe des Meeres, die eine südlich von Biskra an den algierischen Schotts, die zweite im nördlichen Teile der libyschen Wüste, von der großen Syrte mit Unterbrechungen sich bis in die Nähe des Nildeltas ziehend (Bir Resam — 10 Meter), die dritte im Osten des abessinischen Hochlandes am Roten Meere in der Umgebung der Seen Melbad und Assal. Außerdem gibt es, wohl noch am Meeresraum, Tieflandschaften von ganz geringer Breite, die bedeutendste, zugleich auch breiteste, zwischen der Mündung des Senegal und Draa, im Süden der großen Syrte, am Nigerdelta und an der nördlichen Suahelküste. Denken

wir uns ein Profil des Kontinents vom mittelländischen Meere bis zur Südspitze, so werden wir ein Ansteigen des Hochlandes in fünf Erhebungsstufen, an einem von Senegambien gegen das Rote Meer konstruierten Profile gleichfalls fünf Erhebungsstufen beobachten können. Wir können somit sagen, die gesamte afrikanische Hochlandsmasse sei im großen und ganzen einer schiefen Ebene vergleichbar, deren allmählicher Abfall vom Südosten gegen Nordwesten stattfindet. Der, nach dem Stande unserer gegenwärtigen Kenntnisse, höchst einförmig erscheinende Bau der Gebirgsmassen des afrikanischen Festlandes erlaubt uns die Annahme, daß die durch kosmische Kräfte bewirkte Hebung des ganzen Massivs in einer sehr frühen geologischen Periode stattgefunden habe. Auch die noch gegenwärtig an allen Kontinenten wahrgenommenen Hebungsercheinungen der Uferränder sind in Afrika, aber in sehr beschränktem Maße, beobachtet worden, so an der Nordwestküste zwischen dem Kap Ghir und der Straße von Gibraltar, an der tunesischen Küste, im Golf von Suez, zwischen Suakin und Massaua, dann zwischen dem Tana und Zambesi. Senkungsercheinungen verzeichnet man dagegen an der großen Syrie und an den Nilmündungen. Im Inneren hat man eine Hebung des Osnfers des Tschadsees beobachtet und wird aus der Hebung des Spiegels des Tanganjika auf eine Senkung seiner Uferränder schließen dürfen.

Wir haben oben erwähnt, daß es in Afrika keine weitverzweigten Gebirgssysteme gebe. Wenn wir nun zur speziellen Betrachtung der orographischen Verhältnisse schreiten, so werden wir, zur leichteren Übersicht von Norden nach Süden hinansteigend, zunächst das Atlasystem, dann die Plateauzone der Sahara, ferner jene des Sudan, endlich die des zentralen und südafrikanischen Hochlandes näher ins Auge fassen. Durch diese Einteilung gewinnen wir scharf ausgeprägte und abgegrenzte orographische Individuen.

1) **Das Atlasystem.** Was man unter dem Gebirgsnamen Atlas begreift, ist ein System von Bergketten, Hochplateaus und isolierten Bergmassiven, keineswegs aber eine einheitliche, ohne Unterbrechung fortlaufende Bergkette, wie man gemeinhin zu glauben geneigt ist. Das ganze Gebirgssystem mit seinen zahlreichen Ketten erstreckt sich vom Kap Nun bis zum Kap Bon. Am atlantischen Ozean hebt die Hauptkette, der zentrale, die größten Erhebungen aufweisende Teil des Atlasgebirges, der marokkanische Atlas an, und zieht sich in der Form einer charakteristischen 30 Kilometer breiten Hauptkette von vielen parallelen Nebenketten, begleitet bis zum Gebirgsknoten des Dschebel Nischn, wo es in ein 80 bis 150 Kilometer breites Hochplateau übergeht, das in der Richtung der Hauptkette gegen

Nordosten streicht. Der Nordabfall desselben ist das algerische mit zahlreichen Salzseen (Schotts) bedeckte Steppenplateau, das sich weiter gegen Norden in dem als „Tell“ bekannten fruchtbaren Kulturlande zum Meere herabsenkt, der Südbahngang geht in kleineren stufenförmigen Bergpartien allmählich in die Sahara über. Die ganze Längenerstreckung des Atlasystems beträgt ungefähr 2300 Kilometer, von denen über 1000 Kilometer Marokko und nahezu ebensoviel Algier angehören. Den Bewohnern des Gebirges ist der Name „Atlas“ völlig fremd, sie nennen den Hauptkamm desselben „Zdrar-u-Deren“. Die Bezeichnungen „hoher“, „kleiner“ und „großer“ Atlas ist eine unpassende, von den Franzosen in Umlauf gebrachte, da ihr keinerlei tatsächliche Verhältnisse zu Grunde liegen.

Die Hauptkette des Atlasystems, zwei bis vier Gebirgsrücken umfassend, hat eine mittlere Kammhöhe von 1200 bis 1500 Meter. Sie steigt steil aus dem Ozean in einer Höhe von 1300 Meter auf, senkt sich allmählich wieder bis zu 1000 Meter Höhe, um bald darauf wieder mächtig anzuwachsen und erreicht in der Provinz Haha eine Höhe von 3050 Meter. Etwa 100 Kilometer vom Kap Ghir entfernt findet sich in den Kamm der Paß von Bidanan eingeschnitten, durch welchen die Kommunikation der Hauptstadt Marokko mit Tarradant und den Landschaften am Draa geschieht. Durch diesen Paß ziehen die Karawanen, welche von Marokko durch die Sahara nach Timbuktu, den Haussa- und Senegalländern gehen. Östlich vom Passe Bidanan steigen die Gipfel des Gebirgszuges bis 3500 Meter an, noch weiter östlich sogar bis 3900 Meter. In einer Höhe von 2600 bis 3500 Metern finden sich noch Pässe, welche erstiegen werden müssen, wenn man vom westlichen Marokko nach der Oase Tafilet hinabsteigen will. Einen derselben, den Tifint el Mint passierte Nohls und maß dessen Höhe zu 2589 Meter. Westlich vom 6° westl. Länge von Greenwich ist uns der Atlas wenig bekannt. So viel steht fest, daß auch hier Gipfel bis zu einer Höhe von 3000 Meter ansteigen. Von dem Gebirgsknoten um den Dschebel Nischn, der die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen, mittelländischen Meere und dem Saharagebiet bildet, streicht in nordwestlicher Richtung der Dschebel Mastalitha, von diesem ausgehend in der Richtung des Hauptkammes der Dschebel Tamarakuit, über welchen eine über 2500 Meter hohe Straße (Megaderpaß) von Mekines in das Thal des Muluja führt. Weiter gegen Osten löst sich das Gebirge in das erwähnte System von isolierten Bergzügen und Hochplateaus auf. Der Abfall des Hauptkammes des Atlas ist nach Norden und Süden steil. Von der Stadt Marokko aus, welche eine Seehöhe von 500 Meter hat, gewährt der mäch-

tige Gebirgszug einen prächtigen Anblick. Gegen Südost vom Dschebel Nijchin streicht ein Gebirgszug, der eine im Süden des Hauptkammes mit diesem parallel streichende circa 2000 Meter hohe Nebenkette mit dem eigentlichen Atlas verbindet. Diese ist unter dem Namen des „Anti-Atlas“ bekannt und hat lokale berberische Namen. An dem Süd- und Ostende des „Anti-Atlas“ sammelt der Draa seine Wässer und führt sie am Rande der marokkanischen Sahara dem atlantischen Ozean zu.

Obgleich die höchsten Gipfel der Hauptkette des Atlas im Winter bis zu einer Höhe von 2400 Meter mit Schnee bedeckt sind, so reicht doch keiner derselben bis zur Schneegrenze hinauf und schon im Monate Mai erscheinen die höchsten Spitzen schneefrei.

Die östliche Fortsetzung des Atlas vom Dschebel Nijchin ist ein zwischen 200 und 80 Kilometer breites Hochplateau, dessen Nordrand nicht scharf markiert, dessen Südrand aber durch die Bergzüge Dschebel Amur und Dschebel Nures gekennzeichnet ist. Der landschaftliche Charakter dieses im Mittel 930 Meter sich erhebenden Hochplateaus ist ungleich. Dasselbe ist im Westen zum größten Teil eben, rauh, vegetationslos, im Osten dagegen bergig, mit Halfstuppen bedeckt. Eine besondere Eigentümlichkeit desselben bilden muldenförmige Einsenkungen (Schotts), welche zur Regenzeit Salzseen gleichen, im Sommer aber bis auf kleine Wasserlachen austrocknen und infolge der zurückbleibenden Salzkruste Schneeflächen ähnlich sehen. In diese Schotts ergießen sich fast sämtliche Gewässer der Hochebene. Die Region der Schotts zieht sich bis in die Nähe des Golfs von Gabes und umfasst sechs größere und kleinere Salzseen: den Schott Tigri, Hogheres, el Mehala, el Garbi, el Schergi, Sebcha (Hodna) und eine kleinere Gruppe: Sebcha. Die nördlichen mit Lokalnamen belegten Randgebirge des Hochplateaus kulminieren im Dscherd schera-Massiv (2300 Meter), die südlichen im Dschebel Bu Derga (1959 Meter) und im Pit von El Gada (1800 Meter). Im Dschebe Nures erheben sich der Schelich sogar zu 2328 Metern, der Mahmel zu 2006 Metern. Östlich vom Dschebel Nures werden die Gipfel immer niedriger. Ihr Nordrand ist meist mit Vegetation bedeckt, während der Südrand derselben entbehrt. Selbst die höheren Bergstufen des Atlasystems tragen Gehölze von immer grünen Eichen, die unteren wilde Lössbäume. Charakteristisch für die Vegetation sind aber besonders die Kakteen. Wenn auch die meisten Anflüsse des Hochplateaus nicht andauernd Wasser führen, so sind sie doch imstande, das „Tell“ (vom Lateinischen tellus = fruchtbare Erde) zu bewässern und bedingen dessen Fruchtbarkeit.

2) Die Sahara. Durch die fortschreitende Erforschung der nordafrikanischen Wüstenregion

ist der Umfang des Gebietes, das man früher mit dem Namen Sahara zu bezeichnen beliebte, um ein volles Drittel verringert worden. Obwohl sich in allen Punkten die Grenze dieses Wüstenhochlandes heute noch nicht bestimmen läßt, so kann man dennoch den Südrand des äußersten Randes des Atlasgebirges und die Küsten des mittelländischen Meeres als dessen Nordgrenze betrachten, während die Bestimmung der Südgrenze große Schwierigkeiten bietet, da tatsächlich die Regionen an derselben noch sehr wenig erforscht sind. Man wird jedoch kaum fehl gehen, im Westen das Flußbett des Senegal bis 10° westlich von Greenwich, dann einen konvexen nach Südosten gerichteten Bogen bis gegen Timbuktu, von hier ab das linke Ufer des Niger bis Gagno, von dieser Stadt eine wellenförmige bis zur Tintinnasteppe im Norden des Tjad, dann aufwärts bis Borku (17° n. Br.), von hier wieder bis 15° n. Br. abwärts gerichtete, am 23° östl. Länge von Greenwich wieder bis auf 16° bis 17° nördl. Breite aufwärts strebende in dieser Breite das Wadi Mhal streifende Linie als Südgrenze der Sahara zu bezeichnen.

Die Sahara bedeckt einen Flächenraum von circa 9 159 500 Quadratkilometern (166 350 Quadratmeilen). Hiervon entfallen jedoch kaum mehr als 1 200 000 Quadratkilometer auf die Sanddünenregion, aus welcher man sich den größten Teil des Flächenareals der Sahara bestehend gedacht hat. Die Sahara, soweit sie gegenwärtig der Wissenschaft erschlossen ist, zeigt sich keineswegs als kontinuierliche Sanddünenregion oder unabsehbare Sandfläche, sondern dieselbe hat ein mannigfach gegliedertes Bodenrelief, bestehend aus Plateaus mit diese durchziehenden, aber isolierten Bergzügen, gewaltigen Höhenmassivs, und deren Oberfläche besteht daher teils aus Sanddünen und Sandflächen, teils aus Gebirgs- und Felsmassen, Steppen und Weiden, kleineren Flächen von Felsblöcken (Charachaf-Landschaften), steinig, wasserlosen Hochflächen (Hammadas und Sferisflächen), endlich aus Oasen und Kulturland. Ungefähr in der Mitte der Sahara befinden sich drei mächtige Erhebungssysteme, das Bergland der Tuareg (Ahaggar), das Alpenland Aïr oder Asben und das durch Dr. Nachtigal erschlossene Bergland von Tibesti oder Tu. Den gesamten Flächenraum der Sahara ist man in zwei Hälften zu scheiden gewohnt, in eine westliche, nämlich die westlich von der Karawanenstraße von Tessa nach dem Tjad sich erstreckende, welche auch den Namen „Sahel“ oder „große Wüste“ führt, und in eine östliche, als deren nordöstlicher Teil die libysche Wüste als besonderes Wüstenplateau betrachtet zu werden pflegt. Kohnen lehrt uns, daß man am besten unter dem Namen Sahara jenes Territorium zu verstehen habe, wo jeder

(wenigstens der regelmäÙige) feuchte Niederschlag fehlt, deshalb absoluter Mangel an Pflanzen ist, welche des Regens bedürfen und wo große, reizende VierfüÙler existieren. In einem anderen Orte hat derselbe berühmte Wüstenerforscher nachgewiesen, daß die beste Grenze der ganzen Sahara durch ein kleines Tier, den Floh, gezogen ist. Wo dieser nicht mehr vorkommt, da beginnt die Sahara, d. i. die Gegend der absolut trockenen Luft.

Der Charakter der Sahara im Westen des Tuaregberglandes bis an den Ocean, Senegal und Niger ist der einer steinigten, wasserlosen Fläche (Hammada), welche durch Dünenregionen geteilt ist. Die Hammadafläche hat in der Regel eine doppelt so große Seehöhe wie die Lage der Dünen. Ungefähr in der Mitte dieser Fläche ist eine bedeutende Einjunktung wahrzunehmen, welche der steinfalzreiche Dünenkomplex El Dschuf („Leib der Wüste“) in einer Seehöhe von 100 Meter einnimmt. Beinahe am Westrande der Hammada findet sich das Bergland Ahrar, aus mehreren Reihen von Süd nach Nord parallel streichender, durch breite dünengefüllte Täler von einander getrennter Höhenzüge bestehend. Südlich von Ahrar findet sich gleichfalls ein kleines Hügelland: Taganet. Der Sand der Sahara ist nach der Meinung einiger Gelehrten Sand vom Meeresboden, nach Anderen entsteht er durch die Wirkung des Wetters und Windes und durch die chemische Zersetzung der Felsen infolge von Licht, Elektrizität, Hitze und Kälte. Die Form der äußeren Gestaltung der Dünen, welche manchmal eine Höhe von 100 Metern und darüber haben, hängt nur vom Wind ab. Gerhard Rohlfs schreibt, daß sich die Dünen im ganzen so präsentieren wie Wellen, als ob Wogen des Meeres plötzlich feste Form angenommen hätten. Allgemein streichen sie von Südost nach Nordwest und die große Ausdehnung der Sandwüsten in der Sahara ist nur eine von West nach Ost gerichtete oder umgekehrte.

Die Gebirgsmassen der Sahara treten deutlich in dem von Duveyrier erkundeten Hochland der Tuareg oder Ahaggar zu tage. Dasselbe stellt eine ausgedehnte ellipsoidische Hochebene dar, aus deren höchster Terrasse zwei Berge aufsteigen, die den Namen Matellen und Hikena führen und drei Monate des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Duveyrier vindiziert dem Lande vulkanischen Charakter. Nir oder Asben besteht aus fünf größeren Berggruppen von 100 Kilometern Breite, deren höchste Gipfel im Timgegebirge bis 1800 Meter erreichen. Es hat wie Ahaggar wilden landschaftlichen Charakter. Die Gebirgsmassen haben, wie alle Felsen der Sahara, ein schwärzliches Kolorit. Im Norden und Nordosten des Ahaggarlandes finden sich kleinere, ein ausgedehntes, scharf ausgeprägtes

Hammadagebiet durchziehende Bergzüge, welche in bogenförmiger Richtung von Westen nach Osten streichen und den Umrissen der Syrtenswüste zu folgen scheinen (schwarzer und weißer Harudsch). Den Südfall des algerischen Atlas begleitet eine Region hoher Dünen — El Areg genannt — deren nördlichsten Rand die Franzosen petit desert genannt haben. Das Bergland der Tuareg (auch Hogar genannt) steht durch einen Bergrücken mit dem von Nachtigal erkundeten Berglande Tibesti oder Tu in Verbindung. Dieses von den Tibbu oder Teda bewohnte Land liegt zwischen dem 18° und 22° nördl. Br. und streicht in einer durchschnittlichen Breite von 180 Kilometern von Nordwesten gegen Südosten. Der Mittelpunkt desselben ist das Tarsogebirge mit zahlreichen Ausläufern, welches im Emi Tu djdde mit 2401 Metern kulminiert. Nach Süden zu löst sich die Hauptkette des Tarso in eine größere Anzahl von einfachen Ketten auf, die alle die Richtung des Hauptgebirges beibehalten. Im Südosten findet sich eine scheinbar isolierte hohe Erhebung, der Emi Kufsi, welcher eine jährlich wiederkehrende Eisebildung auf seinem Gipfel zeigt. Der Abfall des ganzen Berglandes ist nach Norden zu steiler als nach Süden. Das Gebirge scheint mit seinen Ausläufern über Wad janga und Ennedi bis gegen Dar Fúr zu reichen.

Die von den Syrten über Murzuk nach Tibesti reichende Hammada, die Bergketten von Tibesti und deren Ausläufer, bilden die Scheidewand zwischen der westlichen Sahara und der libyschen Wüste, welche letztere im Durchschnitte eine um 50 Meter kleinere Seehöhe hat. Das Areal der libyschen Wüste steigt vom mittelländischen Meere gegen Süden stetig an. Die von Rohlfs in neuester Zeit besuchte Dase Kusra liegt bereits in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 300 Metern; Nebabo südlich von Kusra hat eine Seehöhe von 400 Metern, Regensfeld im Osten der libyschen Wüste eine solche von 440 Metern. Am Nordrande der Wüste findet sich die ausgedehnte libysche Depression, (Ammonsoase: — 29 Meter, Arabisch Dase: — 75 Meter, Kurusee: — 42 Meter), die aber nur eine Gesamtfläche von 1000 Quadratkilometern umfaßt. Nördlich von dem Depressionsgebiete steigt das Wüstenland wieder zu dem Plateau von Barka an (400 Meter bis 600 Meter). Den südöstlichen Teil der libyschen Wüste bildet eine gleichmäßig ausgebreitete, steinige Hochebene, in welche mehrere Dassen eingesenkt sind. Der zwischen Regensfeld und der Ammonsoase gelegene Teil der libyschen Wüste ist auf einer Erstreckung von 420 Kilometern ein absolut vegetationsloses Sandmeer, die Gegend in der Nähe der Dase Audschila ein Labyrinth von Steinblöcken.

Was sonst die Charakterbeschaffenheit der Sa-

hara betrifft, so wechseln, wie schon angedeutet, zerklüftete Felspartien mit nackten Hochflächen, kieselbesäeten Räumen (Hammada, Serir) und von Sanddünen durchzogenen Feldern. Nichts ist, schreibt Mohls, schauerlicher und grauenvoller, als ein Gebirge in der Sahara. Die vollkommene Nacktheit der Bergwände ohne alle Vegetation, das schwarze düstere Aussehen der Gesteinsmasse, die sonderbare Form und eigentümliche Gestaltung der Felsen, zum Teil hervorgerufen dadurch, daß man es meist mit vollkommen nackten, aller Erde entbehrenden Gebirgen zu thun hat, ein solches Saharagebirge mahnt den Reisenden vielmehr daran, daß er in der großen Wüste sich befindet, als es die ausgedehntesten Sanddünen thun könnten. Abgesehen von den vielen Versteinerungen, Eindrücken und Schalen von Seetieren, die auch im südlichen Teile der Sahara vorkommen, findet man dort zwei sehr eigentümliche steinige Gebilde. Es sind das Steinnüsse, zoll- bis faustgroß, die von schwärzlicher Farbe, inwendig hohl oder mit weißem Sande gefüllt sind. Von glasigem Klang zeigen diese Kugeln nirgends eine Öffnung. Sodann eigentümliche glasige Röhren von grau bläulicher Färbung. Diese Röhren sind ziemlich lang, äußerlich rauh, inwendig vollkommen glatt. Abwechslung bieten dem Auge unter diesen Steinen die mit scharfkantigen Steinen übersäeten Hammadas oder Tanesrusts, ferner die mit kleinen Kieselchen bedeckten Serir. Die meisten Hammadas und Serirs bestehen aus Thon, der manchmal fast zu Stein erhärtet ist und eine rötliche Farbe hat. Die Farbe des Dünenandes ist gelblich-braun. Die riesigen Sandflächen der libyschen Wüste gleichen, wie Reisende versichern, einem mit berg- hohen, riesigen Wogen erfüllten Ozeane. Lange Ketten von parallel laufenden Dünen wechseln mit trichterförmigen Schindlen und zahllosen Fildschwindungen. Wo die Beweglichkeit des Sandes eine große ist, kann man alltäglich Zeuge von Dünenbildungen sein, während in anderen Gegenden die Dünen fest bestehen bleiben, von den Karawanenführern mit Namen belegt werden und viele Jahre hindurch als sicher erkennbare Wegweiser dienen.

In der traurigen Öde der Wüste erfreuen Herz und Auge die Oasen. Diese entstehen überall, wo Wasser vorhanden ist. Frisches Grün umgibt die rieselnde Quelle und selbst der anscheinend unfruchtbarste Sand erzeugt bei Benässung so gleich ein reiches Pflanzenleben. Der Name Oase ist den Bewohnern der Sahara unbekannt; er ist griechischen Stammes. Man unterscheidet gemeinlich zwei Oasen, solche die oberflächlich fließende und solche die unterirdisch fließende natürliche Bewässerung erhalten. Ferner gibt es Oasen, die durch stark aus der Erde hervorsprudelnde Quellen gebildet werden. Sehr bequem sind für

die Bewohner solche Oasen, die eine dicht an die Oberfläche des Erdbodens tretende Wassersicht besitzen; aber sie produzieren nur Palmen. Wollen die Bewohner Getreide und Gemüse bauen, müssen sie das Wasser aus den Wasserlöchern an die Oberfläche des Erdreichs selbst befördern. Die meiste Arbeit ist den Bewohnern aufgebürdet, wo das Wasser so tief ist, daß die Wurzeln der Palmen die Wasserschichte nicht mehr erreichen. Die Art und Weise, das Wasser aus der Tiefe an die Oberfläche zu befördern, die Anlegung von Brunnen selbst, ist eine sehr verschiedene. Es gibt Brunnen (von den Franzosen in der algierischen Wüste angelegt), die eine Tiefe von über hundert Metern haben und vermittelt einer Ziehvorrichtung ausgeschöpft werden, dann artesishe und Bohrbrunnen.

Das ausgedehnte Wüstengebiet der Sahara bildete für die Kultur ein scheinbar unübersteigbares Hindernis, besonders vor der Einführung des Kamels in Afrika. Der Strom der Völkerwanderung ergoß sich am Nordrande des Kontinents von Westen nach Osten und wohl auch umgekehrt. Eine uralte Kommunikation besteht gerade über den schrecklichsten Teil der Wüste im Westen von Marokko nach den Ländern am Niger. Diesen Weg haben auch die Träger des Islam von Norden aus nach dem Innern unternommen und lange Zeit haben Kriege zwischen den Marokkanern und Sudanesen gewüthet. Zwei Zugänge finden sich vom Atlas aus nach dem Niger: die Karawanenstraßen über Tarudant und Taudeni nach Timbuktu und jene von Tidikelt über Assanad nach derselben Stadt. Eine weitere wichtige Verkehrsstraße zieht sich aus dem Lande der Tuareg über Air oder Asben nach den Haussastaaten und eine eminent wichtige von Tripolis über Fessan und Bilma an den Tadjee. Knotenpunkte des Saharaverkehrs sind in der nördlichen Wüste ferner Khât (Whât), Rhadames, Wargla und Insalah. Eine noch wenig bekannte Karawanenstraße ist jene von Tripolis über Andschila und Kufra nach Wadai, eine zweite gleichfalls seltener begangene von Dongola am Nil nach Dar Fûr. Der Karawanenverkehr des nördlichen Wüstenlandes zwischen Ägypten, Tripolis und Tunis bewegt sich auf einem Wege, der von Alexandrien, Kairo und Assuan drei Stränge bei der Ammonsoase vereinigt und über Dschalo, Andschila und Sella seine Richtung nach Tripolis nimmt, sich aber auch nach Süden gegen Fessan verzweigt. Der ganze Verkehr des Sudan wird fast ausschließlich auf Kamelkarawanen auf den aufgezählten Wegen mit der Mittelmeerküste vermittelt, an ihm partizipieren auch die Träger der europäischen Zivilisation nach den Territorien Binnenafrikas.

Die Kommunikation in dem großen nordafrikanischen Wüstengebiete wird durch das Auf-

treten des gefährlichen Wüstensturmes Samun erschwert, der, einem gewaltigen Orkan gleich, Palmen entwurzelt, Menschen und Tiere fort-schleudert, den Untergang der Karawanen herbeiführt. Obgleich die Luft von Staubbmassen derart erfüllt wird, daß an eine Vorwärtsbewegung der Reisenden nicht zu denken ist, so wird doch der Tod nicht durch Ersticken, sondern durch Herbeiführung der Wassernot bewirkt. Überrascht der Samun, namentlich der gefährliche aus Südosten kommende, eine Karawane, die noch fern vom Brunnen ist, dann ist sie meist verloren. Die Schläuche trocknen aus, und die Mitglieder der Karawanen müssen verdursten.

3) **Der Sudan** (d. h. „Land der Schwarzen“). Im Süden des Saharagebietes dehnt sich vom Roten Meere beginnend bis an den Atlantischen Ozean in einer Länge von ca. 4600 Kilometern die Plateauzone des Sudan. Das Land südlich von der Sahara steigt, soweit es der Kenntnis erschlossen ist, fortwährend an; ebenso ist eine Steigung des Bodens von Senegambien aus gegen Osten zu bemerken. Durch den tiefen Einschnitt des Njassasees ist der Sudan in zwei natürliche Hälften geteilt, eine westliche, die Haussa- und Mandingoländer in sich begreifend (auch „Hochsudan“ genannt), und in eine östliche, Wadaï, Dār Fūr und Kordofan umfassend. Das ganze Areal des Sudan scheint ein Hochplateau zu sein, aus dem im östlichen Teile das Hochlandsmassiv des Dschebel Marrah, des Hauptgebirges von Dār Fūr, im westlichen Teile das isolierte Massiv des Mendis (nach Barth 1900 Meter) zwischen den Flüssen Sokoto, Waube, Benue und Niger, ferner am Westrande das Bergland des noch unerforschten Kong (ca. 1300 Meter), an dessen Nordabfall der Niger entspringt, ansteigen. Der Abfall derselben gegen die Fläche des Hochplateaus ist meist ein terrassenförmiger. Die Breite dieser drei Massive ist keine große. Der Sudan ist im Osten eine grasreiche Ebene, im zentralen Teile und Westen eine sehr fruchtbare Landschaft. Dies gilt namentlich von Senegambien, welches eines der fruchtbarsten Länder der Erde genannt werden kann. Die ganze Plateauzone des Sudan ist heute der Wohnplatz der eigentlichen afrikanischen Negerrasse.

4) **Das zentralafrikanische Hochland.** Südlich von der Einsenkung des Benue- und Schari-thales dehnt sich bis an die Südspitze Afrikas die gewaltige südafrikanische Plateaustufe aus. Eine natürliche Teilung erfährt diese Hochfläche durch die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und Congo in eine nördliche und südliche Hälfte. Die erstere fassen wir unter dem Schlagwort zentralafrikanisches, die letztere unter dem Schlagworte südafrikanisches Hochland zusammen. Die höchsten Erhebungen des zentralafrikanischen

Hochlandes sind an den großen Seen zu suchen. Vom Westen steigt in dem mit undurchdringlicher Waldvegetation bedeckten Congobecken das Terrain stetig gegen Osten und Süden an und ist nördlich vom Njassasee zwischen dem Äquator und dem 10° südl. Br. durchschnittlich 1500 bis 2000 Meter hoch. Der Westrand des Plateaus wird von der Mündung des Cuanza an bis zum Meerbusen von Benin durch zur Küste parallel streichende Höhenzüge, die Serras (bis 1800 Meter Höhe), gebildet. Im äußersten Nordwesten erhebt sich am Rande des Ozeans der isolierte Stock des vulkanischen Camerun mit ragenden, bis 4000 Meter hohen Gipfeln, weiter östlich im Süden der Landschaft Zumbina oder Idamania hat sich den Blicken der Reisenden ebenfalls ein mächtig himmelanstrebendes Massiv (1200 bis 1800 Meter hoch) geboten, welches indessen noch nicht erforscht werden konnte. Die Gebirgsmassen an der südäquatorialen Wasserscheide (Congo-Zambesi) erheben sich schon in Bihe zu einer Höhe von 1200 Metern, im Süden des Bangweolossees aber bis 2000 Metern. Die höchsten Gipfel am Njassasee erreichen bei 2500 Meter (Milandsche, Zombaberg), jene am Tanganjikassee eine solche über 2500 Meter (Mumbaberge). Die höchsten Erhebungen im Westen des Ukerewe stehen den Gipfeln am Njassa und Tanganjika an Höhe nicht nach (Wambarangara 4570 Meter, Usumbiro 3658 Meter). Die isolierten Massen des Kenia (5400 Meter) und Kilimandscharo (5694 Meter) ragen bis zur Region des ewigen Schnees hinan und ihre nördlichen noch nicht erforschten Nachbarn am Varingossee sollen gleichfalls gegen 1500 Meter hoch sein. Unmittelbar am Äquator befinden sich also in diesem Teile Afrikas die höchsten Erhebungen des Kontinents. Leider ist das gesamte Territorium an den großen afrikanischen Seen noch so wenig erforscht, daß an eine Einteilung und Übersicht der Gebirgsmassen nicht zu denken ist. Die erwähnten Berglandschaften in der Umgebung der großen Seen sind sämtlich waldbereich und haben ein gesundes, herrliches Klima (Karagwe, Uganda).

5) **Das südafrikanische Hochland.** Das südlich der Wasserscheide zwischen Congo und Zambesi sich ausbreitende Land, welches die Kalahari, Groß-Namaqua, die Boerstaaten, das Zululand und die britischen Besitzungen umfaßt, ist eine Hochebene von durchschnittlich 1200 Metern Höhe, die terrassenförmig und steil nach den Ufern der beiden Ozeane abfällt. Vom Süden ausgehend hat man, um das Plateau des Hochlandes zu gewinnen, drei Randketten zu überschreiten, welche ebenso viele Terrassen nach dem Meere hin begrenzen. Die erste dieser Terrassen (80 bis 100 Meter Höhe) trägt Berge von 1000 bis 1500 Metern Höhe, die zweite, die sogenannte

Karoo (= hart) ragt mit ihren rotgrauen Sandsteinmassen wie eine Festungsmauer fast senkrecht empor. Hier und da klast eine Schlucht mit kahlen Wänden jäh hinab und bildet ein Eingangsthor von schlundartiger Enge, dessen Boden Steingerölle bedeckt, über welches sich der Ochsenwagen des Reisenden zu der Grasfläche der Karoo emporwinden muß. Auf dieser Terrasse streichen zwei parallele Längsketten nach Südost zur Küste mit Gipfeln von 1500 Metern Höhe, die noch von den Spitzen der inneren und äußeren Handlette der Karoo überragt werden. Der Kulminationspunkt der „Meenen Zwarte Berge“ ist der 2325 Meter hohe Seven Beeds Poort, der Kulminationspunkt des großen Winterhoefzuges der 1753 Meter hohe Coxcomb. Nach Übersteigung der inneren Handlette gelangt man nördlich auf die menschenarme Einöde der großen Karoo. Diese große Karoo, eine etwa 80 000 Quadratkilometer fassende Fläche, mit einer mittleren Seehöhe von 1100 Metern im westlichen, ca. 850 Metern im östlichen Teile, ist von einem ockerfarbigen, aus Sand und Thon, die durch Eisen gefärbt sind, bestehenden Boden gebildet, der im Sommer zur Festigkeit der Ziegel ausdorrt; wenige Meter unter ihm befindet sich überall festes Gestein. Die die Karoo quer durchziehenden Flußbetten sind während neun Monate im Jahre trocken und weisen nur eine spärliche Mimosenvegetation an ihren Ufern auf. Aber schon einige Tage nach einem Regenschalle und namentlich in der Regenzeit keimen all die unzähligen Zwiebelgewächse, welche der steinharte Boden einschließt und die Hochebene verwandelt sich in einen lachenden Blumentepich, mit Salzpflanzen, Lilien, Narzissen und Tulpen geschnitten, oder in ein wogendes Grasmeer, welches zahlreiche Herden von Antilopen, Quaggas, Straußen und Wäffeln durchziehen, denen wieder gefräßige Raubtiere nachschleichen. Dann ist die Karoo ein treffliches Weideland. Allein nur wenige Dassen bleiben stets grün und erlauben eine Bebauung des Bodens.

Am nördlichen Rande der Karoo erheben sich neuerdings mächtige Gebirge, welche sie von der nächstfolgenden Terrasse, dem eigentlichen Hochlande des südafrikanischen Inneren, scheiden. Zu diesen 1500 bis 1800 Meter hohen Bergketten, die oft monatelang mit Schnee bedeckt sind und eine Menge von Thälern und Berglandschaften bergen, gehören im Westen das Roggeveld, im Süden das Nieuweweldgebirge und ostwärts die Winter- und die alpinen Schneeberge, unter welcher letzteren der Kompaßberg oder Episkop eine Höhe von 2500 Metern erreicht, somit der höchste Gipfel des Kaplandes ist. Im Nordosten beginnt ein den Dranje nach Nordost begleitender Gebirgszug, aus den Ninofter-, Bambeos- und den Stormbergen

(1830 Meter) bestehend, die sich weiterhin als Nathlamba (Quauthlamba) oder Drakenberge (Van Keenenpaß, Debeerpaß) bis an den Limpopo fortsetzen. Diese sämtlichen Bergzüge haben eine ausgesprochene Tafelform, sind an bedeutenden Erhebungen nicht arm und weisen noch in ihrem nördlichsten Teile die Mauchspitze mit 2675 Meter Seehöhe auf.

Der Westrand des südafrikanischen Hochlandes vom Kap der guten Hoffnung bis zur Mündung des Dranje bilden gleichfalls zur Meeresküste steil abfallende Terrassen. Eine merkwürdige Bildung ist der in der unmittelbarsten Nähe der Kapstadt befindliche 1082 Meter hohe Tafelberg. Die Hügel der westlichen Terrassenlandschaften erreichen eine Höhe von 1500 Metern. Nördlich von der Dranjemündung reicht die Küstenterrasse ununterbrochen bis zur Mündung des Cunene. Nur im Damaraland greifen drei Plateaufstufen tiefer nach dem Inneren herein, ohne jedoch eine größere Höhe als die von 1200 Metern in ihren Kulminationspunkten zu erreichen. Das zwischen den beschriebenen Randgebirgen befindliche Land trägt den Charakter großer Einförmigkeit, wiewohl es nicht eine gleichmäßig platte Hochebene ist. Selbst in der Kalahariwüste ragen einige isolierte Berge empor. Im westlichen Teile, im Damara- und Hereroland ist die Hochebene von mächtigen Berggipfeln gekrönt, deren Höhe bis über 2600 Meter reicht (Hereroplateau, Kupferminenplateau). Die Kalahari ist eine vorwiegend mit niedrigem Buschwerk bewachsene Steppe mit nur sehr geringen Sanddünenkomplexen (Karri-Karri).

6) Das Hochland von Abessinien und die Randgebirge am Roten Meere. Das Alpenland von Abessinien gewinnt in der Richtung von Norden nach Süden stetig an Breite. Von anfänglichen 100 Kilometern Breite in den Habablandschaften erweitert sich das kolossale terrassenförmige Massiv in den südlichen Gallaändern bis 350—400 Kilometer Ausdehnung und trägt Gipfel bis zu 4000 Meter Seehöhe. Mit Recht hat man es die „Afrikanische Schweiz“ genannt. Der Abfall gegen Osten geschieht in steilen, mauerartigen Stufen, die vom Roten Meere aus einen imposanten Eindruck machen, während der Abfall nach Westen gegen Senaar ein allmählicher ist. Die höchsten Erhebungen des abessinischen Hochlandes finden sich an der Westseite desselben (Josephberg 4197 Meter, Bela Bere 3805 Meter) und in der Mitte der Landschaft Begemedder und Simen (Nas Dajchan 4620 Meter, Ankua 4620 Meter, Layata 4532 Meter, Quahit 4510 Meter, Barotschwaha 4504 Meter). Die ganze Hochfläche bedeckt einen Raum von circa 220 000 Quadratkilometern, ist keineswegs eben, sondern unullert und mit zahlreichen Berghöhen besetzt. Der ungeheuer steile Abfall gegen Osten bringt es mit

sich, daß nur wenige Übergänge aus der vorge-lagerten Ebene Samhara nach Westen führen. Sämtliche Flüsse befinden sich in einer Höhe von nahezu 3000 Metern. In das Hochlands-massiv ziemlich tief eingeschnitten sind alle Fluß-betten der nach Westen und Süden abfließenden Ströme, namentlich des Takassie und Bahr el Azrak. Gegen Süden flacht sich das Massiv lang-sam ab, obgleich auch an dem bogenförmigen Südostrand bedeutende Gipfel aufsteigen (Hamdo-berg 3456 Meter, Amaraberg 3128 Meter, Goro-berg 3276 Meter). Südlich von Schoa setzt sich das Hochland in den Landschaften Kassa und Enarea fort und reicht vermutlich in einer mitt-leren Höhe von 2000 bis 3000 Meter bis an den Zubauß. Auch gegen Osten hin am Nordrande der Somalhalbinsel reicht das Hochland in ziem-lich bedeutender Höhe gegen das Kap Guardafui hin. Leider sind uns die Gallaslandschaften und die Halbinsel der Somal noch völlig terra in-cognita.

Im Norden des abessinischen Hochlandes reicht an der Küste des Roten Meeres, nur an der Biegung des Nil gegen Westen etwas weiter in das Binnenterritorium sich ausbreitend, ein wild zerklüftetes, von zahlreichen Wadis (trockenen Fluß-betten) durchfurchtes Randgebirge bis in die Nähe der Hauptstadt Ägyptens, deren Citadelle der letzte Ausläufer trägt. Es trägt Verggipfel bis zu einer Höhe von 2000 Metern (Dschebel Soturba, Djebel Kharib, Djebel Dochan u. a.). Mehrere Karawanenstraßen durchziehen dieses wilde Berg-land, deren wichtigste die von Suakin nach Berber und jene von Korosko nach Abu Hamed ist. Von letzterer Stadt ab zieht sich die tiefe und frucht-bare Thalrinne des Nilstromes nach Norden, be-gleitet von den beiden Höhenzügen der ara-bischen (östlichen) und der libyschen (westlichen) Kette.

Die Bodenbeschaffenheit der Inseln ist eine zumeist gebirgige. Viele der afrikanischen, wie die Azoren und Canarien, zeigen heftige vulkanische Erscheinungen (Teneriffa mit seinem Pit 3200 Meter u.), andere Spuren erloschener vulkani-scher Thätigkeit. Die Rieseninsel Madagaskar (60 000 Quadratkilometer) bildet an ihrer Ost-und Nordseite eine hohe gebirgige Region (1000 bis 1500 Meter), im Westen und Süden dagegen eine weite Ebene (100 Meter). Die gebirgige Re-gion besteht aus primären krystallinischen Ge-steinarten und die höchsten Punkte der Insel, die Pits der Ankaratragruppe erheben sich bis gegen 3000 Meter Höhe. Ein großer Teil der Gebirge, namentlich im Nordosten, ist reich be-waldet, ein anderer großer Teil kahl und öde. Durch eine Reihe von Beobachtungen hat man für den zentralen Teil der Insel eine Erhebungs-lücke nachgewiesen, über welcher die Ränder der Insel nach allen Seiten beträchtlich erhöht sind.

Eine Wasserscheide läuft an der Ostseite Mada-gaskars.

Über den geognostischen Charakter der afri-kanischen Landmassen sind wir leider noch sehr wenig unterrichtet und nicht in der Lage uns ein klares Bild derselben entwerfen zu können. Im nördlichen Teile herrscht wohl eine Übereinstim-mung mit den geologischen Verhältnissen Süd-europas, im Süden treten Granit und krystallini-scher Schiefer, Sandstein, im Osten Kalkstein, Thon und Sandstein, an den äquatorialen Seen krystallinischer Schiefer und Granit, an der West-seite des Kontinents ebenfalls krystallinischer Schie-fer und Granit, mitunter wohl auch Basalt, in den Vordergrund. Vom ökonomischen Standpunkte lassen sich in geognostischer Beziehung nur die best-bekannten kleinen Uferlandschaften betonen.

Fassen wir das über die orographischen Ver-hältnisse Afrikas Gesagte zusammen und sehen, inwiefern die Konstellation der Gebirge in Afrika der Kultur förderlich ist, so finden wir, daß die Gebirgsmassen der ungegliederten Gestalt des Kontinents insofern sekundieren, als die terrassen-förmig sich erhebenden Plateaus eher vom Ein-dringen abzuhalten, als hierzu einzuladen scheinen. Kleine offenen Thäler bieten sich dem Wanderer an der Küste. Der Reisende muß hohe Gebirge, gleich Wällen ersteigen und dabei mit den Schreck-nissen eines böartigen Klimas kämpfen, ehe er ein gesundes Hochplateau erklimmt. An der Europa zugekehrten Seite bietet die große Wüste ein scheinbar unübersteigbares Hindernis. So kommt es, daß die orographischen Verhältnisse der Verbreitung der Kultur auf dem schwarzen Kontinent eher abträglich, wie förderlich sind.

Bewässerung. Die Verschiedenheiten im Bau des Bodens, wie nicht minder in klimatischer Beziehung bedingen in Afrika große Gegensätze in den hydro-graphischen Verhältnissen. Das Atlasssystem gestattet nur die Bildung kleiner Küstenflüsse und zahl-reicher Binnensflüsse, welche teils in den geschlos-senen Längenthälern des mittleren Algeriens von Salzseen (Schotts, Sebchas) aufgenommen wer-den, teils nach Süden in der Niederung des Wadi Nigh heraustraten und sich hier in Sümp-fen und Salzseen verlieren. In den östlichen Atlasausläufern herrschen die gleichen Verhält-nisse. Die Regenarmut der ganzen Plateauzone der Sahara ist die Ursache, daß die fließenden Gewässer hier zu den Seltenheiten gehören. Der beim Kap Run in den atlantischen Ozean ein-mündende Draa mit dem Saktet ist der einzige Fluß dieser Zone. Dagegen ist hier das Gebiet der Regenbäche (Wadis oder Chors), die bei einem Gewitterregen plötzlich ungeheuer anschwellen, aber eben so rasch versiegen. Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse in dem Gebiete der regel-mäßigen Regengüsse. In diesem breiten Gürtel

befitzt Afrika eine große Anzahl mächtiger Ströme und großer Binnenseen und steht an Wasserreichtum keinem anderen Erdteile nach. Leider aber bieten die Flüsse wegen zahlreicher Stromschnellen (Natarakte) dem Verkehre große Schwierigkeiten dar, der gerade Gegensatz zu Südamerika, wo die großen Flüsse die ausgedehnten Tiefebene in majestätischem Laufe durchziehen und sämtlich bis nahe an ihre Quellen befahren werden. Wollte man den beiden Kontinenten mit Rücksicht auf die Kommunikation der Zukunft ein Prognostikon stellen, so müßte man wohl bemerken, daß während Amerika durch künstliche Verschlingung und Verbesserung seiner Wasserwege das Land des zukünftigen Wasserverkehrs ist, Afrika dagegen das Territorium für Landwege bleiben werde und infolge dessen den Charakter der Abgeschlossenheit länger zu behalten verurteilt ist.

Was die Verteilung der Flüsse betrifft, so strömt der größte Teil derselben in den atlantischen Ozean, entsprechend der größeren Abdachung des Festlandes nach Westen. An der ganzen Nordküste ist der einzige Nil und Draa von Wichtigkeit, während auf einer ebenso langen Küstenstrecke des Westens, wie jene von der Nil- bis zur Senegalmündung fünf große Flüsse in das Meer fallen, an der Ostküste nur drei ihre Wässer mit denen des Indischen Ozeans vermengen. Die Flüsse Afrikas gehören zwei Meeresgebieten an, dem des Atlantischen und dem des Indischen Ozeans. Außer dem münden große afrikanische Ströme in Binnenseen (Tjad, Ngami.)

In das Gebiet des atlantischen Ozeans, respektive dessen Teiles, des mittelländischen Meeres, mündet:

1) Der Nil, der längste und historisch wichtigste Strom Afrikas, dessen Quellen zu erkunden sich Kräfte von Jahrtausenden vergeblich abgemüht, so daß es sprichwörtlich wurde zu sagen: „Caput Nili quaerere“ wenn man das Suchen einer unauffindbaren Sache bezeichnen wollte. Schon die alten Griechen hatten Kunde von der Existenz zweier Seen, die von dem „Rondgebirge“ gespeist würden und aus denen dann der Nil abfließe. Ptolemäos hat uns diese Kunde erhalten; allein diese Seen oder besser gesagt Sümpfe (Paludes Nili), wirklich zu besuchen ist im Altertume, Mittelalter und in der frühen Neuzeit nicht gelungen. Kaiser Nero sandte zwei Offiziere ab, die sich den Nil hinauf wagen sollten; sie kehrten, da sie die dichten Pflanzenbarren am Mittellaufe des Stromes nicht zu überwinden vermochten, ununterrichteter Sache zurück. Erst Mehemed Ali, der energische Vizekönig von Ägypten, nahm den Plan der Auffindung der Nilquellen kräftig in die Hand, doch ohne Erfolg. In der Folge arbeitete ein Heer von Forschern an der Lösung dieser Frage, gleichfalls ohne Erfolg. Eine andere Wendung nahmen diese Bestrebungen, als die Missionare Erhardt und

Nebmann, welche zu Anfang der fünfziger Jahre unseres Säkulums an der ostafrikanischen Küste dem Befehrungswerk oblagen, die sichere Kunde nach Europa brachten, in der Nähe der Sansibar Küste befand sich nach den Erzählungen der Eingeborenen ein großes Binnengewässer. Erhardt konstruierte eine Karte und wies dem benachbarten See „Nyassi“ einen bedeutenden Umfang und eine west-östliche Richtung an. Die erkundeten Daten spornten namentlich englische Reisende an, die Auffindung des Sees von der Ostküste aus zu versuchen. Die Kapitäne Burton und Speke zogen 1858 aus und entdeckten den Tanganjika. Im Norden dieses Sees sollte es mehrere andere geben. Speke brach mit Kapitän Grant auf eine Aufforderung des Präsidenten der Londoner geographischen Gesellschaft im Jahre 1860 abermals auf und entdeckte darauf den Ukerewe, den er zu Ehren der Königin Victoria von Großbritannien Victoria-Nyanza benannte. Beide Reisende konstatierten am Nordufer desselben den Abfluß eines mächtigen Stromes, der sich gegen Westen in einen zweiten großen See ergießen sollte. Die Reisenden wandten sich indessen nach Norden und begegneten, als sie den Nil getroffen, der offenbar diesen beiden Seen entströmte, dem mutigen englischen Reisenden Sir Samuel Baker, welcher von Norden her bis zum 3° nördl. Br. vorgedrungen war. Baker, der selbst auf seiner Reise bisher große Strapazen erlitten, entschloß sich, den zweiten See, aus dem der Nil gegen Norden ausströmen sollte, aufzusuchen. Er entdeckte in der That 1864 der Mwutan oder Luta Njige, den er zu Ehren des Gemahls der Königin Victoria Albert-Nyanza benannte. Zunächst konstatierte Baker die Einmündung des Abflusses des Ukerewe in den Mwutan, besah diesen und kehrte nach Ägypten zurück, nachdem er noch festgestellt, daß dem Mwutan an seiner Nordseite ein bedeutendes Gewässer, der Nil, entströme. Baker unterließ es, diesen Abfluß mit eigenen Augen zu besehen, obgleich er den Mwutan auf einer ziemlichlichen Strecke befahren, allein das Rätsel der Nilquellen war gelöst, die Vermutung des Ptolemäos bestätigt. Diese geographischen Daten blieben nicht ohne Erweiterung; freilich erfolgte diese ziemlich spät. Erst 1875 besah nämlich Komolo Gessi die bis dahin noch unbekannte Strecke des Nils von Dufile bis zum Albert Nyanza, diesen selbst bis zu seiner südlichen von Sümpfen umlagerten Seite und reduzierte den von Baker übertrieben groß angegebenen Umfang des Mwutan auf die Hälfte. Um die Erforschung des Ukerewe hat Henry Stanley ein hohes Verdienst sich erworben, indem er konstatierte, daß derselbe keineswegs aus einem Komplex von kleineren Seen, wie man nach Spekes Schilderung zu glauben geneigt war, sondern aus einem einheitlichen Wasserbecken bestehe, das namentlich von der West-

Ost- und Südseite reichen Zufluß erhalte. Stanley hatte zugleich, durch einen Zufluß des Ukerewe gegen Westen fahrend, einen neuen See, den Ukeniaru (Alexandrasee) entdeckt, den man streng genommen als den eigentlichen Quellsee des Nils zu betrachten hat. Noch ein viertes Wasserbecken fand Stanley im Osten des Ukerewe den Muta Njige, der ein separates, vom Mwitatan und Ukeniaru getrenntes Ganze bilden soll. Die letztgefundenen Errungenschaften bedürfen allerdings noch näherer Exploration.

Aus dem Ukeniaru rauscht der Abfluß, den wir als zum Nilsystem gehörig betrachten wollen, durch die herrliche Landschaft Karagwe. Der Ukerewe, in einer Seehöhe von 1148 Metern, entsendet an seinem Nordrande vom Napoleongolf den Sommerjet oder Victorianil. Dieser durchfließt einen kleinen See, den Kodscha- oder Ibrahim-Pascha-See, stürzt über die 4 Meter hohen Riponfälle, ferner die 11 Meter hohen Murchisonfälle und mündet bei Magingo in den Albert Nyanza. Diesen verläßt er an seinem äußersten Nordende unter dem Namen Bahr el Gebel und fließt in einem ziemlich abschüssigen Bette in nördlicher Richtung zwischen den Negro- und Madibergen bis Lado, wo er eine flache Thalniederung erreicht. Das Wasser läuft nun durch die weite, offene, sumpfige Fläche zwischen dichten Schilf- und Rohrwaldungen. Undurchdringliche Barren von Pflanzen verpflegen von hier an den Strom so, daß die Schifffahrt oft für längere Zeit unmöglich gemacht wird. Diese Vegetationsbarren waren z. B. im Jahre 1878 und 1880 so vollständig verschlossen, daß die ägyptische Regierung während vieler Monate ohne alle Nachricht von ihren südlich gelegenen Posten geblieben ist. In Verbindung mit dem vegetabilischen Verschlusse setzt sich manchmal eine über zwei Meter dicke Nilschlammkruste an, welche auf eine Strecke von vielen Kilometern durchgehauen werden muß, um den Schiffen wieder ungehinderte Durchfahrt zu gewähren. Die Pflanzenbarren sind vorwiegend aus der Papyrusstaude und der Umbatichpflanze gebildet. Die letztere wird 5—6 Meter hoch und an der Basis etwa 20 Zentimeter dick und ist so leicht, daß ein Mann ein daraus verfertigtes Floß auf seinen Schultern tragen kann, das acht Menschen aufzunehmen imstande ist. Die Pflanze wurzelt bloß im Wasser, so daß durch die Gewalt der Strömung oder des Windes ganze Gebüsch losgerissen werden, die dann mit anderen zusammenstoßen, sich vereinigen und eine so feste Decke bekommen, daß sie ganze Rinderherden auf denselben zu tragen vermögen. Bis Dufilé 3° nördl. Br. und Lado (5°) in der Nähe der ehemaligen Missionsstation Gondokoro, zeigt sich bereits eine Reihe von Karakten. Der Strom hat hier nunmehr eine Seehöhe von 465 Meter und es können bis Lado

Dampfer von Chartum ohne besondere Schwierigkeiten gelangen. Ungefähr unter dem 9° nördl. Br. erhält der Fluß vom Westen her einen bedeutenden Nebenfluß, den Bahr el Ghazal oder „Gazellenfluß“, der eigentlich aus einem großen Gewässer von Flüssen sich zusammensetzt, die alle von Südwesten kommen und deren bedeutendster der Bahr el Arab, Tondsch, und der Bahr el Djur sind. Das von diesem Komplex von Flüssen durchströmte Gebiet wurde uns namentlich durch die Bemühungen der deutschen Afrikaforscher Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Schnitzler erschlossen. Bei der Vereinigung des Gazellenflusses mit dem Nil bildet sich eine seeartige Erweiterung, der See No. Von da ab erhält der Nil den Namen Bahr el Abiad (d. h. der „weiße Fluß“) und strömt durch sechs Breitengrade durch das Gebiet der Negerstämme der Schilluk und Dinka bis Chartum (15° nördl. Br., 388 Meter Höhe), wo er sich mit dem aus Abessinien kommenden Bahr el Azrak („blauer Fluß“) vereinigt. Kurz nach seinem Austritt aus dem Nojee empfängt er an seinem Ostufer einen bedeutenden schiffbaren Nebenfluß, den Sobat, der uns leider nur eine ganz kurze Strecke an seinem Unterlaufe bekannt ist. Die Ufer des Nil vom No bis Chartum sind niedrig und mit Niederlassungen der Schilluk und Dinkoneger besetzt.

Der Bahr el Azrak, der früher als der zweite Quellfluß des Nil betrachtet zu werden pflegte, entspringt als Abai an der inneren Seite des Westrandes von Abessinien in dem prächtigen 1859 Meter hoch gelegenen Alpensee Tsjana und verläßt in spiralförmig gewundenem Laufe bei Famaka (35° östl. von Greenwich) Habesch, dessen Südgrenze er von der Landschaft Godescham aus bildet. An seinem Ostufer nimmt er zwei Flüsse, den Dinder und Rahat, auf und mündet, wie erwähnt, bei Chartum, nachdem er die Savannen von Senaar berieft, seine dunkelblauen Fluten mit dem lichten Wasser des Abiad. Er ist entschieden kleiner und unansehnlicher, führt dem Nil aber in der Regenzeit eine ungeheure Wassermasse zu, so daß man ihm das Hauptquantum des Wassers, mit welchem der Nil Ägypten alljährig bewässert, zugeschrieben hat. Von Chartum ab strömt der Nil auf einer Strecke von ca. 2800 Kilometern durch absolutes Wüstenterrain und nimmt auf der ganzen Strecke nur einen einzigen Nebenfluß, den ebenfalls aus Abessinien kommenden Atbara (den Astaboras der Alten), etwa 300 Kilometer nördlich von Chartum, auf, der wieder seinerseits am rechten Ufer den Bahr Setit aufnimmt und in seinem Oberlaufe den Namen Takaze (d. i. der „Murmelerde“) führt. Der ganze Flußlauf, von Chartum bis zu den Mündungen, weist ein Gefälle von 378 Meter auf und hat durchaus ausschließlich konsumierendes Terrain zu durchströmen, indem ihm nur ganz vereinzelte

Regengüsse des Winters von dem zwischen seinem rechten Ufer und dem Roten Meere sich hinziehenden Randgebirgen her sporadisch zugeführt werden. Von dem großen Wasserreichtum, der sich bei Chartum konzentriert (das Verhältnis des Wasservolumens und der Tiefe des Abiads zu dem des Nizak bei Chartum ist 3:1), verringert sich infolge von Verdunstung und Infiltration auf der ganzen Strecke bis Kairo bedeutend, so daß der Strom, der bei Chartum 1000 Meter Breite hat, auf seinem ganzen Mittellauf nirgends den Eindruck eines majestätischen Gewässers macht, wie wir ihn von großen europäischen Strömen gewohnt sind. Den blauen Nil mit seinem Nebenflusse Atbara kann man als den Spender der ägyptischen Fruchtbarkeit ansehen; allein sein Wasservolumen würde nicht ausreichen, das 2800 Kilometer lange Bett das ganze Jahr naß zu erhalten, denn der Wasserreichtum stellt sich nur nach den abessinischen Regengüssen ein, so daß demnach die Gleichmäßigkeit und der Jahresdurchschnitt seiner Wassermenge den weißen Nil zum Hauptflusse stempelt.

Das Niltal von Chartum bis zum Delta ist als ein zusammengehöriges Land zu betrachten, als das Land der schwarzen Nilerde, welche ihre Fruchtbarkeit aus dem Zerlegungsprodukt der abessinischen Gebirge erhält. Die Breite des Niltals, inklusive der wüsten Strecken an den Rändern, variiert zwischen den bis 350 Meter betragenden Steilabfällen der östlichen und westlichen Seite in Nubien von 7—14 Kilometern, in Ägypten von 21—50 Kilometern. Das anbaufähige Schwemmland hat aber nirgends mehr als 14 Kilometer Breite. Infolge der tropischen Regengüsse steigt alljährlich der Nil über seine Ufer und zwar in der Zeit von Juni bis Ende September und überschwemmt das Thal. Nach dem Rücktritt des Wassers, das man auf höher gelegene Terrassen mittels Schöpfwerke befördert, verbleibt ein fetter Schlamm, der berühmte Nilschlamm zurück, dessen unterste Lagen in Ägypten überall auf einem Lager von Meersand ruhen. Der Schlamm trocknet bald ab und bedeckt sich in Kürze allüberall mit grünen Saaten. Der Verlauf der Nilüberschwemmung gestaltet sich günstiger oder ungünstiger, je nach dem heftigen oder spärlichen Galle der abessinischen Gebirgsregen, wogegen die zentralafrikanischen eine konstante Größe bilden, indem sie den gleichmäßigen Gesetzen der Passate unterliegen. Anfangs Juni macht sich ein langjames Steigen des Stromes bemerkbar, zwischen dem 15. und 20. Juni wächst das Wasser rapid an, gegen Ende September bleiben die Wässer 20—30 Tage auf gleicher Höhe und in der ersten Hälfte des Oktober erreicht die Überschwemmung ihren Gipfelpunkt. Dann, nachdem bereits der Rücktritt der Wässer begonnen, erfolgt häufig noch eine zweite Kulmination,

worauf das Wasser anfangs langsam, später rapid fällt. Für ein fruchtbares Jahr in Ägypten genügen 23 Ellen 2 Zoll des Nilometers (zur Zeit des Herodot genügten schon sechzehn derselben) und schon eine Elle mehr kann furchtbare Verwüstungen anrichten. Dies ist das große Phänomen der Nilüberschwemmung.

Im ganzen Niltale erfährt der Flußlauf eine beständige Senkung und die Wässer müssen über sechs Katarakte hinabrauschen, deren erster, von Süden nach Norden gerechnet, unweit der Mündung des Atbara nördlich von Verber sich findet und deren letzter in der Nähe von Assuan, ungefähr unter dem Wendekreise des Krebses, gelegen ist. Diese Katarakte behindern natürlich die Schifffahrt stromaufwärts ungemein, doch hat man bereits Vorrichtungen zur bequemen Transportierung kleinerer Fahrzeuge über dieselben gefunden. Bis Assuan verkehren selbst größere Dampfer mit Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit. Von hier ab südwärts ist der Strom gleichfalls von zahlreichen Fahrzeugen bedeckt und es waltet ein lebhafter Schiffsverkehr bis in die oberen Nil-landschaften vor. Den Nivitan hat man auch bereits mit Dampfschiffen befahren, die den Nil aufwärts mit großen Schwierigkeiten geschafft worden sind. Unterhalb Kairo teilt sich der Nil in zwei gewaltige und zahllose kleinere Arme und bildet hier das durch seine Fruchtbarkeit hochberühmte Delta, ein niedriges sumpfiges Acker- und Weideland mit großen Strandseen (Maryut-, Edku-, Burkus- und Menzalehsee). Von den Alten haben wir der Nilmündungen sieben nennen hören und wenn heutzutage deren nur zwei sind: die Mündung von Rosette (bolbitinische Mündung) und jene von Damiette (phatnitische Mündung), so deutet dieser Umstand auf eine gewaltige Änderung des Deltas im Laufe der Jahrtausende hin. Die heutigen Mündungsarme erreichen die See ungefähr in der Mitte des Deltas, während der kanopische und pelusische Zweig, welche im Altertum für die Hauptmündungen galten, am äußersten West- und Ostende der ägyptischen Küste mündeten. Nach und nach wurden aber ihre Wässer, zum Teil infolge des sich durch die Nilanschwemmung nach Norden stets vergrößernden Deltas, gezwungen, sich neue Betten zu suchen. Der pelusische Arm fand durch den phatnitischen bei Damiette (arabisch Dummjât) einen bequemen Ausgang, der kanopische mußte sogar durch den von Menschenhand gegrabenen bolbitinischen seinen Ausweg nehmen; die alten Hauptäste verschwanden endlich ganz. Der gesamte Raum der fruchtbaren Deltalandschaft umfaßte an 22 000 Quadratkilometer.

Die Länge des ganzen Nillaufes beträgt circa 5600 Kilometer (800 Meilen), sein Stromgebiet umfaßt über 2 900 000 Quadratkilometer (56 000 Quadratmeilen). Die Flußlänge des Nils ist

also größer, wie jene des Amazonasstromes (770 Meilen), aber kleiner wie jene des Mississippi-Missouri (880 Meilen), während die Stromgebiete der beiden genannten Riesenströme wieder größer sind als das des Nil. Man ist also schon lange davon abgegangen, den Nil für den längsten Strom der Erde zu halten. Trotz seiner ungeheuren Länge fanden wir den Nil wegen seiner Katarakte als schlechten Kommunikationsweg, eine Eigenschaft, die er mit allen afrikanischen Strömen teilt. An Wasservolumen trägt der Nil in der Sekunde 8500 Kubikmeter in das Meer.

An der ganzen afrikanischen Nordküste finden wir keinen einzigen bedeutenden Fluß. Die von den Nordabhängen des Atlas herabströmenden Flüsse: der Medjherda in Tunis, der Scheliff in Algier, der Muluja, Sebu, Ummer Nebia in Marokko haben nur kurzen Lauf und sind nur im Unterlaufe auf kurze Strecken schiffbar. Noch im Mittelalter war namentlich der Muluja und andere selbst kleinere Flüsse Marokkos auch für große Schiffe fahrbar, sie sind jedoch seither an ihren Mündungen sehr versandet.

2) Der Draa (Darabus der Alten), 1395 Kilometer lang, ist der mächtigste Strom Marokkos. Seine Länge wird von Renou als um ein Sechstel länger wie die des Rheines angegeben. Panet, der den Draa ungefähr 100 Kilometer von der Mündung überschritten, sagt von ihm, seine Breite komme ungefähr der der Seine bei Paris (150 Meter) gleich. Der Draa entspringt am Südabhange der Hauptfette des Atlas, fließt in südlicher Richtung, und wendet sich von El Hamid plötzlich gegen Westen und mündet südlich vom Kap Nun ins Meer. Nur der Unterlauf dieses Flusses ist uns besser bekannt. Seine Ufer sind teils waldblos, teils mit Bäumen besetzt, unter denen sich mannigfache Blumen- und Oleandergebüsch entwickeln. An der Mündung sind seine Ufer circa 50 Meter hoch und beiläufig 2000 Meter von einander entfernt. Der Draa hat ein geringes Gefälle und eignet sich wegen seiner zahlreichen Furten im Unterlaufe (3,2 Meter Tiefe) nicht zur Schifffahrt.

3) Der Senegal (Senaga, bei den Eingeborenen Basing, d. i. schwarzer Fluß, genannt). Er hat seine Quellen in der Landschaft Zuta Dschalo und entsteht aus zahlreichen Quellflüssen, von denen der Koforo im Osten, der Basing in der Mitte und der Faleme im Westen, die bedeutendsten sind. Der Basing kann als Hauptquellstrom angesehen werden. Er entspringt 11° 20' östl. Länge von Greenwich und 10° 50' nördl. Breite unweit Timbo, 82 Kilometer südöstlich vom Gambia, strömt durch die Berglandschaften aus den Nordausläufern des Kong, rauscht, nachdem er den Bachoy aufgenommen, über die Gewinakatarakte und verbindet sich, nachdem er in das Tiefland eingetreten und von

Osten her den Koforo, dessen Quellen ganz nahe dem Oberlaufe des Niger liegen, aufgenommen, mit dem dritten, von Westen kommenden goldführenden, an 590 Kilometer langen Faleme. Bis Bakel umgeben die Ufer der vereinigten Flüsse Felsenpartien und ragen auch im Flußbette über die Oberfläche des Wassers hervor. Von Bakel ab fließt der Senegal als klarer, breiter Strom über Kies- und Sandbett dahin, und ist in der Regenzeit (Juni bis Oktober) bis zu den Felskatarakten bei dem französischen Fort Medine für größere Schiffe fahrbar. Sein Mittellauf ist vielfach gewunden und bildet zwischen den Handelsposten Salbe und Podor zahlreiche gutangebaute Inseln (Morfil-, Elefanteninsel). In der Ebene sind die Ufer des Senegal mit dichten Wäldungen bedeckt, er besitzt eine beträchtliche Tiefe (8 Meter) und Breite (300 Meter). Bis Podor (270 Kilometer) ist die Flut des Atlantischen Ozeans an dem Strome bemerkbar und es können selbst Seeschiffe soweit aufwärts gelangen. Unterhalb des Postens Richard Troll bildet der Strom ein weites Delta. Die Tiefe nimmt sehr ab und eine heftige Brandung erschwert den Schiffen den Eingang an den Mündungen. Zur Regenzeit übersteigt der Senegal in seinem oberen Laufe den gewöhnlichen Wasserspiegel um 6—7 Meter, an den Felskatarakten sogar um 14 Meter, wogegen er nahe der Mündung bei St. Louis sich nur 0,65 Meter über den niedrigsten Wasserstand erhebt. Die Länge des Senegal wird, von der Basingquelle gerechnet, auf 1850 Kilometer angegeben. Den Franzosen, die in Senegambien bedeutenden Kolonialbesitz haben, ist es besonders daran gelegen, den Senegal so viel als möglich zu einer praktikablen Verkehrsstraße zu machen. Längs seines linken Ufers soll nunmehr eine Eisenbahn angelegt werden, welche bis an den Niger fortgesetzt wird. Von Medine ab würde sie den Verkehr auf dem Flusse entschieden ungeneuer befördern, im Unterlaufe aber wahrscheinlich beeinträchtigen. Die Alten kannten den Senegal unter dem Namen Stachyris. Auf den Karten des Mittelalters ist seine und des Gambia Mündung zu einer breiten Mündung, dem „Sinus Ethiopieus“ erweitert, von welchem aus man quer durch Afrika in das rote Meer schiffen zu können sich schmeichelte. Der goldführende Faleme gab Anlaß zur Entstehung des Begriffes „fleuve d'or“, der so oft begegnet. Die Portugiesen eilten über weiteren Entdeckungen über die Senegalmündung hinaus, während die Franzosen schon 1626 Faktoreien daselbst anlegten. Den Namen erhielt der Strom von dem Portugiesen Lancervotta nach den anwohnenden Senagaberbern. Noch gegenwärtig sind die Franzosen bemüht, die Handelsfaktoreien immer weiter in das Innere vorzuschieben, wozu namentlich die Regenzeit, in welcher auch der Faleme und Basing von Dam-

pfern befahren werden können, Gelegenheit bietet, und bald werden sie auch am oberen Niger festen Fuß gefaßt haben. Die Produkte der Uferländer des Senegal sind Gummi, Gold, Eisenbein, Felle u. s. w. In der Regenzeit soll der kleine Zufluß des Gambia, der Nerito, eine Verbindung mit dem Gambia herstellen.

4) Der Gambia (Ba Dimma, auch Furafluß genannt) entspringt in Futa Dschalo nordwestlich von Timbo. Sein Oberlauf ist ziemlich stark gewunden, die Ufer von Gebirgen umrahmt. Bei Barraconda, etwa 1100 Kilometer von der Mündung, tritt er in das Tiefland ein, nachdem er einige Stromschnellen gebildet. Er ist hier an 6 Meter tief und 100 Meter breit. In der Regenzeit erreicht er jedoch einen um 12–16 Meter höheren Stand. Tiefer und ansehnlicher ist der Gambia im Unterlaufe. In der Regenzeit gehen ziemlich große Fahrzeuge bis Barraconda, bis wohin die Flut reicht. An der Mündung ist der Strom, baierenartig erweitert, 22 Kilometer breit. Die gesamte Stromlänge desselben wird auf 2300 Kilometer geschätzt. Treten die Regengüsse ein, so überschwemmt der Gambia das ganze Land an seinem Unterlaufe bis ungefähr 1200 Kilometer aufwärts und läßt dabei wie der Nil einen befruchtenden Schlamm zurück. In seinem Unterlaufe bildet er, wie der Senegal, eine Anzahl sehr fruchtbarer Inseln. Seine Ufer sind hier mit prachtvoller tropischer Vegetation bedeckt. An seinem Unterlaufe erhält der Gambia einen Zufluß von Süden, den Kintain, einen von Norden, den Wallia. Englische Handelsfactoren reichen ziemlich weit am Mittellaufe hinauf.

5) Der Rio Grande, dessen Quellen gleichfalls in Futa Dschalo liegen. Er nimmt einen westlichen Lauf, heißt in seinem Oberlaufe bei den Mandingos Koli, bei den Fulbe Majotabu, erhält im Süden einen Zufluß, den Tomine, und mündet, nach einem Laufe von 600 Kilometern, wovon 100 Kilometer schiffbar sind, als Rio Bolole gegenüber den Bissagoinfeln ins Meer.

6) Der Casamange, Rio Ruñez, der große und der kleine Scarceis, der Kofelle, der Kamaranka, der St. Paul-Fluß entspringen sämtlich am Südwestabhange des erst in jüngster Zeit erforschten Lomagebirges und stürzen sich nach kurzem Laufe in das Meer. Ihrem Laufe folgen zahlreiche Agenten französischer und englischer Handlungshäuser in das Innere Oberguineas. Für die Schifffahrt sind diese Ströme mit Ausnahme des St. Paul-Flusses, der im Unterlaufe schiffbar ist, ohne Bedeutung. An der Eisenbein- und Goldküste münden der Akba, der Assini und der im Unterlaufe schiffbare Prah. An den Ufern des letzteren finden sich zahlreiche englische Handelsniederlassungen.

Sämtliche Flüsse der Küste zeichnen sich durch großen Wasserreichtum aus.

7) Der Volta (auch Anu, Schiran genannt). Dieser bedeutende Fluß entspringt etwa 10° nördl. Breite in einem noch unerforschten Gebiete, behält einen südlichen Lauf durch stark bevölkerte Landschaften und mündet in eine Lagune bei Ndda. In seinem Oberlaufe heißt er Ndire und strömt an der großen afrikanischen Handelsstadt Selaga vorbei. Wie Reisende aus neuester Zeit (Vonnat) berichten, ist der Volta zur Zeit des Hochwasserstandes in seinem ganzen uns bekannten Laufe für Dampfer fahrbar. Eine Barre an der Mündung ist für flachere Fahrzeuge kein Hindernis. Die Reisenden jagen einstimmig aus, daß der schlammfreie Strom eine reiche und wertvolle Gegend erschließt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er in der Zukunft den Eingang zur Erschließung der oberen Nigerlandschaften bilden wird. Er besitzt zwei starke Stromschnellen, die indessen während des Hochwassers mehrere Meter hoch überflutet werden.

8) Der Niger (Nigeir der Alten). Der Niger, der bedeutendste Strom Westafrikas, der schon auf Karten des Ptolemäos verzeichnet erscheint und den die Masamonen, wie Herodot erzählt, von Norden aus erreicht haben sollen, dessen Lauf jedoch bis auf Mungo Park und Dr. Barth namentlich aber den ferkeligen Portugiesen des Mittelalters unbekannt geblieben war, entspringt am Nordfuße des Lomagebirges aus den ungemessen wasserreichen Quellenflüssen Tembi (10° 33' westl. v. Gr. und 8° 36' nördl. Br.) und Falico (10° 25' westl. v. Gr. und 8° 45' nördl. Br.). Seine Quellen sind erst in allerneuester Zeit 1879 durch den Schweizer Zweifel und den Franzosen Moustier entdeckt worden. Nachdem sich der Tembi, den die Eingebornen wegen seines großen Wasservolumens den „Vater des Dscholiba (Niger)“ nennen und der auch als dessen eigentlicher Quellfluß zu betrachten sein wird, mit dem Falico vereinigt und zwei kleine Flüßchen, den Tamineono und Tentaraba aufgenommen, wendet er sich, in rascher Entwicklung begriffen, durch bewaldete Hügel gegen Norden an den ansehnlichen Städten Faranna und Kuruna vorbei und nimmt an seinem linken Ufer den Tantißo auf. Erst von Didi ab, wo der Tantißo einmündet, ist uns der Niger, der in seinem Oberlaufe den Namen Dscholiba führt, besser bekannt. Bei Segou, wo die französische Herrschaft festen Fuß zu fassen bestrebt ist, hat der Strom bereits eine Breite von 7 Kilometern, so gewaltig wächst sein Wasservolumen. Hier wendet er sich gegen Osten, bald aber wieder gegen Nordosten und bildet, indem er sich in zwei Arme spaltet, die 132 Kilometer lange Insel Dschenne, wendet sich abermals nach Norden, eine zweite Insel bildend. Hier wird er von den Fulbe Mayo oder Tja-ballo

genannt. Nachdem er den Debosee durchflossen, erfolgt zum drittenmale eine Spaltung seiner Arme, wodurch die fast 300 Kilometer lange Insel Dschimballa entsteht. Der westliche Arm heißt „weißer“, der östliche „schwarzer“ Fluß. Bis zur Wiedervereinigung der beiden Flußarme ist das Gefälle des Stromes ein außerordentlich geringes, die Wassermenge eine so große, daß der Fluß oft weit über seine Ufer tritt. Der Strom wendet sich nun unter beständiger Inselbildung gegen Nordosten und bei Kabara, der Hafenstadt von Timbuktü, gegen Osten. An seinem Nordufer begleitet ihn ein 4 bis 12 Kilometer breites Überschwemmungsbett. Sein Flußthal ist von dünenförmigen Ufern begrenzt. Die Sonchay nennen ihn hier Tssa, die Tuaregs Negirren (fließendes Wasser), — ein Ausdruck, aus dem sein eigentlicher geographischer Name entstanden ist. Die Ufer des Niger werden im weiteren Verlaufe sumpfig, engen den Strom stellenweise ziemlich ein, bis er Burrum erreicht, den nördlichsten Punkt seiner der Wüste zugekehrten Biegung. Bei Burrum wendet er sich plötzlich nach Südosten, das berühmte „Knie“ bildend, und nimmt von hier an den Namen Quorra (Quara oder Kowarra) an. Von Dschenne abwärts, wo er am rechten Ufer einen noch wenig erforschten Nebenfluß aufgenommen, erhält er keinen weiteren Zufluß längs dieser ganzen großartigen Biegung. Noch oberhalb der Kniebildung durchbricht er ein felsiges Plateau und bildet die merkwürdige Stromenge Tossale, wo er nur 130 bis 160 Meter breit ist, und sehr tief sein soll. Bei Burrum erweitert sich das Bett durch dazwischen postierte Inseln bis zu einer Breite von 11 Kilometern. Das Thal ist sumpfig mit Schilf und Rohr bewachsen, von hohen, steilen Wänden eingeschlossen. Schon hier finden sich kleinere Stromschnellen, die im weiteren Laufe bis Sinder bedeutender werden, wogegen die Sumpflandschaft aufhört. Die Schifffahrt ist hier natürlich sehr gefährlich, die Geschwindigkeit des Wasserablaufs eine sehr bedeutende. Bei Waro und Sinder ist die Landschaft an beiden Ufern des Niger fruchtbar und wohl angebaut. Weiter gegen Süden erscheinen am linken Ufer Bergketten; der Strom wird hier 1600 bis 2000 Meter breit und nimmt am rechten Ufer den Sirba auf. Südlich vor der Stadt Say, wo Dr. Barth den Niger zuerst überschritt, wird das Flußbett wieder enger, die Ufer felsig. Nun folgt ein ziemlich großer Teil des Stromes, der noch nicht aufgenommen, wohl aber von Mungo Park auf seiner letzten Reise befahren worden ist, nunmehr aber in allerjüngster Zeit aufgenommen werden soll. Bis zur Stadt Rabba reichen unsere Kenntnisse, die wir durch die zahlreichen Nigerexpeditionen erlangt haben. Das Bett des Flusses ist von Rabba abwärts sehr breit, im Osten von sel-

jigen Bergen begleitet. Bei Lokoja, wo die Ufer des Niger malerisch und reich bewaldet sind, strömt ihm von Osten her der mächtige Vinuë (Benuë) oder Tschadda zu, der aus Zumbina oder Adamaua kommt, den Bangala und Faro aufnimmt und dessen Quellen uns noch unbekannt sind. Die deutschen Reisenden Rohfs und Flegel besuchten in neuerer Zeit den Strom, ersterer von Agatu ab, letzterer bis nach Zumbina hinauf, und konstatierten in ihm einen großen, schiffbaren Fluß, der einen Weg nach dem Inneren Afrikas vorzeichnet, leider aber an seinem Oberlaufe von barbarischen Negern bewohnt wird. Nach der Vereinigung mit dem Vinuë fließt der Niger in direkt südlicher Richtung bis $5\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Br., wo die Abzweigung von Seitenarmen, die das Mündungsdelta bilden, namentlich des Bonny und Bari beginnt. Der Hauptstrom führt in der Mitte den Namen Nun. In 22 Mündungen gelangen die gewaltigen Wassermassen des Stromes zwischen unzähligen mit dichten Waldungen (Mangrove) bedeckten Inseln ins Meer auf einer Küstenstrecke von circa 600 Kilometern. In der Regenzeit steht das Delta vollständig unter Wasser, im Sommer ist es von tödlichen Miasmen umlagert. Die einzelnen Mündungsarme des Niger sind sehr eng, behindern die Schifffahrt und nur so konnte es kommen, daß man bis in die neueste Zeit die Mündung dieses Riesensstroms gar nicht erkannt hat, daß man, als bereits sein Mittellauf bekannt war, noch immer daran festhielt, daß der Fluß mit dem Congo zusammenhänge und in diesen münde. Für den Verkehr ist der Strom nur an seinem Unter- und Oberlaufe von Bedeutung. Von Segu bis Rabba (Timbuktü) blüht ein höchstentwickelter Schiffsverkehrsverkehr und vom Delta aus bis Rabba verkehren bereits regelmäßig englische Dampfer, die auch den Vinuë hoch hinauffahren. Der Mittellauf teilt leider wegen seiner Katarakte in bezug auf Verkehr das Schicksal der anderen afrikanischen Wasserstraßen. Die Länge des Nigerauslaufes wird auf 4900 Kilometer geschätzt, während sich die Größe seines Stromgebietes auch nicht annähernd angeben läßt.

9) Der Alt-Calabarfluß (Ojono, Groß) kommt aus noch unbekannten Territorien, umfließt die nördlich vom Camerun-Stock gelegenen Gebirge und ist gleichfalls ungefähr 300 Kilometer von der Mündung aufwärts schiffbar.

10) Der Gabun (Gabon), ein Ästuarium zwischen zwei Vorgebirgen, ca. 22 bis 67 Kilometer lang und 3 bis 18 Meter tief mit flachen Ufern, die mit tropischer Vegetation bedeckt sind. In das Gabun-Ästuarium münden mehrere Flüßchen, vom Osten der von der Sierra do Cristall abfließende Drombo und der vom Süden kommende Ramboë. Am Gabun ist eine aufstrebende französische Kolonie.

11) Der Dgowai oder Dgowe. Das Ge-

biet dieses Stromes ist uns erst in neuester Zeit durch die Reisen des Afrikaforschers Savorgnan de Brazza namentlich im Osten näher bekannt geworden. Man hielt den Dgowe lange für einen Arm des Congo, bis es Brazza gelang, die Wasserscheide zwischen beiden Strömen zu erreichen und Flüsse zu entdecken, die bereits zum System des Congo strömten. Seine Quelle ist ca. 15° östl. L. v. Gr. und etwa 3½° nördl. Br. zu suchen. In vielfach gewundenem Laufe, einen großen Bogen bildend, durchbricht der Dgowe die Gebirge der Westküste und mündet in einem Delta ins Meer, das an 120 Kilometer breit sein dürfte (90° östl. L. und 1° südl. Br.). Seine Ufer bedecken namentlich im Mittellaufe teils undurchdringliche Urwälder, teils sind dieselben von hohen Graslandschaften mit reichem Tierleben umschlossen. In seinem Unterlaufe bildet der Dgowe zahlreiche Wasseradern, durch welche er mit zwei Strandseen, dem Eliva Jonanga und dem Eliva Njanga, kommuniziert. Der Unterlauf des Flusses selbst, wie diese beiden Seen sind von Fischerbooten belebt. Wie alle afrikanischen Ströme steigt auch der Dgowe in der Regenzeit 4 bis 5 Meter über seinen gewöhnlichen Wasserstand, ist aber in den Sommermonaten an Wasserdquantum bedeutend verringert, so daß sich Sandbänke bilden und die Schifffahrt beeinträchtigen.

12) Der Congo (Zaire, Moienzi, Enjaddi, Livingstone im Unterlaufe, Qualawa, Quapula im Oberlaufe), dessen Geheimnis durch Henry Stanley aufgedeckt wurde. Im Jahre 1484 fanden die Portugiesen unter Diego Coão di Mündung dieses Riesenstroms, den sie „Rio de padrao“ benannten. Die Verfolgung seines Unterlaufes unterblieb, bis zu Beginn unseres Jahrhunderts (1816) Kapitän Tucker den Strom rekonnozierte und beiläufig dessen richtige Unterlaufsrichtung konstatierte. Tuckers Angaben fanden namentlich bei den Kartographen wenig Glauben und seine Zeichnung des Congounterlaufes verschwand bald von den Atlanten, sollte aber glänzend bestätigt werden. Als David Livingstone in dem Gebiet der großen Seen forschte, traf er bei Nyangwe auf einen Riesenstrom, der seine Fluten nach Norden wälzte und von den Eingebornen Qualawa genannt wurde. Er kam von Süden und sollte dem Landesschiff und mehreren anderen Wasserbecken entströmen. Livingstone fand überdies bei der Entdeckung des Moero Nakatajess und des Bangweoljess, daß beide durch einen großen Strom kommunizierten, den Quapula, der auch auf dem Nordufer des Moero Nakata weiter nach Norden strömen sollte und möglicherweise den Oberlauf des Qualawa oder Qualaba bilden konnte. Kurz vor seinem Ableben untersuchte Livingstone das Südufer des Bangweolo, der nur einen Zufluß von Osten, den Tschambesi, erhält, den nun wohl schon

Livingstone selbst, obgleich er die großen Seen als zum Nil gehörig betrachtete, wenn sich die Identität des Qualawa und Quapula bestätigte, als Quellschuß des mächtigen, ihm doch nur fragmentarisch bekannten Stromes ansehen mochte. Livingstone starb, und was wir über den Oberlauf und Ursprung des oberen Congo auf unseren Karten bis 1876 verzeichneten, ist nur, was Livingstone erkundet und Cameron gleichfalls nur durch Hörensagen über den Zusammenhang der Wässer in der Gegend vernommen hat. Anders gestalteten sich die Dinge, als Stanley auf seiner Reise in Nyangwe erschien und im November 1876 den rätselhaften Qualawa Livingstones abwärts befuhr. Unter beständigen Kämpfen, sowohl auf dem Strome selbst, als an dessen mit Urwald bewachsenen Ufern, in denen die Ansiedelungen der Bewohner völlig verschwanden, verfolgte der mutige Amerikaner den Strom thalabwärts. Er fand, daß sich derselbe anfangs direkt gegen Norden wende, nachdem er eine Reihe gefährlicher Stromschnellen (17) gebildet. Ungefähr unter dem Äquator erfolgte eine Wendung des Laufes nach Nordwesten, über den Äquator hinaus bis fast 2° nördl. Br., wo der Strom einen mächtigen Bogen bildete, 19° östl. L. v. Gr. plötzlich nach Süden und nach Südwesten abbog und, nachdem er nochmals eine Reihe gefährlicher Katarakte (62) gebildet, dem Meere zufließte. Diese Entdeckungsfahrt Stanleys war ein Triumph für die Wissenschaft. Stanley fand den Strom jenseits der nach ihm benannten Katarakte bis zu den westlichen Livingstone-Stromschnellen (Zellala-Fällen) von kolossaler Breite, zahlreiche Inseln in seinem Bette einschließend und mit ruhiger Majestät dahinströmend, — ein günstiges Zeichen für den künftigen Verkehr und die Kultur in Innerafrika! Schon bei Nyangwe hat der Strom eine Breite von 1600 Meter und an der Mündung eine solche von 2750 Meter bei einer Tiefe von 300 bis 400 Meter. Seine Stromentwicklung läßt sich nach unseren gegenwärtigen Kenntnissen des Stromlaufes nicht berechnen, doch dürfte sie kleiner als jene des Nil sein; was aber den Wasserreichtum betrifft, steht der Congo nur dem Amazonasstrom und dem Yangtse Kiang nach. Während der Mississippi im Durchschnitt 23 000 Kubikmeter Wasser in der Sekunde ins Meer sendet, der Nil 8500 Kubikmeter, so führt der Congo 54 000 Kubikmeter, der Amazonasstrom 80 000 Kubikmeter Wasser per Sekunde ins Meer. Diesen Wasserreichtum bedingen wohl zum größten Teile die großen, namentlich vom Norden und Süden kommenden Nebenflüsse desselben, deren jeder in Europa einen Hauptfluß von der Mächtigkeit der Donau oder des Rheins repräsentieren würde. Dieselben sind links: Lomani, Sankuru, Tselemba (Kassai?), Nkutu (Quango?); rechts: Indu, Lulu,

Mbura, Aruwimi, Ukere, Bangala, Kunja u. a. m. Ob der von Dr. Schweinfurth auf seiner Reise in den Niländern entdeckte Uelle, der unter dem Namen Vere und Bomo gegen Westen strömt, zum Systeme des Congo gehöre, ist nicht ausgemacht, denn er kann auch seine Wässer dem in den Tjadsee mündenden Schari zutragen.

Was die Schiffbarkeit des Congo betrifft, so ist er zwar vom Ozean her bis an seinen Mittel- lauf von Schiffen nicht zu erreichen, allein bis an die Livingstonefälle trotzdem schiffbar. Diese müßten, sollte eine praktikable Fahrbahn hergestellt werden, natürlich durch eine 280 Kilometer lange Fahrstraße umgangen werden. Im Osten der Katarakte ist der Fluß bis zu den Stanleyfällen ein breiter, für die größten Dampfer geeigneter Wasserweg. Für den Handel hat diese Fahrstraße eine ungeheure Wichtigkeit, denn das Congobecken ist ein üppiges, fruchtbares, starkbevölkertes Gebiet, so groß etwa wie Deutschland, Österreich, Frankreich, Belgien und England zusammen genommen. Welche Aufgaben harren hier noch der Kultur! Das Quellgebiet des Congo ist, wie erwähnt, noch wenig erforscht; soviel ist gewiß, daß das Gebiet zwischen 5 und 15° süd. Br. und 15 und 30° östl. L. v. Gr. eine große Anzahl sowohl geschlossener großer Wasserbeden, als bedeutender Ströme umfaßt, die alle zu dem Stromgebiet des Congo gehören, das demnach, obwohl man das Land im Norden des großen Stromhalbkreises noch gar nicht kennt, auf 2 000 000 bis 3 000 000 Quadratkilometer veranschlagt werden kann.

13) Der Coanza (Kwanza) entspringt auf dem Hochlande von Benguela, südlich von der Stadt Bihé, etwa unter 13½° süd. Br. Er durchbricht nach einem westlichen Laufe die Küstengebirge und betritt nach den Katarakten von Kam-bambe die flachere Küstenebene etwa 450 Kilometer vor seiner Mündung. Bis zu den Katarakten hat er eine bedeutende Tiefe und wird von Dampfschiffen befahren. In seinem Laufe nimmt er zahlreiche, selbst größere Ströme auf und umschließt in seinem unteren Teile zahlreiche Inseln (Mossandro, Muchima). Seine Wassermasse ist sehr bedeutend und hat eine weißliche Färbung.

14) Der Cunene (Nouree River) entspringt gleichfalls auf dem Hochlande von Bihé, wendet sich in südlichem, später westlichem Laufe dem Meere zu, nachdem er am rechten Ufer den Kakolovar, am linken den Oval aufgenommen. Er wird einige Kilometer weit mit Dampfschiffen befahren. Die Landschaften an seinem linken, von den Herero und Ovampo bewohnten Ufer sind uns noch vielfach unbekannt. Eine Sandbank verstopft die Mündung des Flusses, und nicht weit von derselben beginnende Katarakte behindern die Schifffahrt. Dasselbe ist der Fall bei dem in die Wal-fischbai mündenden Swakop.

15) Der Oranje (Oranien, Groot River) ist der bedeutendste Fluß des Kaplandes, das er beinahe seiner ganzen Breite nach durchströmt. Er entsteht aus zwei Quellflüssen: dem Ku Garip („schwarzer Fluß“), der wieder zwei Quellflüsse hat, und dem Kai Garip oder Baal („gelber Fluß“), und zwar an den Abhängen des Kath-lamba-Gebirges. In der Regenzeit ist der Ku Garip wasserreich, bei 1000 Meter breit, stellenweise aber sogar bis auf 15 Meter eingeeengt, in der trockenen Jahreszeit so seicht, daß man hindurchwaten kann, und nimmt einige beträchtliche Nebenflüsse auf. Der vereinigte Strom fließt nun an der Grenze des Kaplandes in sehr tief eingesechnittenem Bette, begleitet von steilen Felswänden dahin. Er ist den größten Teil des Jahres sehr wasserarm und daher für die Schifffahrt untauglich. Wegen einer vor der Mündung befindlichen Sandbank ist das Einlaufen von Schiffen ohnedies unmöglich. Das Bett des Oranje ist an einzelnen Stellen 4 Kilometer breit und während der Regenzeit, in welcher der Strom rasch steigt, reichlich gefüllt.

16) Die im äußersten Süden Afrikas noch zum atlantischen Ozean abfließenden Flüsse wie der Olifant, Pauritz, Gamtoos, und der große Fischfluß sind für Schifffahrt und Handel, sowie viele andere kleinere Flüsse an der ganzen atlantischen Küste (Quilu, Lelundo, Catumbela) ohne allen Belang.

In das Gebiet des Indischen Ozeans münden:

1) Der Limpopo oder Krokodilenfluß (Uri, Vempe, Inhampura) entspringt im Territorium des Transvaallandes unter 26° süd. Br. nordöstlich von Potchefstroom, durchbricht, anfangs in nordwestlicher Richtung strömend, einige Gebirgsketten und wendet sich in einem Halbkreise, der nach Süden geöffnet ist, zum Ozean, um unter 25° 15' süd. Br. in die nördliche Delagoa-bai zu münden. Der Limpopo nimmt eine bedeutende Anzahl von Nebenflüssen auf, unter denen der Olifant der bedeutendste ist, wurde in seinem Unterlaufe erst 1868 von Erskine erforscht und ist wegen seiner zahlreichen Katarakte und seiner sumptigen Mündung für die Schifffahrt ungeeignet. Von seinem Reichtum an Krokodilen erhielt er den Namen Krokodilenfluß.

2) Der Sambesi (Zambesi, Zambaye, Liba). Er entspringt als Liba unter 11° 30' süd. Br. und 22½° östl. L. v. Gr. auf einer Hochebene in dem Sumpffsee DiloLo (1500 Meter Höhe) und strömt in raschem Laufe durch die Länder der Barotsche bis Sesheke, der Hauptstadt des Marutse-Mambunda-Reiches, wo er den Namen Sambesi erhält. Das von Livingstone und in neuester Zeit von Serpa Pinto erforschte kataraktreiche Barotsche- oder Barotsche-Thal, eine fruchtbare Niederung, wird von dem Strome alljährlich ähnlich wie das Nil-

thal bewässert und ist gut angebaut. In seinem Oberlaufe nimmt er mehrere Nebenflüsse auf, unter welchen der Luëna, Lungoëngo, Mad-schilu, Mhengo, Kabompo und Quando oder Tschobe, der Hauptzufluß desselben, mit großen schiffbaren Tributären, die wichtigsten sind. Bei Geschele, 17° 13' südl. Br., wendet sich der Sambesi, einen nach Norden geöffneten Bogen beschreibend, gegen Westen und bildet nun in einer Höhe von 760 Meter die berühmten Mosiwatunja- oder Viktoriafälle, die uns zuerst von Livingstone beschrieben wurden. Dr. Mohr, Holub und Serpa Pinto schildern den Eindruck, den die Fälle auf den Besucher machen, als einen großartigen. Alle Reisenden halten dieselben für eine der großartigsten Erscheinungen der Erdoberfläche. Während an manchen Wasserfällen die Masse des niederstürzenden Wassers, wie an dem Niagara, bei anderen die Höhe der senkrechten Wand, über die sich das Wasser in die Tiefe stürzt, bewundert wird, erregt, schreibt Dr. Holub, bei den Viktoriafällen nicht nur der in einer Unzahl von einzelnen Strahlen und Massen zerteilte Fall des Wassers, sondern auch der Abfluß des herabstürzenden Wassers in einer engen, steilwandigen und tiefen Felsenschlucht, deren Breite sich zur Strombreite oberhalb der Fälle etwa wie 1:13 verhält, Stauern und Entzücken. Der von Westen nach Osten zu fließende Strom macht an den Fällen eine plötzliche Wendung nach Süden. Mehrere durch üppige tropische Vegetation geschmückte Inseln teilen den Fall in viele Teile. Manche der Wasserstrahlen sind so dünn, daß sie den Grund nicht erreichen, sondern schon im oberen oder unteren Drittel, manche in der Hälfte zerfließen, um als rauchförmiger Dunst emporzusteigen. Manche Strahlen, etwa 3—5 Meter breit, erreichen den Abgrund, doch mit zerstäubten und aufgeträufelten Rändern; manche fallen auf einen vorpringenden Felsengast, so daß sie sich brechen und in Kaskadenform zur Tiefe stürzen. Die Umgebung der Viktoriafälle bietet das Bild einer überaus schönen tropischen Landschaft.

In seinem weiteren Laufe, auf welchem sich der Sambesi parallel mit dem Bogen des Limpopo nach Norden und Osten wendet, bildet er eine Reihe von Katarakten und kleineren Wasserfällen (Manforo- und Kebrabasafälle) und mündet, nachdem er noch die Lupata-Enge passiert und eine weite, ungesunde, mit Bambus bedeckte Ebene durchströmt hat, nach einem Laufe von ca. 2200 Kilometern unter 18° südl. Br. in einem breiten Delta in 7 Hauptarmen, von denen der Quilimane und Luabo die bedeutendsten sind, in den Ozean. In seinem Mittellaufe erhält der Sambesi eine Reihe bedeutender Nebenflüsse, rechts: Tschobe, Guay (Tschangany) Umjati, Umsule, Wamjana; links: Kasuë (Casucue), Loangwa (Walumbangi), Schire. Die merkwürdigsten derselben sind der Tschobe, dessen Oberlauf der von Serpa

Pinto jüngst erforschte Quando sein wird, und der Schire, der katarakten- und krakodilenreiche Abfluß des Njassa- (Murchison-) Sees. Trotz seiner bedeutenden Wassermasse ist der Sambesi, wegen seiner versandeten Mündungen, vieler seichten Stellen, Katarakte und Fälle, für die Schifffahrt von geringer Wichtigkeit. Allerdings sind schon von den Portugiesen wiederholt Dampfer bis zu der Faktorei Zumbo gebracht worden und verkehren mit einer gewissen Regelmäßigkeit bis Senna und Tete, allein eine Schifffahrt nach europäischen Begriffen ist auf dem Strome nicht denkbar. Die Erforschung der ganzen Länge des Stromes dankt die Wissenschaft dem unsterblichen David Livingstone.

3) Der Rovuma (Rufuma, Lubuma), Lufidjchi, Kingani, Wami, Pangani. Kleinere Flüsse, die sämtlich schiffsbedeckte sumpfige Ufer haben, und dadurch, daß sie den Forschungsreisenden als Wege nach dem Inneren des Kontinents wiederholt gedient und als solche immer wieder in Aussicht genommen werden, eine gewisse Berühmtheit erlangten. Im Unterlaufe sind sie auf mehrere hundert Kilometer schiffbar; ihr Oberlauf ist noch unerforscht.

4) Der Tana (Dana) entspringt am Schneeberge Kenia und mündet unter 2° 47' südl. Br. in den Ozean. Sein Oberlauf ist felsereich, ca. 2 Meter tief, im Unterlaufe kann er während der Regenzeit bis Malakote (180 Kilometer) von der Küste ohne Hindernis befahren werden. Selbst an seiner durch eine Barre verfesteten Mündung ist der Fluß 6 Meter tief. Er bildet gleichfalls einen eminenten Weg in das Innere des noch unerforschten Ostafrika.

5) Der Zuba (Tschuba, Gotschob, Zebi) entspringt in noch unbekannten Landschaften der Somalhalbinsel; wahrscheinlich bilden aber die Abflüsse des Gebirgsplateaus von Kassa und Enarea nach den Erkundigungen des Paters Leon des Abanchers seinen Oberlauf. Der Fluß ist bis Verdera, wo sein Erforscher, der unglückliche Baron von der Decken, den Tod gefunden, schiffbar, aber die Ufer sind von wilden Galla-Stämmen bewohnt, so daß eine Handelsannäherung sehr schwer ist. Das Mündungsgebiet des Tana und Zuba wurde wiederholt mit Rücksicht auf kommerzielle Unternehmung (von Breuner, Kirk und Denhardt) untersucht, ohne daß indessen eine größere Handelsunternehmung daselbst zur Ausföhrung gekommen wäre. — Die weiter gegen Norden zum indischen Ozean und zum roten Meere abfließenden Flüsse sind ohne Bedeutung für Handel und Schifffahrt auf dem Kontinent. In Binnenseen-Gebiete münden:

In den Tsadsee 1) der Schari, ein aus den südlich von Wadai und Baghirmi Regionen kommender großer Strom, der aus mehreren, noch gänzlich unerforschten Flüssen (dem Bahr el Ardhe und Bahr el Abiad) ent-

steht, ungefähr 7° nördl. Br. eine großartige Insel formiert, deren westliche Begrenzung der Bahr Logon bildet, während der eigentliche Schari am rechten Ufer den Aufkadebbe aufnimmt. Unmittelbar vor der Mündung vereinigen sich der Logon und Schari und strömen in einem sumpfigen Delta in den Tjadsee. An der Stelle, wo Dr. Barth den Schari überstieg, zwischen Alta und Bassu (11½° nördl. Br.) hatte der Strom eine majestätische Breite und überschwemmte in der Regenzeit weit und breit das Land. Der eigentliche Erforscher des Schari ist Dr. Nachtigal, der ihn als einen großen schiffbaren Strom schildert. Für den Oberlauf des Schari ist man vielfach den von Dr. Schweinfurth entdeckten Uelle zu halten geneigt. Die Entscheidung in dieser Frage ist nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse unmöglich. 2) Der aus dem Westen, den Hausstaaten, kommende Komadugu, der Hauptfluß von Bornu.

In den Titrisee mündet der Batha, in den Trosee der Bahr es Salama.

In das Becken des Ngamijees mündet der rechte Dingo, dessen Oberlauf uns noch gänzlich unbekannt ist. Man will den an seiner Quelle von Serpa Pinto erforschten Cubango oder den rätselhaften Okavango als seinen Oberlauf ansehen, wozu allerdings noch wenig Berechtigung vorliegt. Der Ostabfluß des Ngami, der Euga, verliert sich in den Salzpflanzen am Nordostrande der Kalahari, hauptsächlich im Salzsee Tschuantfa.

Von den zahlreichen Flußbetten der Sahara gibt es, schreibt Nothfs, kein einziges, welches beständig Wasser forschwemmt. Der Draa sendet nur ausnahmsweise sein Wasser zum Ozean. Das Flußthal, welches zur Entstehung der Dase Tuat Veranlassung gibt, und im Norden aus einem zahlreichen Mißsystem besteht, hat nur an einzelnen Stellen oberflächlich Wasser. Welche kolossale Wassermenge mußte aber dazu gehört haben, um Flußbette zu bilden und auszuschwemmen, wie wir sie jetzt in der Wüste finden! Der Tschaharhar z. B. hat eine Breite, die an manchen Stellen mehrere Stunden beträgt. Dieser Umstand drängt den Gedanken auf, daß vormalig ganz andere topographische und Vegetationsverhältnisse in der Sahara waren, daß reichlicher Regen daselbst fiel und daß sich so die erstaunlich langen, breiten und tiefen Flußbetten gebildet haben, welche Uadi (Wady) genannt werden. Auch an Seebecken hat die Wüstenregion keinen Mangel, die man Behar nennt, und die entweder Salzseen (Sümpfe) sind (Süßwasserseen hat man bisher noch nicht entdeckt) oder in Schotts oder Sebcha übergehende Wässer.

Afrika ist auch reich an geschlossenen Wasserbecken, Seen. Die Region der großen afrika-

nischen Seen ist die zentrale Dürste. Hier finden sich zunächst die Nilseen: der Ukerewe (1158 Meter über dem Meere), von circa 400 Kilometer Länge und Breite, größer wie Württemberg und Bayern zusammengenommen, mit zahlreichen bewohnten Inseln (Susu, Bumbirich, Ugingi) bedeckt), dann der Mwanu (Luta Njige, 643 Meter über dem Meere), 150 Kilometer breit, an der Nordwestseite von den malerischen blauen Bergen umfäumt. Beide sind wiederholt mit Dampfschiffen befahren worden. Südwestlich von den beiden Nilseen sind die noch unerforschten Seen: Muta Njige und Mkenjara (Mkeniara). Im Süden vom Mkenjara erstreckt sich der meridionale, von steilen Felswänden eingeschlossene Tanganjikasee, etwa 705 Kilometer lang, 74 Kilometer breit (37 000 Quadratkilometer bedeckend) und über 826 Meter über dem Ozean gelegen, vorzüglich zur Anlage von Kolonien an den reizenden Ufern geeignet. Lange Zeit hielt man dafür, daß der Tanganjika an der Westseite durch den Lukuga zum Qualawa oder Congo entströme, was sich aber als nicht richtig erwiesen hat. An der Ostküste empfängt das selbständige Becken des Tanganjika den Mulagavassi, der dem See die Wässer von Unjamvessi zuführt. Im Westen des Tanganjika breitet sich eine große Seeregion aus. Die Wasserbecken, als deren bedeutendste der Landschi- und Kassalijee angegeben werden, sollen alle mehr oder weniger unter einander kommunizieren und die Wässer des Congooberlaufs sich in denselben ansammeln. Südwestlich vom Tanganjika liegt der von Livingstone entdeckte, von Felsengebirgen umgebene Moero-Nata (Mweru-)see, und südlich von diesem und mit ihm durch den Qua(o)pula verbunden der Bangweolosee (1124 Meter Seehöhe), mit niedrigen, sumpfigen Ufern. Dem Moerosee strömt von Osten der Kalongosi, dem Bangweolo der Tschambesi zu. Für den Handelsverkehr liegen diese Seen leider zu tief im Innern des Kontinents. Die Anknüpfung von Handelsbeziehungen, von Seite der Portugiesen, namentlich mit den Anwohnern des Bangweolo, kostete zwei durch Klima und Strapazen fast gänzlich ausgiebige Expeditionen und hatte nur den denkbar geringsten Erfolg.

Näher an der Küste, obzwar noch immer sehr weit von derselben entfernt, liegt in 464 Meter Seehöhe der von sehr volkreichen Stämmen umrahnte Njassasee, 464 Kilometer lang, dessen Abfluß der Schire bildet. Das Nordufer des Njassa wurde erst in jüngster Zeit erforscht und aufgenommen; das Südufer hat die kleine zu Missionszwecken angelegte Station Livingstonia. Im Südosten des Njassa liegt der kleine Schirwasee. Die durchschnittliche Entfernung der großen Seen von der Küste des Ozeans beträgt etwa 900 Kilometer. Die Gegend ist von der

Eisenfliege heimgesucht, daher für Zugvieh gefährlich. Man gibt sich allerdings die erdenklichste Mühe, namentlich nach dem Ukerewe und Tanganyika praktikable Straßen herzustellen, deren eine wohl auch schon durch die Bemühungen der internationalen Assoziation zustande gekommen ist und mehrere Stationen aufweist, auch von einer Ukerewe-Eisenbahn war in England die Rede; leider scheint aber die Ausführung der Projekte noch allzu ferne zu liegen. Längs der ganzen Ostseite dieser großen Seen findet sich eine Anzahl kleinerer Wasserbecken (Varingo, Manjara, Samburu, Kikwa), von deren Existenz wir zumeist nur durch Hörensagen von Eingebornen Kenntnis haben.

Der algerischen Schotts haben wir bereits gelegentlich der Beschreibung des Atlas Erwähnung gethan. Einige derselben machten auf Kofh's den Eindruck eines plötzlich erstarrten Meeres, dessen Oberfläche gefränselt gewesen. Zumeist ist deren Oberfläche hart, mit schlammiger, kumpfiger Unterlage (Sedha). Diese Kruste besteht aus Salzerde, oft aus reinem Salz, bricht leicht durch und ist daher namentlich für Herden sehr gefährlich. Die meisten, freilich kleinen seenartigen Gebilde der Sahara (Wilma, Kauar) haben diese Sedhakruste. Im Zentrum des Sudan liegt der Tjad (Tschad)see, 244 Meter über dem Meere mit sumpfigen, schilfbewachsenen flachen Ufern. Er ist namentlich an der Ostseite mit zahllosen, bewohnten Inseln bedeckt (Budumainiseln) und schiffbar. In der südöstlichen Ecke des Sees mündet der Bahr el Ghazal in den Tjad, dessen Thal sich 500 Kilometer lang nach Nordosten zieht und in der Nähe der Mündung von den Wässern des Sees überschwemmt wird. Der Tschad hat ungefähr einen Flächeninhalt von 27 000 Quadratkilometern (500 Quadratmeilen). Die Ufer sind übrigens je nach dem Wasserstande verschieden umgrenzt, schilfbedeckt, im Westen außerordentlich sumpfig, das Klima am Strande Fieber- und Augenkrankheiten erzeugend. In der Nähe des Tjadses finden sich kleinere Seebecken, so der Tittiri- und der Trossee. Im abessinischen Hochlande befindet sich der bereits bekannte, 1850 Meter hochgelegene Quellsee des Bahr el Azrak: der Tsana- oder Dembeasee. Er ist 80 Kilometer lang und 60 Kilometer breit und an manchen Stellen über 200 Meter tief. Von allen Seiten empfängt der Tsana nahe an 30 Zuflüsse. Die klare mit zahlreichen bewohnten Basaltinseln (Deg) bedeckte Seefläche umgeben dichtbewaldete malerische Ufer. Der See ist reich an Fischen.

In Südafrika finden wir neben dem 1500 Meter hochgelegenen, mit grasreichen Ufern umgebenen Dilolosee das Becken des Ngami-sees (20° 25' südl. Br. und 23° östl. L. v. Gr.), der über 1100 Meter über dem Meere gelegen ist und einen Flächenraum von 770

Quadratkilometer (14 Quadratmeilen) bedeckt. Er empfängt seinen Zufluß durch den vom Norden kommenden Tioge und hat im Suga einen schwachen Abfluß gegen Westen. Livingstone entdeckte ihn im Jahre 1849. Livingstone haben wir auch die Entdeckung des Nassas, Schirwas, Moero-Dkata- und des Bangweolossees zu danken.

Im Westen des Ngami-sees erstreckt sich ein Salzpfannenkomplex, bestehend aus mehreren ausgedehnten, seenartigen, in ihrer Längsachse von Westen nach Osten gerichteten Gebilden, welche gegen Norden an Größe zunehmen und durch Wälder und Pflanzungen von einander getrennt sind. Dieselben stehen mit dem Sugafluße in Verbindung und sind mehrere Monate im Jahre an der Oberfläche mit einer von Salz-niederschlägen herrührenden weißlichgrauen Decke (wie bei den Schotts) überzogen. Die größte dieser Salzpfannen heißt Tschuantfa oder Makarikari. Auch der trodene Uferboden zeigt deutlichen Salzgehalt, und die Pfannen weisen an den Rändern die stärksten Salzniederschläge auf.

Anderere kleinere Binnengewässer sind ohne Bedeutung. Bedeutende Wasserbecken (ein Sankuru- und Tissee) sollen im südlichen Stromgebiete des Congo existieren; einige haben, wie z. B. der Aquilondasee in Westafrika, den man sogar besahren haben wollte, lange Zeit auf den afrikanischen Karten Platz gefunden, sind aber durch die kritische Erdkunde von denselben verdrängt worden.

Kanäle sind künstlich geschaffene Verkehrswege, und an diesen ist das noch in ziemlich starker Barbarei stehende Afrika äußerst arm, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß der Kontinent, der ja dereinst eine Domäne der künstlichen Verkehrswege bilden wird, ihrer sehr bedürfte. Nur in Ägypten und im Reiche der Niganti finden wir einige Kanäle. Unter den ägyptischen ist der Josephkanal (Calideh-Menh), der Beny-Cody, der Bahr el Wady, der Kanal von Damanhur, jener von Babireh und Menus, dann der von Abu Meneghy von Bedeutung. Sie verbinden alle die zahlreichen Wasseradern des Delta unter einander und mit dem Meere. Einer der bedeutendsten Kanäle ist auch der Mahmudiyekanal, welcher von Suah nach Alexandria führt und für den ägyptischen Baumwollentransport von hoher Wichtigkeit ist. Vom Suezkanal, als einer eminenten Weltverkehrsstraße, wird später die Rede sein. Den Sambeji und Congo durch einen 50 bis 60 Kilometer langen Kanal zu verbinden, wie Cameron meint, würde vorläufig keinen Nutzen bringen; auch steht das Projekt noch in sehr weitem Felde.

Die Flüsse der afrikanischen Inseln, mit Ausnahme jener von Madagaskar sind ohne besonderen Belang. Madagaskar entsendet seine Wasser nach dem Kanal von Mozambique und nach dem offenen Ozean. Der größte Fluß der Insel

ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Betziboka, der mit seinem Nebenflusse, dem Ziopa, die ganze Wassermasse der Zentralprovinz Zmerina aufnimmt und sich in die Bembatokabai ergießt. Er hat eine Länge von ungefähr 480 Kilometern. Noch viele andere Ströme von beträchtlicher Größe fließen der Westküste zu, von denen der Mania und der Metziatra dem Betziboka an Länge fast gleichkommen, aber nur wenige von ihnen sind für größere Fahrzeuge schiffbar. Dampfer von geringem Tiefgange würden den Betziboka bis zu etwa 145 Kilometer oberhalb der Mündung hinaufgehen können, und dasselbe würde, nach Versicherung von Sibree, vielleicht bei noch einigen anderen der in den Kanal mündenden Flüsse der Fall sein. Die Mündungen der östlichen Flüsse sind fast alle durch große Sandbarren versperrt, welche die unermüdliche, von den bestigsten Südosspassaten gepeitschte Brandung anhäuft. Dieser beständige Kampf zwischen dem Frischwasser und dem Meere ist die Veranlassung zu der langen Kette von Lagunen gewesen, welche sich auf einer Strecke von mehreren hundert Kilometern am Strande Madagaskars entlang ziehen. Viele von ihnen sehen aus, wie ein in der Richtung der Küste strömender Fluß; oft aber dehnen sie sich auch als weite Wasserflächen aus und bilden große Seen. Die Entfernung zwischen den einzelnen Gliedern der Lagunenkette ist eine so geringe, daß man durch den Bau einer etwa 50 Kilometer langen verbindenden Kanalstrecke eine ununterbrochene Wasserstraße von 360 Kilometer Länge entlang der Ostküste der Insel gewinnen könnte, ein Umstand, der vielleicht noch einmal für kommerzielle Zwecke ausgenutzt werden wird, da er ja ein ungemein wertvolles Verbindungsmittel für weit auseinander liegende Punkte der östlichen Insel abgeben würde. Seen gibt es auf Madagaskar wenige, obgleich dasselbe in einer verhältnismäßig neuen geologischen Periode sehr umfangreiche Wasserbecken besessen hat. Der größte See ist der Maotrafee (42 Kilometer lang und 6—7 Kilometer breit). Ein zweiter See ist der Itasy (13 Kilometer lang), ein dritter befindet sich in dem südwestlichen Teile der Insel.

Aus dem Gesagten erhellt, daß Afrika zwar an großen Strömen mit ungeheurer Stromentwicklung keinen Mangel hat, daß aber dieselben für die Verbreitung der Kultur nur von außerordentlich geringem Belange gewesen sind, indem sie meist an der Europa abgekehrten Küste des Kontinents münden und wegen der vielen Katarakte oder versandeter Mündungen für die Schifffahrt unbrauchbar sind. Die geschlossenen Wasserbecken des Kontinents sind zumeist von der Seeküste ungeheuer weit entfernt, der Weg zu denselben ein beschwerlicher. Die hydrographischen Verhältnisse Afrikas haben also der Verbreitung der Kultur keinen Vorjubel geleistet.

Klima Afrikas.

Afrikas geographische Lage und Gestaltung macht den Kontinent zum verhältnismäßig wärmsten unter den Erdteilen. Ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß $\frac{1}{5}$ der gesamten Landmasse der wärmeren gemäßigten, $\frac{1}{5}$ aber der heißen Zone angehören. Nur die Nord- und Südseite besitzen eine geringere mittlere Temperatur als 20° C. Die wärmsten Striche von Afrika liegen jedoch nicht unter dem Äquator, wie man vermuten sollte, sondern nördlich und südlich von demselben, welcher Umstand mit der Verteilung des Regens im Erdteile zusammenhängt. Übrigens bringt es auch die Ausbreitung des Kontinents nördlich vom Äquator und seine relativ geringere Höhe hier mit sich, daß der Wärmeäquator mit 27.5° C. mittlerer Jahrestemperatur einige Grade nördlich vom Erdäquator hinläuft. Er schneidet die Ostküste Afrikas unter 10° nördl. Br., steigt im Innern bis 15° und sinkt an der Ostküste wieder bis zu 6° nördl. Br. Zu den heißesten Gegenden Afrikas gehören Nubien und die Küstenlandschaften von Abessinien, ferner Senegambien, wo eine Temperatur bis zu $52\frac{1}{2}^{\circ}$ C. (42° R.) im Schatten beobachtet worden ist. Auf dem ausgedehnten vegetationslosen Gebiete der großen Wüste steigert sich durch kräftige Insolation die Wärme bis auf 50° C. und der Sand des Bodens, der förmlich zu glühen scheint, erreicht eine solche Hitze, daß man in demselben Eier hart zu kochen vermag. In der Nacht sinkt dagegen die Temperatur so sehr durch Ausstrahlung in den klaren, regungslosen Luftraum, daß sogar kalte Nächte auf die wärmsten Tage folgen, ja, des Winters kommt es oftmals vor, daß in dieser Zone in der Nacht kleine Wasserläden sich mit einer Eisedecke überziehen. An den Küsten ist die Temperatur wieder konstant. Hohe Hitzegrade werden hier durch die Nähe des Wassers und die von der Seeite kommenden Brisen bedeutend gemildert. Auf dem südafrikanischen Hochlande finden sich oft die Berg Höhen vorübergehend mit Schnee bedeckt, und auch am Nordrande der Sahara ist schon wiederholt reichlicher Schnee gefallen.

„Ganz verschieden von sämtlichen Klimaten der Welt“, schreibt Mohls, „ist das Klima der Sahara. Die außerordentliche Trockenheit der Luft ist nicht etwa die Folge des sterilen Bodens der Sahara, sondern der herrschenden Winde. Im allgemeinen sind Nordwinde vorherrschend. Diese sind nun keine wolkenbringenden Seewinde, sondern der Feuchtigkeit gänzlich beraubt. Wehen ausnahmsweise Westwinde, die vom atlantischen Ozean Wolken herbeibringen, so ist in den meisten Fällen die strahlende und aufsteigende Hitze derart, daß die Wolken zerstreut werden, ehe es zur Regenbildung kommt. Die in der Sahara vor-

herrschende nördliche Luftströmung ist es denn auch, welche, durch eine südliche verdrängt, Nordafrika und das Mittelmeer erreicht, an die Alpen schlägt und unsere Gletscherbildung so reduziert hat, wie wir sie heute finden. Diese Winde nennt man je nach der Örtlichkeit Gebli oder Chamfin (Samum der Araber); sie sind es, die den feinen rötlichen Staub aus der Sahara über das Mittelmeer tragen. Der wegen der großen Hitze hoch in die Atmosphäre getriebene Ost- und Südwind der Sahara kommt in der Regel als Südwind, als Föhn, an unsere Alpen. Der Chamfin zeigt sich meistens schon einige Stunden vorher dadurch an, daß die Sonne glutrot gefärbt erscheint, namentlich, wenn sie morgens noch tief am Himmel ist. „Es ist entsetzlich“, schreibt Nohls, „wenn sodann die schreckliche Wolke sich naht, und wie beim tiefumwölkten Himmel Finsternis eintritt. Nichts widersteht; aufgeschlagene Zelte, wenn auch durch eiserne Pföcke auf dem Boden festgehalten, zerreißen; handgroße Steine rollen über den Sand, und dieser selbst, wenn er auf die bloße Hand gelegt wird, erregt ein schmerzhaftes Gefühl. Instinktiert drehen sich gleich die Menschen und Tiere von der Windseite ab, die Kamele machen ohne Kommando halt und knien nieder, die Pferde suchen ängstlich Schutz bei den Menschen, und es bleibt nichts anderes übrig, als mit Geduld das Ende dieses rasenden Orkans abzuwarten. In der Regel dauert ein solcher Sturm, welcher wenigstens eine Geschwindigkeit von 30 Meter in der Sekunde hat, mehrere Stunden, höchstens einen halben Tag. Bei einem Chamfin und sonst bei Südostwinden hat man Gelegenheit, Windhosen zu beobachten, und auch mannigfache elektrische Erscheinungen treten auf. Gewitter sind in der eigentlichen Sahara äußerst selten, desto häufiger beobachtet man aber an den südlichen Grenzen der Wüste das Wetterleuchten. Der Himmel ist selten ganz klar, meist mehr oder weniger schmutziggelblich oder verschleiert. Feuchtere Lüste pflegen sich von Norden oder Westen in den leeren Raum, den die aufsteigenden heißen Winde erzeugen, zu ergießen; aber nie sind die Lüste derartig mit Feuchtigkeit gefüllt, daß sie als Regen oder Tau niederschlagen.“ Nach den Versicherungen von Nohls, regnet es in der Zentralafrika nie. Nach Sonnenaufgang, sobald die Sonne mehrere Stunden geschienen hat, zeigen sich Fatamorgana-Erscheinungen. Die Phantasie erzählt da von lachenden Gärten, Schöffern etc. Nichts wahr von alledem. Dubeyrier und Nohls versichern uns, sowie bei uns die Luft an heißen Tagen in zitternde Bewegung gerät, so sei das auch in der Sahara in noch verstärktem Maße der Fall. Dieses Zittern, Wellenschlagen der Luft im Vereine mit der Strahlungsbrechung erzeugt jene Bilder, die im höchsten Grade sich ausnehmen, als ob man einen See sähe. Die

thermometrischen Schwankungen sind in der Sahara sehr groß. — 5° C. dürfte die größte Kälte sein, die in der Sahara (Jessan) beobachtet wurde. Dagegen giebt es Örtlichkeiten, wo in der heißen Jahreszeit das Thermometer nachmittags im Schatten 50° C. zeigt. Eine Durchschnittstemperatur für die ganze Sahara läßt sich gar nicht angeben, da man selbst von einzelnen Örtlichkeiten dieselbe nicht hat bestimmen können. Im allgemeinen ist das Klima der Sahara und ganz Nordafrika ein sehr gesundes; die trockene Luft übt namentlich eine wohlthätige Wirkung auf die Lungen aus.

Wie in der Sahara die Hitze und trockene Luft der im Vordergrund stehende Faktor ist, so ist dies im Sudan und in einem großen Teile Südafrikas der Regen. Die Verteilung des Regens, ein für die Entwicklung alles physischen Lebens und damit auch für den Haushalt des Menschen wichtiges Moment, hängt auf das innigste mit der Richtung der Winde zusammen. Afrika zerfällt nach den Windrichtungen in vier große Gürtel: 1) in den der Windstillen (Calmen), 2) in die Zone der angrenzenden nördlichen und südlichen Gürtel, in denen der Wind regelmäßig in die Äquatorialgegenden weht; 3) in die Tropenzone (bis 30° nördl. und südl. Br.) oder die Zone des Nordost- und Südostpassats; 4) in die beiden außertropischen Gebiete, die Länder am Mittelmeer und des Kaplandes. Nur in dem Calmengürtel regnet es in allen Monaten, in den übrigen Zonen wechselt die trockene Zeit mit der Regenzeit ab. In der Tropenzone erfolgt der Regen während des höchsten Standes der Sonne, während in den außertropischen Gebieten während des Winters der Regen fällt. Im Bereiche der Calmen gibt es wegen der zweimaligen Kulmination der Sonne zwei ausgesprochene Regenzeiten. Diese Erscheinung kann man am oberen Nil oder am Gabun beobachten. Neben den beiden Regenzeiten regnet es natürlich in dieser Zone in jedem Monat des Jahres. Im Bereiche der Passatzone strömt die Luft nach den Gegenden, welche die aufsteigende erhitzte Luft verlassen, und fließt im Norden nach Südwest, im Süden nach Nordwest ab. Je nach dem Stande der Sonne wechseln die Grenzen dieses Gürtels, so daß der Nordostpassat im Sommer weiter gegen die Pole reicht als im Winter. Ostafrika nimmt auch an den Monsunen des Indischen Ozeans Anteil, welche bis Mozambique ihre Wirkung äußern. Gleich an der Westküste von der Nigermündung bis Senegambien weht eine Art Südwestmonsun vom Meere her, vom Ende Mai bis Ende September, und bringt dem Lande Regen. Sonst fällt hier zur Zeit des höchsten Standes der Sonne meist täglich zu bestimmten Stunden der Regen in ungeheuren Massen, oft von elektrischen Entladungen begleitet. Im Süden

des Äquators scheidet sich die Passatzone in einen nördlichen Gürtel mit zwei Regenzeiten und in einen südlichen mit einer einzigen. In Sansibar regnet es z. B. vom März bis Mai und vom Oktober bis Dezember, ebenso am oberen Sambesi; im Damaralande dagegen, in der Kalahari und in Sofala nur einmal. Im Norden des Äquators gibt es in der Passatzone nur Sommerregen, denen der ganze Sudan angehört. In Abessinien regnet es vom März bis September, im Hochsommer jedoch mit ungleich stärkerer Heftigkeit. Der von Asien kommende Nordostpassat weht schon in Nordafrika als reiner Ostwind. Im Winter reicht er bis Senegambien und bildet hier den Harmattan. Im südwestlichen Afrika, im Namaqua- und Damaralande tritt nicht selten im Mai bis Juli Frost ein.

Südafrikas klimatische Zustände werden vorwiegend durch die Konfiguration des Landes, durch die Lage zwischen zwei Ozeanen, sowie durch die vorherrschenden Windrichtungen bedingt. Man hat das südafrikanische Dreieck seiner Form nach im allgemeinen mit einem Hute von niedrigem Rande oder mit einem Suppenteller, der mit dem Boden nach oben gerichtet daliegt, verglichen. Das, was von der Küste aus als eine gewaltige Gebirgskette erscheint, ist in der That keine solche, sondern nur der Abhang eines Plateaus, das nach dem Meere zu steil abfällt, während es nach dem Inneren zu sich anfangs gar nicht, im weiteren Verlaufe nur allmählich senkt, häufig aber noch von höher gelegenen Terrassen überragt wird. Die schroffen Bergabhänge nun halten wie Barrieren die landeinwärts getriebenen Wolken fest und berauben sie eines großen Theiles ihrer Feuchtigkeit. Die Ost- und Westküste stehen in Bezug auf die Jahreszeit, in welcher sie ihre Feuchtigkeit erhalten, im Gegensatz zu einander. Das östliche Südafrika erhält zur Sommerzeit vom Indischen Ozean durch den Südostwind Regen, während das westliche Südafrika während des südlichen Winters durch einen Nordwestwind Feuchtigkeit vom Atlantischen Ozean erhält. Mit Rücksicht auf das Quantum der Wassermasse und die Zeit des Regenfalles hat man daher in Südafrika speziell wieder drei wesentlich verschiedene Zonen unterschieden. Die eine, die Küstenzone, mit sehr günstigen Regenverhältnissen, die eine üppige Vegetation erzeugen und deren klimatische Verhältnisse an der Ostküste durch die Einwirkung des heißen Mozambique- oder Madagaskarstromes, der der Küstenregion einen Teil seiner Wärme abgibt, noch günstiger gestaltet werden, ähnlich wie dies an der Westküste Nordeuropas von seiten des Golfstroms der Fall ist. Die zweite Zone ist der Gürtel der Tafelländer, auf welchem die vom Ozean herannahenden Regenwolken, wenn sie die Barrieren passiert, über die nahezu kahlen Flächen der Hoch-

ebenen dahinziehen und durch die bedeutende Wärmeausstrahlung dieser Plateaus in höhere Luftschichten emporgetrieben werden, ohne daß ein Regenfall stattfindet. Daher findet sich ein begünstigter Pflanzenwuchs nur an besonders begünstigten Lokalitäten, z. B. am Fuße von hohen Hügelketten, oder zwischen den Windungen von Flüssen, wo sich die Feuchtigkeit längere Zeit hält. Der Niederschlag auf den Hochländern nimmt im allgemeinen umso mehr ab, je weiter man sich von der Küste entfernt. Die Tafelländer Südafrikas trocknen, wie beobachtet wird, infolge dieser Verhältnisse immer mehr und mehr aus. Mit ein Umstand zur Trockenheit der Landschaft ist auch das Verhalten der Flüsse, welche meistens mit bedeutendem Gefälle von den Hochebenen hinab nach der Küste eilen. Die Mehrzahl derselben enthält, wenn es längere Zeit nicht geregnet hat, wenig oder gar kein Wasser, während sie nach Regengüssen im Verlaufe von wenigen Stunden zu gewaltigen reißenden Strömen anwachsen. Durch die plötzlich anschwellenden Fluten wird das Bett nach und nach zu einer tiefen Rinne ausgehöhlt, und beim Eintritte der Regen läuft der größte Teil des Wassers, ohne tiefer in die Erde einzudringen, über den harten Lehmboden hinab zum Flusse und durch diesen sofort zur See, und so kommt es, daß Regengüsse, die niedergefallen, dem Lande verhältnismäßig wenig nützen, stellenweise sogar durch plötzliche Übersutungen sogar bedeutenden Schaden anrichten. Unter solchen Verhältnissen hat die Agrikultur der südafrikanischen Tafelländer gegen große Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Saaten müssen durch künstliche Bewässerung befeuchtet und am Leben erhalten werden. Der dritte Zonengürtel Südafrikas ist zwischen 22 und 27° nördl. Br. gelegen und läßt sich in zwei Hälften teilen: eine östliche, das überaus fruchtbare und regenreiche Transvaal umfassend, und eine westliche, die unwirthliche Kalahariwüste. In der östlichen Hälfte weht (Oktober bis April) der Nordostmonsun, welcher reichlich Feuchtigkeit bringt und ein trockenes Jahr in Transvaal z. B. fast unmöglich macht. Die westliche Hälfte (Kalahari) entbehrt dagegen jedes regelmäßigen Niederschlags und ist allein auf vorübergehende Gewitterdauer angewiesen. Indessen sind die Gewitterstürme in der Kalahari nicht allzu häufig, gehören aber zu den großartigsten Naturerscheinungen. Das im Westen der Kalahari gelegene Damara- und Namaqualand ist in Bezug auf Regenfall und Vegetation etwas günstiger situiert als die Einöden im Inneren, kommt aber bei weitem den fruchtbaren und regenreichen östlichen Küstengebieten nicht gleich.

Im allgemeinen wird also an großen Länderstrecken in Südafrika infolge der allmählichen Verminderung des Regenfalles ein langsam fort-

schreitender Prozeß; der Austrocknung beobachtet. Die Folge hiervon ist ein Rückgang in der Vegetation, der deutlich zu erkennen ist an den zahlreichen abgestorbenen Stämmen des Boabab und anderer Bäume, ein Versiegen von Quellen und ähnliche Erscheinungen, welche der Kulturfähigkeit des Landes stets erneuerte Schwierigkeiten bereiten. Das Klima der afrikanischen Inseln ist Seeklima; das regenreiche Madagaskar hat ein gesundes Klima mit den Eigenschaften eines kontinentalen im Innern der Insel.

Die klimatischen Verhältnisse üben in Afrika einen großen Einfluß auf die Kolonisation aus. Thatsächlich kann von derselben nur im Süden und an einzelnen Küstenpunkten des Westens und Ostens die Rede sein. An den flachen Küstenzonen ist die Temperatur drückend heiß und steigert sich bis zur Unerträglichkeit an Plätzen, wo hohe Felswände oder dichte Wälder die Zirkulation der abkühlenden Seewinde hemmen. An der Westküste sind am heißesten die Mündung des Congo und die beckenartig eingeschlossenen Handelsplätze Benguela und Dondo. Hier steigt die Temperatur im Oktober und November bis auf 40° C., während in Loanda das Thermometer kaum mehr als 30° C. zeigt. Ähnlich ist das Klima an der Südküste. Aus den Sümpfen an den Küsten entwickelt sich fortwährend die Malaria und verpestet derart die Atmosphäre, daß selbst die Eingebornen darunter zu leiden haben. Die meisten Fortschritte machte die Kolonisation in Senegambien, das allerdings ein sehr heißes, aber für die Weißen minder gefährliches Klima hat, wie etwa Guinea oder Mozambique. Algerien kann nicht als Kolonie betrachtet werden. Die gefunden Hochländer des inneren Südafrikas sollen zur Anlage von Kolonien vortrefflich geeignet sein. Allein es ist trotzdem sehr zweifelhaft, ob eine in großem Maßstabe geplante Ackerbaukolonisation in der südlichen Hälfte des tropischen Afrikas (etwa im Congo-Becken oder im Lunda-Reiche) möglich ist. Eine Pflanzungskolonisation hätte gute Aussicht auf Bestand, während der Handelskolonisation ein großartiger Aufschwung nicht abzuspochen ist, wenn sich die Verkehrsverhältnisse von der Küste zum Binnenlande werden gehoben haben. Das im ganzen sehr warme Klima des afrikanischen Kontinents mit den geschilderten Eigentümlichkeiten im Norden und Süden, wie nicht minder im Innern hat nur im Vereine mit den vörographischen und hydrographischen Verhältnissen die Entwicklung der Kultur nicht befördert, die ja in anderen heißen Ländern, z. B. in Zentral- und Südamerika, in Indien und auf den Inseln des Archipels, schon in alten Epochen der Geschichte auf einer hohen Stufe sich befand, mit ein Beweis, daß das heiße Klima allein die Entwicklung von Kultur und Gesittung ohne an-

dere gewichtige Faktoren nicht allzusehr zu beeinträchtigen vermag, wenn es derselben auch durch Erschlaffung geistiger und physischer Kräfte der menschlichen Individuen besonderen Vorstoß zu leisten nicht imstande ist.

Pflanzenwelt Afrikas.

Die Flora Afrikas läßt sich in fünf Reiche einteilen: 1) die Flora der Mittelmeerlande (Atlasländer, Barba, Unterägypten); 2) jene des Wüstengebietes der Sahara; 3) die Flora des Sudans (bis zu 20° südl. Br.); 4) die Flora der Kalahari und 5) jene der Südspitze Afrikas oder die Kapflora. Physische, namentlich Boden- und klimatische Verhältnisse sind es, die der einen oder anderen Pflanze ihren Wohnsitz angewiesen, die ihre Verbreitung und ihr Gedeihen bedingen; daher sollte eigentlich die Betrachtung der Flora eines Landstriches stets mit der Betrachtung der Boden- und der klimatischen Verhältnisse desselben eng verbunden sein.

Die Küsten der afrikanischen Mittelmeerlande bieten mit Bezug auf ihre Pflanzendecke die größte Ähnlichkeit mit der pyrenäischen Halbinsel. Namentlich bemerkt man eine auffällige Ähnlichkeit zwischen der Flora Algiers und Andalusiens, jener der Regionen des Atlas mit denen der Sierra Nevada, nur ist der obere Koniferengürtel Andalusiens auf dem algierischen Atlas durch die Zeder vertreten und es mangelt dem letzteren jede alpine Flora. In Unterägypten ist durch Anbau fast die ganze einheimische Flora verdrängt. Die größere Wärme begünstigt in dem afrikanischen Mittelmeergebiet die Entwicklung einiger in Südeuropa ungewöhnlichen Formen; allein sie sind spezifisch nicht verschieden und weichen selten so ab, daß sie neue, von denen in Südeuropa verschiedene, Geschlechter aufstellten. Soweit die Winterregen herrschen, finden wir eine Flora von Lippengewächsen (Lavendel, Majoran, Rosmarin), Nelken, Eistropfen, Affodill u. s. w. Wald und Busch bilden vorherrschend immergrüne Holzgewächse, der Lorbeer, die Myrte, der Buchsbaum, der Erdbeerbaum, die Terebinthe, der Kreuzdorn, hohe Heiden- und Ginsterarten, Sumach, Tamarisken, Kermes-Stein- und Korkleichen (von denen große Bestände durch Waldbrand verwüstet sind), die Aleppoische Pinie, die Weißtanne und die Zeder. An Strauchgewächsen finden sich vorzüglich der Wacholder, der Weihrauchbaum, der in Europa nicht vorkommende Sanderachstrauch und der zierliche Oleander. Außer diesen Repräsentanten finden sich auch Bäume unserer gemäßigten Zone, die Walnuß, Eiche u. a. m. Unter den Fruchtbäumen sind vorzüglich die Platane, der Ölbaum, der Mandel-, Feigen- und Pflaumbaum in Ägypten die Sykomore, die Dattelpalme, verschiedene Nindenfruchtbäume, in Ägypten auch tropische Frucht-

bäume. An Getreide werden alle Arten Winter- und Sommergetreide gebaut, besonders Weizen, ferner Mais, Durra, seltener Reis. Der Bau der Hülsenfrüchte ist ein ausgedehnter, desgleichen in Ägypten der der Baumwolle, welche Mehemed Ali im Lande eingeführt hat. Unter den Farbpflanzen finden sich Fenna, Saflor, Krapp, Safran, Indigo (Ägypten), von Ölpflanzen Sesam und Mohn. Speziell in Ägypten finden wir mancherlei von anderen Kontinenten hierher verschickte Pflanzen, so die Zukunftspflanze des Landes: die prächtige Lebbach (fälschlich Nil-Akazie), welche Mehemed Ali aus Ostindien kommen ließ, ferner den Eukalyptus und Wein. Die Kernpflanze des nördlichen Afrikas, wie überhaupt des größten Teiles des Kontinents, ist die echte Dattelpalme (arabisch „Nachle“, *Phoenix dactylifera*). Man kann sie so recht den Nährbaum Nordafrikas nennen. Sie wird 15–25 Meter hoch und gegen 100 Jahre alt, trägt am Gipfel eine schöne dichte Krone von 3 Meter langen blaugrünen Blättern und durch Kultur genießbar gewordene Früchte, von denen man gegen 30 Arten unterscheidet. Die Dattelpalme gedeiht im Sandboden des nördlichen Afrikas am Rande der Wüste (Belad el Tschereid = Dattelland) und deren Däsen vortrefflich, erfordert Feuchtigkeit und läßt sich durch Wurzelschößlinge leicht fortpflanzen. Neben den Früchten, welche Menschen und Tieren Nahrung bieten und mittelst welcher in vielen Teilen von Nordafrika die Steuer entrichtet wird, liefert der Baum Bauholz; aus den Rippen der Blätter werden Stöcke, aus den Blättern Besen und Bürsten, aus den Fasern Tau bereitet. Die Früchte, welche 36% Zuckerstoff und 13% Eiweiß enthalten, dienen zur Sirup- und Branntweinbereitung. Durch Anbohren des Herzens der Krone wird der Palmwein gewonnen. Der Same dient als Viehfutter, auch als Kaffeeersatz. Die Dattelpalme blüht im März und April, und ihre Früchte reifen im August und September. Man trocknet die Früchte an der Sonne und vergräbt sie, da sie sehr wenig haltbar sind, in den Sand. In neuester Zeit dürfte auch die Galfa, eine Graspflanze, die zu Flechtereien, als Zigarreneinsatz und zur Papierfabrikation dient und in ganz Nordafrika, namentlich in Tripolis, Algier, Tunis und Marokko wildwachsend ganze Strecken bedeckt, ein Handelsprodukt für den europäischen Markt werden; die Baumwolle ist ein Hauptexportartikel Ägyptens.

Die Flora der Wüste Sahara ist gegenüber der Mittelmeerflora sehr ärmlich und bietet vornehmlich Pflanzen mit starker Behaarung (Dornsträucher). Auf den Hammadas kann man oft tagelang reifen, ohne einen Baum, im Sommer ohne eine frische Pflanze zu finden, außer in den Wadis, wo hier und da ein wenig Vegetation entwickelt ist, welche hauptsächlich Futter-

kräuter für Kamele ausmacht. Auf dem salzfreien Boden der Wüste kommen blattlose Sträucher der Spartiumform, auf dem natriumhaltigen Boden Succulenten vor, ferner finden sich reichlich Stipaceen, Kameldorn, Mannaflee, Ginster, Astragaleen, Kreuzdorn, Kapernsträucher, Rautengewächse u. s. w. Den südlichen Teil der Sahara bedecken auf große Strecken Rasen von Mettengras, Sennapflanzen und Mimosen, Gummiaazien, die so eigentlich den Charakter der Wüstenflora repräsentieren. Zwiebelgewächse sind infolge der ungemein kurzen Zeitdauer der vegetativen Prozesse in der Sahara sehr selten; die Knollen erreichen nur die Größe einer Kirsche. Die Däsen der Wüste sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Sie sind eigentlich die Heimat der Dattelpalme, nähren übrigens auch Euphorbien, Aschur, Dampalmen u. s. w. Einige Pflanzenformen scheinen nur auf gewisse Landschaften der Sahara beschränkt zu sein. Es sind dies zum Teil aus dem Atlas eingewanderte Gewächse, wie die Cleantherform, Pistazien u. a. m. Die Däsen verdanken ihren Baumwuchs erst der künstlichen Bewässerung des Bodens, ihnen ist also unter der ursprünglichen Formation der Sahara kein Platz einzuräumen. Sie stehen auch mit ihrem von Palmen so ganz und gar ausgefüllten Boden, auf dem noch unter dem Schatten der Palmenkronen andere Kulturgewächse gedeihen, vollkommen ab. Vegetationszentren glaubt man für die Sahara überhaupt nicht annehmen zu sollen. Nach dem Bau ihrer Pflanzen zeichnet sich die Sahara am meisten durch die große Verhältniszahl der Gracifereen aus. — Sehr verschieden von der Vegetation der Sahara ist die der kanarischen Inseln, welche mit der nördlichen Sahara unter gleicher geographischer Breite liegen. Sie zeichnen sich namentlich durch merkwürdige, übereinander liegende Pflanzengürtel (Regionen) aus, und als eminentes Beispiel derselben pflegt man den Pic von Teneriffa mit seinen bis hinauf zur Schneegrenze führenden Vegetationsringen anzuführen.

Unter dem Vegetationsgebiet des Sudan werden alle Landschaften Afrikas zusammengefaßt, in denen tropische Regenzeiten vorkommen. Dieses Gebiet wird, von einer Küste zur andern reichend, vom 20. Parallellkreis begrenzt. An der Ostküste Südafrikas reicht dieses Gebiet in Natal bis zu 30° südl. Br. Die reiche Entwicklung der Gramineenform bildet den hervorstechenden Charakterzug der Flora des Sudan. Dichter Waldwuchs, Reichthum an Schlingpflanzen, Schmarogengewächsen, blühenden Formen von Laubbäumen, neue Palmenarten, andere Frucht bäume und Kulturgewächse sind die lebhaftesten Partien dieses tropischen Charakters. Unter den Bäumen treten echte und unechte Schmetterlingsblütler auf (Zamirinden, Akazien, Mimosen) und entfalten sich

in großem Artenreichtum, ferner Rubiaceen (Kaffeebaum), wilde Orangen und Zitronen. Unter den Grasarten sind die baumartigen Bambusrohre, die Cypergräser (Papyrusstaude), baumartige Euphorbien und akephale Pflanz. Nahrungstragende Bäume mit Ausnahme der Weiden fehlen, und die zapfentragenden, wie auch die Wacholdersträucher kommen nur in der Alpenlandschaft von Abessinien vor. Palmen und Zwiebelgewächse sind seltener und treten namentlich mit Rücksicht auf die Zahl der Arten zurück. Die Verbreitung vieler dieser Pflanzen erstreckt sich über die ganze Länge oder Breite des Gürtels. Unter den Charakterbäumen des tropischen Vegetationsgürtels ragen neben dem Boabab (Mossambikbaum, *Adansonia*) auch die Dumm-, Delebe- und die Ölpalme, die Kokos- und Weinpalme und der an der Küste des Roten Meeres wildwachsende Kaffeebaum, dann Bananen und Kautschukbäume hervor.

Der gigantische Boabab, der von den Ufern des Nil und Kordofan bis Senegambien im Westen und zum Äquator im Süden reicht, in Ostafrika Mbuju, im Sudan Taba die genannt wird und nur in den heißen Niederungen der Äquatorialgebiete fehlt, erreicht eine Höhe von 12 bis 22 Meter und einen Umfang von 47 Meter und mehr und bildet einen ungeheuren halbkugelförmigen mit seinem unteren Rande den Erdboden berührenden Wipfel von 30–40 Meter Durchmesser, der Stamm verschmälert sich nach oben, bis er in halber Höhe des Baumes oder auch schon weiter abwärts sich zu gewaltigen Ästen auflöst, die wie dicke Hörner gestaltet und am unteren Teile niedergebogen sind. Durch die Nischen hat das Sonnenlicht freien Durchgang, und mit Recht hat man daher die Adansonien „schattenlose Ruinen“ genannt, ein Vergleich, der sehr passend ist, weil die Stämme im Inneren häufig absterben. Der Baum trägt langgestielte Blätter an meterlangen herabhängenden Blütenstielen und hat große, schöne Malvenblüten. Den größten Teil des Jahres steht aber der Baum kahl und trägt nur die graubraunen, 30 Centimeter langen Früchte, die den Gurken vergleichbar. Die Früchte enthalten in einer festen Schale ein weißes, weiches Mark und braune Samenkörner. Der Boabab ist allüberall für die Neger ein Gegenstand der Verehrung, dient zu Wohnungen und wohl auch als Leichenkammer, als Begräbnisplatz für Zauberer. In Ostafrika werden ganze Herden von Vieh in seinem hohlen Stamme verwahrt. Das Holz ist weich, die Rinde dient als feuerwidriges Mittel; aus den Fasern werden Stricke und Gewebe von großer Festigkeit bereitet, die Blätter in Senegambien als ein wasserschmedendes Gemüse gegessen und den Speisen als Schweiß verhiindern des Mittel beigemischt. Das Mark der Frucht

schmeckt säuerlich und dient zur Bereitung eines kühlenden, als Heilmittel gegen Fieber verbreiteten Getränkes. Die afrikanische Ölpalme, deren Stamm 6–9 Meter hoch wird und deren Fruchtstände eine Länge von 60 Zentimetern bei 60–90 Zentimetern Umfang erreichen, trägt taubeneigroße Früchte, die gelblich-rot gefleckt sind und aus denen, wie auch aus dem Samen, welcher in einer harten Schale steckt, das Öl gepreßt wird. Das bessere Öl ist jenes dem Fruchtfleisch entquollene und wird wie die Butter genossen. Interessant ist die Thatfache, daß in Gegenden, wo die Ölpalme zahlreich vorkommt, die Eingebornen sich vom Sklavenhandel abgekehrt und dem einträglicheren Ölpalmenhandel zugewendet haben (Benin, Kap Palmas, Lagos). Die Pflege der Ölpalme, das Einsammeln ihrer Früchte, das Abzapfen ihres Weines sind neben der Jagd, dem Fischefang und dem Handelsverkehr mit den Weißen die wichtigsten Lebensaufgaben des Westafrikaners, die er selbst erfüllt, während er die Feldarbeiten seinen Frauen überläßt. Der Neger nennt in der Wertschätzung des Baumes die Ölpalme den „Vater der Palmen“ und Soyaux erzählt, daß man sehr selten eine unkultivierte Ölpalme finde. Die Kultur ist sehr einfach; sie besteht in der Reinhaltung der Stämme von allen Blättern, welche zum Gedeihen des Baumes nicht absolut nötig sind und ihm Säfte entziehen, welche der Ausbildung der Früchte zu gute kommen sollen.

Der Butterbaum, der die Schibutter liefert, breitblättrige Feigenbäume, Seidenbaumwollenbäume, Annonen zählen gleichfalls zu den nützlichen Waldbäumen dieses Vegetationsgürtels; dazu kommen noch zahlreiche Fische- und Farbehölzer. Maniok, Bataten, Reis, Mais, Durra, Erdnüsse, Kürbisse, Gurken, Melonen, Sesam und Ricinus u. v. a. vervollständigen die an überaus nützlichen Pflanzenarten reiche Vegetationszone. Unter den Pflanzenriesen Afrikas nimmt auch der Wollbaum (*Eriodendron anfractuosum*) einen wichtigen Platz ein. Er erinnert in seinem Habitus an unsere Weißbuche. Bei jungen Bäumen zweigen die Äste in regelmässigen Etagen mit offen bleibenden Zwischenräumen radial vom jungen Stamme ab und erst später füllen sich die Räume zwischen den Etagen durch stärker und dichter werdende Belaubung der Zweige aus. An diesen trägt der Baum die Früchte in zahlloser Menge. Die 10–15 Zentimeter lange Kapsel ist in fünf, auch sieben Strahlen aufgespalten, welche sich in gefälliger Rundung halb zum Stiele herumlegen und aus diesem Sterne hängt der Büschel feinhaariger, seidenglänzender Samenwolle mit pfeffergroßen schwarzen Körnern heraus. Die Farbe der Wolle ist matt gelblichweiß, glänzend wie die zarteste Seide. Leider sind die feinen Härchen sehr kurz, sodaß die Wolle für die Industrie

(ausgenommen die Papier-, Pappen- und Filzfabrikation) kaum verwendbar ist. Die Neger und auch die europäischen Ansiedler stopfen in Ermangelung von Federn Sitz- und Kopfkissen mit dieser Wolle aus und den Vögeln der afrikanischen Wälder bildet sie den willkommensten Stoff zum Nestbau. Die Blätter der jungen Bäume werden zu erweichenden Umschlägen gegen Hautentzündungen gebraucht. Der bis zur Krone die Dichte von ca. 3 Metern Durchmesser behaltende Stamm wird 45 Meter und darüber hoch und wird auch, da das Holz leicht und weich ist, von den Eingebornen zu Kanoes ausgehöhlt. Wollbaum, Boabab und Ölpalme sind überall zu finden wo es Ansiedler gibt, und Soyauz erzählt, daß diese drei Bäume in der Ideenwelt der Westafrikaner eine Rolle spielen. Dem Reisenden wurde erzählt, daß bei Gründung eines Dorfes der älteste Mann einen Wollbaum, die älteste Frau einen Affenbrotbaum pflanze und daß es für die Zukunft des Dorfes ein böses Zeichen sei, wenn die Bäume nicht gedeihen oder absterben. Sie scheinen also gleichsam als Schutzheilige zu gelten.

Die Seychellen sind die Heimat der Meerfokospalme. Madagaskar, dessen innere hohe Granitregion von einem die ganze Insel umziehenden Waldgürtel umgeben ist, ist gleichfalls an der Ostseite reich an Nußhölzern, Palmen, Bambus, Boabab, Lianen, Kanneopflanzen u. s. w., an der Westseite dagegen sogar steppenartig. Die Maskarenen sind reich an Orchideen. Die Flora Madagaskars und jene der Maskarenen nähert sich indessen mehr der indischen und australischen.

Nicht überall ist der Reichtum der tropischen Flora ein gleicher. Die Reisenden, die uns über die Regionen des Sudans berichten, schildern bald von hohem, über Kopfhöhe reichenden Grase bedeckte Savannen, bald Urwälder, auf deren Grund kein Sonnenstrahl dringt und durch welche Wege erst durchgehauen werden müssen, bald wieder sterile Salzwüsten, mit spärlichem Salzpflanzenwuchs. In den Wäldern von Baghirmi schlagen die Eingebornen, um vor ihren räuberischen Feinden sicher zu sein, zwischen den Ästen der sudanesischen Niesenbäume ihre Wohnungen auf, bauen hier ganze Hege, und bringen in den Wipfeln der Bäume sogar ihr Vieh unter, während am oberen Congo sich so dichter Urwald findet, daß ganze Dörfer unter den Ästen hoher Bäume postiert sind und so ein doppeltes schirmendes Dach haben. In Yoruba fand Gerhard Kohns Ortschaften, die in so dichter Waldvegetation staken, daß man dieselben nicht umgehen, sondern nur mittendurch passieren mußte. In wieder anderen Gegenden des Sudans zogen Reisende tagelang durch öde Heiden, baumlose Ebenen.

Längs der Westküste vom Senegal bis Benguela, und längs der Ostküste von der Delagoabai bis

zum Kap Guardafui, soweit sich Süßwasser und Salzwasser mischen, ziehen sich die aus Rhizophoren und Avicennia gebildeten Mangrovetwälder, welche ein undurchdringliches Dickicht bilden, dadurch, daß die im Schlamm wachsenden Bäume an den Stämmen und Ästen zahlreiche Luftwurzeln entwickeln, die in den Boden hineinwachsen und so eine Art Netzgewebe vorstellen. In diesem Mangrovedickicht ist der Sitz des bösen afrikanischen Fiebers. Erst wenn man mitten darin steht, erzählt Soyauz, bekomme man einen Begriff von der Eigenartigkeit einer Rhizophoren- oder Mangrovedickung. „Von außen, von der Wasserseite her gesehen, werden die bizarren Formen, die felsamen Gebilde meist durch Laubwerk verdeckt, dem dort mehr Raum, Luft und Licht gegeben ist, sich zu entwickeln und auszubreiten. Im Inneren aber sind nur die Spitzen der Bäume belaubt, und das durch die lockeren Blattgewölbe einfallende gebrochene Tageslicht gewährt eine so unsichere Beleuchtung, wie sie zu dem phantastischen Bilde darunter vortrefflich paßt. Kegelförmig und wie der Stamm selbst mit gelblich hellgrauer Rinde bekleidet, steigen die Wurzeln eines Mangrovebaumes, das heißt die kreisförmig angeordneten Wurzelstränge, deren zentrale die kürzesten, gedrungensten und stärksten sind, während die nach der Peripherie zu immer dünner und länger werden, aus dem bräunlichen Schlamm Boden oft bis zu doppelter und dreifacher Manneshöhe am Stamme hinauf. Noch weiter oben treten aus diesem selbst einzelne fingerstarke Wurzeln hervor. Aus den erst dicht unter dem Wipfel beginnenden Ästen und Zweigen aber, welche rhodobondronähnliche Blätter tragen, senken sich braungüne mit stecknadelkopfgroßen Wurzeln besetzte, 2–3 Finger starke Luftwurzeln, bald gerade, bald schräg, bald in geschwungener Linie zu Boden. Anfangs ungeteilt, zerpalten sie sich, ähnlich dem Hauptwurzelsack nach unten zu immer mehr, bis sie ihre zahllosen Enden in den Schlammgrund stecken. Aus ihm erwachsen sie dann verhältnismäßig schnell und zu einem neuen Stamm, der oft den Mutterbaum überragt, oder gar erstickt, doch zuletzt seinerseits dem gleichen Loos verfällt. Das dichtverflochtene Wurzelwerk läßt kein anderes vegetatives Leben zwischen sich aufkommen, wohl aber kriechen und hüpfen zahlreiche, oft mit blauen oder roten Schalen bekleidete Krustentiere darin umher und in den belaubten Wipfeln, besonders näher am Ufer, nisten verschiedene Arten von Wasservögeln. Beim Aufenthalt in dieser feuchtwuchernden Vegetationsfülle fühlt man sich von einem fieber-schwangeren Atem angeweht, der betäubend auf die Sinne wirkt.“

Die Mündungen der Ströme bieten zumeist das Bild einer prachtvollen Vegetation. Wo die Ströme

langsam ausfließen, prangen schöne Seerosen und andere blühende Wasserpflanzen, während die Ufer mit Dickicht von Papyrusständen, Rohr, Bambus, Lianen umwunden sind. Im Überschwemmungsgebiete dehnen sich ungeheure Urwälder aus, mit ihrem düsteren Aussehen. Mit Urwald, in welchem alles überwuchernde Schlinggewächse, die in die grünen Massen der aneinander stoßenden Baumkronen ein zweites Laubdach einweben und dem Wanderer nur ein Vordringen mit der Axt gestatten, wechseln Waldbestände, die sich unseren Hochwäldern manchmal in etwas nähern. Das Unterholz unserer Hochwälder ist in den afrikanischen Wäldern zum großen Teile durch die großen paralleladrigen Blattgewächse der Scitamineen ersetzt. „Vielsach wandert der Fuß“, wie die Mitglieder der deutschen Expedition in Westafrika schildern, „über trockenes Laub. Nie wird eine Axt an die Stämme dieser Wälder gelegt, ausgenommen an den Stellen, wo Platz für ein neues Dorf geschaffen werden soll. Ein Stamm fällt und bleibt, wie er gefallen ist, mag der schmale Pfad, der sich durch das Dickicht hinzieht, auch jahrelang dadurch versperrt werden. Ein ewiges Halbdunkel herrscht hier, und recht trübe Tage können glauben machen, daß eine Sonnenfinsternis stattfände. Eine feuchte, treibhausartige Luft erfüllt die Atmosphäre und lastet wie ein ungewohnter Druck auf Geist und Körper. Die große Stille wird höchst selten durch das klagende Geschrei eines Vogels unterbrochen; Wild sieht man nicht. Wenn man stundenlang durch diese Wälder hingewandert ist, stets bergauf oder bergab, niemals eben, auf Wegen, die für einen Weißen zu schmal erscheinen, über und über bedeckt sind mit glatten, schlüpfrigen Wurzeln, wenn man sich immer von neuem mit dem Fuße in Zweige und Schlingpflanzen verwickelt hat, von anderen Zweigen an den Kleidern festgehalten, von wieder anderen ins Gesicht geschlagen worden ist, so sehnt man sich nach freier, ungehinderter Bewegung, nach Luft und Licht und begrüßt mit Freuden den ausgedehnten Waldplatz, auf dem das von Bananen und Palmen eingefasste Dorf sich erhebt.“

Von den Grenzen des Kaplandes am Varib bis zum Ngamisee und von der Wüste Kalahari bis zur atlantischen Küste Südafrikas erstrecken sich wasserlose Landschaften, die man mit der Sahara zu vergleichen pflegt, und welche ein eigenes, freilich nur in einzelnen Punkten durchforstetes Vegetationsgebiet, das der Kalahari bilden. Es ist wüst und größtenteils unbewohnbar und bildet ein eigentümliches Mittelglied zwischen Wüsten, Savannen und Gesträuchsteppen, besitzt keine Däsen mit sesshafter Bevölkerung, wie die Sahara, sondern wird von herumziehenden Nomaden bewohnt. Von den Savannen des Sudans unterscheidet es sich durch eine Dürre des Bodens, die

den Ackerbau unmöglich macht. Dennoch erinnert die Vegetation der Kalahari selten an die Öde der Sahara. Ein großer Teil ihres Areals ist mit Holzpflanzen bedeckt, in gewissen Gegenden kommen Savannen vor mit stellenweise reichem Graswuchs. Die einzige Landschaft, die sich wahrscheinlich nirgends zum Weidegrunde eignet, ist die Küstenregion, die bald aus trockenen Sanddünen gebildet, bald als nacktes Felsgestein das Bild der Sahara wiederholt und nur eine äußerst dürftige Vegetation, hier und da ein wenig kümmerliches niedriges Gebüsch von graugrüner Färbung, oder ärmliche Grashalme erzeugt. Eine merkwürdige Charakterpflanze hat dieser regenlose Landesstreifen. Die berühmte Welwitschia mirabilis, eine Gnetacee, die besonders in Südbenguela (16° südl. Br.) in der Umgebung von Mossamedes, ferner im Damaralande am Swakopfluße sich findet. Sie ernährt sich vom Grundwasser und durch den reichlichen Tauniederschlag, welcher der Damaraküste eigen ist. Ihre äußeren Lebensbedingungen bestehen darin, daß sie ununterbrochen vegetieren kann, ohne durch irgend einen erheblichen Wechsel der Jahreszeiten, weder durch Kälte noch Trockenheit zu periodischem Stillstand ihrer Bildungsprozesse genötigt zu sein. Ihrer äußeren Erscheinung nach bietet sie dem Beschauer eine keilförmig in den Boden eingesenkte Holzmasse, die sich an der Oberfläche in zwei lange, sich ringelnde Streifen aufrollt, welche schlaff, lederartig am Boden liegend, fortwachsen und sich später vom Grund an in Riemen zer teilen, aber nie durch andere Blätter ersetzt werden. Der Stamm, 60 Zentimeter lang, ragt nur einige Zentimeter über den Boden, hier eine tafelförmige Platte bildend, aus welcher zwei Dolden emporwachsen, die scharlachroten Zapfen gleichen. Der reife Zapfen ist vierkantig und enthält den Samen. Die ganze Pflanze schwißt ein Harz aus und wird von den Eingeborenen Tumbo genannt.

Neben den bedeutend großen Welwitschienflächen kommen im Innern der Kalahari Dornensträucher vor, mit ansehnlichem Wuchs und abgefordertem Stamme, die oft in Baumsform übergehen (Mazien, Giraffenakazien), auch Laubholz mit verdickter Oberhaut des immergrünen Laubes. Im Süden hören die Dornensträucher auf und es folgen bis zum Varib Sandflächen mit kümmerlichem Baumwuchs. Die eigentliche Kalahari bildet eine flache Hochebene, auf welcher die Bedingungen für die Formation der Grassteppe gegeben sind, welche sich jedoch nur dort entwickelt, wo Regen fällt. Die Grenze der Kalahari gegen Natal festzustellen, bietet dem Botaniker mancherlei Schwierigkeiten; doch scheinen hinlängliche Gründe vorhanden zu sein, den Varib als natürliche Schranke der Florengebiete der Kalahari und des Kaplandes zu betrachten.

Im Vegetationsgebiete des Kaplandes wird die Entwicklung der Flora durch die Niederschläge aus dem Ruhezustande geweckt und durch eintretende Dürre unterbrochen. Griesbach hat die Physiognomie des Kaplandes mit den Heiden der baltischen Ebene verglichen, denn die Gesträuche, welche den größten Teil der Kapkolonie bedecken, sind von geringer Größe wie dort, und die meisten in ihrer einfachen Blattbildung so ähnlich wie dort, daß erst die Blütezeit enthüllt, wie verschwenderisch hier die Natur über ein ärmliches Gestrüpp ihre Ornamente austeilt. Der Artenreichtum der Kapflora ist ein großartiger (12000 bis 14000 Arten sind bisher bekannt). Charakteristisch ist vor allem der Reichtum an Saftpflanzen, an Aloen, an Grassulaceen, Naspflanzen, baumförmigen Euphorbien. Auf den trockenen Heiden überwiegen Zwiebelgewächse, Schwertlilien, Strelizien. Gräser bedecken die Höhen, in der trockenen Zeit Getreidefelder vergleichbar, Kompositen. Busch- und selten Hochwald findet sich an den Flußufern, sonst allüberall Mimosen, Eichenholz, Proteaceen (Silberbaum), Diosmeen, kaspijsche Bäume und eine Art immergrüner Eichen. Schlingpflanzen fehlen. Von Kulturgewächsen vereinigt das Kapland die Erzeugnisse fast aller Zonen, mit Ausnahme der nördlichen und rein äquinoctialen.

Es versteht sich, daß, da das tropische und subtropische Afrika auch nach der Höhe in verschiedene Regionen sich teilt, verschiedene Arten nur in der Tiefe bleiben, andere (Boabab) nicht zur Küste hinabsteigen, daß z. B. die Flora des Kaplandes bis in das Bergland des Zambesi hinaufreicht u. s. w. Freilich sind die Untersuchungen über diese Verteilung noch sehr lückenhaft. Das bekannteste Territorium in dieser Beziehung ist Abyssinien, wo bis 1600 Meter der Gürtel der tropischen Vegetation, bis 2600 Meter jener der subtropischen, von da bis 3300 Meter der gemäßigten, und bis 1500 Meter der alpinen sich findet. Der Bau der Getreidearten kann bis zu einer Höhe von 3500 Meter betrieben werden (Gerste). Auf dem Kilimandscharo fand Decken in einer Höhe von 4500 Meter noch ein Wäldchen mit buschartigen Farnen und immergrünen, ellenlangen Bartflechten, Hochwiesen mit Glockenblumen und papyrusähnlichen Rietgräsern, sowie eigentümlichen, krautartigen, mannshohen Stauden.

Tierwelt Afrikas.

Die Tierwelt Afrikas zählt nach Wallace zu der sogenannten paläarktischen und zur äthiopischen Region. Die paläarktische Region umfaßt ganz Nordafrika und die Mittelmeerlande (zwei Subregionen), während die äthiopische vier Subregionen umfaßt: 1) die von Ost- und Mittelfrika, 2) die von Westafrika; 3)

jene von Südafrika und 4) die Subregion von Madagaskar und den Maskarenen. Die Subregion von Ost- und Mittelfrika umschließt die Sahara, den Sudan, Ostafrika bis Mozambique und reicht quer durch den Kontinent an die Westküste mit einem schmalen Streifen bis zur Walvischbai. Die wichtigsten Charaktertiere dieser Subregion sind Paviane, Nilpferde, Giraffen, Antilopen, Kagen, Hyänen, Reiber (am Nil). Die Subregion von Westafrika reicht an der Küste vom Gambia bis zum Congo und im Binnenlande bis an den Nigil. Ihre Charaktertiere sind der Gorilla, Schimpanse, Potamogale, Flußschwein, Zibethfahnen, Perlhühner, Turakos. Viele der Formen erinnern an die malayische und indische Tierwelt. Die Subregion von Südafrika ist die eigentümlichste. Ihre Grenze verläuft von der Walvischbai nach Mozambique. Charaktertiere derselben sind: große Raubtiere, Zibethfahnen, Dickhäuter, Giraffen und Antilopen, der Hyänenhund, der langohrige Fuchs, Proteles, Biberarten, Nagetiere, Zebras, besondere Arten von Eidechsen und Insekten. Die Subregion von Madagaskar steht ganz isoliert da.

Das paläarktische Reich weist eine Übereinstimmung der Tierformen auf, welche die Annahme von Hauptabschnitten ausschließt und selbst die Feststellung sekundärer Grenzen in hohem Grade erschwert. Zählt man nun die wichtigsten Tiergruppen auf, so muß man sich wohl vor Augen halten, daß solche Gruppen nicht immer gerade ausschließlich dem einen oder anderen Reiche zukommen. Sie greifen hier und da über die Grenzen; einzelne Arten haben auch eine Verbreitung in einem Nachbarreiche oder in mehreren. Dies ist z. B. auch bei den Tiergruppen der Fall, welche der paläarktischen Region in Nordafrika angehören. Sonst zeigt die nordafrikanische Fauna in ihren wesentlichen Zügen eine große Übereinstimmung mit den Typen der südeuropäischen. Die charakteristischen Säugetiergruppen derselben sind die Maulwürfe, Kamele, Schafe, Ziegen, Antilopen, Hirsche, Hamster, Sandmäuse, Wühlmäuse, Pfeifhasen, Wölfe, Füchse, Varen. Größere Raubtiere, wie der Löwe, die gestreifte Hyäne waren einst auch in Europa heimisch und sind dort erst in der historischen Zeit ausgerottet worden. Der Schakal findet sich noch in Griechenland. Unter den Vögeln sind neben charakteristischen Typen der paläarktischen Zone überhaupt (den Sängern [Sylviidae], Rohrfängern, Meisen, Elstern, Finken, Waldhühnern, Fasanen) vorzüglich Geierarten in Nordafrika heimisch, ferner eine große Anzahl von Sumpfvögeln (Flamingo, Ibis, Pelikan, Reiher). Die Anzahl der Reptilien und Süßwasserfische ist eine geringe, hingegen jene der Insekten eine bedeutende. Die Sahara ist außerordentlich arm an Repräsentanten der Tierwelt.

Das äthiopische Reich umfaßt Afrika vom Wendekreis des Krebses bis zum Kap und Madagaskar und ist im Verhältnis zum paläarktischen zwar klein, dagegen ist es infolge des gleichförmigen Klimas und der tropischen Uppigkeit eines großen Teiles seines Areal's von einer größeren Menge der verschiedenartigsten großen Tiere bevölkert, als irgend eine andere Fläche von gleichem Umfange. Viele der besonderen Eigentümlichkeiten dieses Reiches kommen auf Rechnung der reichen, aber isolierten Fauna Madagaskars, dessen Fauna mehrjener Indiens gleicht. Madagaskar hat einstmals mit Südafrika zusammengehungen und die Lostrennung hat noch vor der Einwanderung der großen Afrika eigentümlichen Tierarten stattgefunden. Die Fauna des äthiopischen Reiches können wir so recht als die charakteristische des ganzen afrikanischen Kontinents betrachten, weil sich die meisten Afrika eigentümlichen Tiergeschlechter von der Nordgrenze des tropischen Regens, von Senegambien im Westen bis Kordofan und Senaar im Osten und südlich bis zum Kap verbreiten. Mehrere der afrikanischen Tiere übertreffen die verwandten Arten anderer Kontinente meist an Wildheit und Kraft. Von zoologischen Eigentümlichkeiten des äquatorialen und südlichen Afrikas stehen viele besondere Säugetierarten ins Auge: der Goldmanwurf, der Hohnrührer, das Nilpferd, die Giraffe, der Erdwolf [Proteles], der Lilaon, das Erdschwein, die Paviane, andere Affen und Halbaffen, Meerfische, die Biverren, Nagetiere, Antilopen. Das äthiopische Reich unterscheidet sich besonders dadurch von allen übrigen, daß nicht bloß viele auffallende Formen daselbst auftreten, sondern eine große Anzahl von Säugetierfamilien daselbst fehlt, welche sonst ganz allgemein und in großer Anzahl über die Erde verbreitet sind. Hierzu gehören die Bären, welche durch die ganze Erdhälfte hindurch und südwärts bis nach Sumatra in der alten und bis Chile in der neuen Welt reichen, im tropischen und südlichen Afrika aber gar nicht vorkommen; ferner fehlen die Hirsche, die Ziegen, Schafe und die echten Ochsen und die eigentlichen Schweine gleichfalls. Dieses Fehlen solcher kosmopolitischen Familien ist in hohem Grade beachtenswert. Minder charakteristisch sind die Vögel, aber auch unter ihnen finden sich eigentümliche Formen, z. B. die Fischefresser, die Erdnasenhörner, die Colis u. a. m. Zu den charakteristischen Formen zählen noch mancherlei Fliegenfänger, Würger, Raben, Honigsauger, Weber, Staare, Lerchen, Francolin- und Perlhühner. So auffällige Lücken, wie bei den Säugetieren Afrikas, kommen bei den Vögeln nicht vor, immerhin fehlen aber z. B. Baumkönige, Baumläufer, Spechtmeisen, echte Fasanen und Schungelhühner. Unter den Reptilien und anderen Wirbeltieren gibt es drei eigentümliche Fa-

milien von Schlangen, eine von Eidechsen, eine von Kröten und drei von Süßwasserfischen.

Als Repräsentanten der echten afrikanischen Fauna können folgende Tiere genannt werden: der afrikanische Elefant, der gegenwärtig ungezähmt ist, aber im Altertum von den Karthagern gezähmt worden war, das Rhinoceros in mehreren Arten, der Hippopotamus, einst bis nach Unterägypten verbreitet, das Warzenschwein; von Antilopen der Kudu und der Klipppringer; der kasserische Büffel, die Giraffe, das Erdschwein, Stachelmäuse, Paviane, Springmäuse, Schuppentiere, Meerkatzen, der Gorilla, Schimpanse, Mandrill, Nanja, fruchtessende Vampiere, von den Raubtieren der Löwe, von dem es in Südafrika mehrere Spielarten giebt, der aber den Wüstengürtel meidet, Leoparden, Hyänenhunde, Schakale, der Caracal, Zibeth- und Genethaken; von den äußerst zahlreich am Nil, Senegal und am Kap vorkommenden Vögeln der Strauß, dessen künstliche Zucht gepflegt wird (sogar schon in Malta), der Ankinga, der Scherenschnabel, Flamingos, der Läufer, die schwarze Gans, der Zibis, Regenpfeifer, zahlreiche Störche und Reiher, Kropfgänse (Pelikane), Perlhühner, Francolinhühner, Turteltauben, der Helmuckuck, Papageien, Nashornvögel, Weebervögel, der Sekretär, Adler-, Falken- und Geierarten. Von Amphibien reicht das Krokodil südlich bis zum Euphrat, ist aber auch am Nordrande der Wüste in Algier anzutreffen, wo es Aucasitine fand, Schildkröten, Warneidechsen, Chamäleone, Brillenschlangen, von den Fischen eigentümliche Welse, der Mugil, ferner Skorpione, Schaben, Wanderheuschrecken, Moskitos, die dem Rindvieh so verderbliche Tsetsefliege, Bienen, Ameisen, Termiten, namentlich am Senegal, aber auch im Damaraaland, der Guinea-wurm u. v. a. Nur einige wenige dieser angeführten Tierarten erreichen das Kap nicht; einige fehlen in Senegambien, z. B. das Nashorn, die Giraffe u., manche greifen bis in das südliche Europa vor, wie z. B. die Genethake und das Chamäleon. In einzelnen Teilen des gewaltigen äthiopischen Reiches prävalieren gewisse Tiergattungen ganz entschieden, z. B. in Guinea und Hochsudan die Affen, die Termiten, in Südafrika die Wiederkäuer und Dickhäuter. Mit Rücksicht auf Arten- und Individuenreichtum, wie auf die Größe der Entwicklung ragen in Afrika besonders die pflanzenfressenden Tiere hervor, an denen Afrika alle Teile der Erde übertrifft. Es ist daher wohl auch das reichste Jagdrevier, namentlich die mit Gebüsch bewachsenen Steppen der Kalahari, Damergu südlich von Asben, Kordofan, Senaar u. a. m. Die Tiere, wie Giraffen, Antilopen sind teils in kleinen Rudeln, teils in Herden zu vielen Tausenden zu finden. Wo man das Feuergewehr noch nicht kennt, sind sie sehr zahm. Livingstone

erzählt, daß er sich im Barotsethale durch Schreien und Stoßen seinen Weg durch die zahlreichen Herden, die die Savannen bedeckten, bahnen mußte. Auch an den Tränkeplätzen ist großer Wildreichtum vorhanden. Hier finden sich Herden von Elefanten, Büffeln, Rhinocerosen, an den Seen und Strömen Hippopotami, Scharen von Schwimmbögeln. Die Wälder bewohnen Herden von Affen und Vögeln, die Felsen Massen von Pavianen und Klippdachsen. Die Steppen des Südens ernähren zahlreiche Antilopen, die Elefantilope, das Hartbeest, das Gnu, den Springbock. Bis in das Nilgebiet geht alljährlich der Zug unserer Wandervögel; von Süden her wandern gegen Norden solche Vögel, welche der Regenzeit ausweichen.

Die Erhebung über den Meeresspiegel hat auf die Fauna einen wesentlichen Einfluß. In Abyssinien z. B. steigen, wie erwähnt, die tropischen Floraformen hoch hinauf, und ihnen folgen die Tiere, z. B. die Hyäne, die bis zu einer Höhe von 3200 Metern angetroffen wird, die Antilopen, welche Höhen bis über 3300 Meter erklimmen. Auch die Fauna der angrenzenden Meeresküste ist eine ziemlich reichhaltige. Wale und Haie sind fast ausgerottet, dagegen kommen zu beiden Seiten des Kontinents der Tropikvögel, im Süden der Albatros, der Manati nur an der West-, der Dugong nur an der Ostküste vor. Fische und Conchylien haben gleichfalls ihre eigenen Provinzen und liefern den Küstenbewohnern reichliche Nussbeute. Im Roten Meere sind zahlreiche Korallenbänke, welche der Westküste fehlen, im Osten die Mauris, deren Schale in einem großen Teile von Afrika als Scheidemünze gilt. Von Haustieren steht das Rind an Wichtigkeit oben an. Der gesamte Reichtum mancher afrikanischen Stämme besteht nur in den Rinderherden, so z. B. am oberen Nil, bei den Kassern u. s. w. Ebenso allgemein verbreitet sind die Schafe und Ziegen, namentlich von ersteren Fettschwanzschafe, deren Vollertrag im Kaplande ein bedeutender ist. Im Norden ist vor allen das Dromedar ein unentbehrliches Haustier, welches über ganz Nordafrika bis zu den feuchten Regionen des Sudans verbreitet ist, ferner das Pferd von der edlen Verberrasse Tuats bis zu den unansehnlichen Exemplaren der Sonrhai im Westen und der Abyssinier im Osten, der Esel und das Maultier, beide wertvolle Lasttiere. Im Süden dient das Rind als Last- und Reittier, Pferde und Esel halten nur die weißen Ansiedler. Namentlich im Westen eignet sich der Ochse als Lasttier wegen seines ausdauernden Ganges ganz vorzüglich. Auch die Zibethkatze wird hier und da gehalten. — Was die Fauna der afrikanischen Inselwelt betrifft, so ist jene von Madagaskar, von welcher Wallace sagt, daß sie eine gleiche Beziehung zu Afrika

aufweist, wie die Antillen zum tropischen Amerika oder wie Neuseeland zu Australien, die Heimat der Halbaffen (Lemuridae), der Zanket oder Vorstenigel (Cetentida), und der Viverriden. Charakteristisch für dasselbe ist der Mangel großer Raubtiere, der Dickhäuter und der echten Affen. Haustiere fehlen gleichfalls. Dagegen hat die Insel einen großen Reichtum an Wasservögeln. Was die Reptilien betrifft, so finden sich wenig afrikanische Gruppen, während eine beträchtliche Anzahl von östlichen und selbst von amerikanischen Formen vorkommt. Die Maskarenen beherbergen meist große, plumpe Vögel, wie den Dronte, den Aphanapteryx, welche zum Teil schon ganz ausgerottet sind. Die Sonderstellung der madagassischen und der maskarenischen Fauna hat man auch dadurch zu erklären versucht, daß vor der Existenz des heutigen Afrikas ein Teil des indischen und atlantischen Ozeans von einem großen Kontinente eingenommen gewesen sei, der sich im Westen bis an das heutige Amerika, im Osten aber bis nach Indien und seinen Inseln erstreckt hat. Dieser Kontinent sei später in einzelne Inseln zerfallen, von denen einige mit dem heutigen Kontinent von Afrika, andere vielleicht mit dem heutigen Asien verschmolzen seien. In Madagaskar und den Maskarenen hätten wir die Überreste jenes großen Kontinents vor uns, für den man den Namen „Lemuria“ vorge schlagen hat.

Unter den afrikanischen Tierrepräsentanten spielen das Kamel im Norden, der Elefant im zentralen Teile, der Strauß im südlichen und die Tsetsefliege im östlichen Teile des Kontinents eine wichtige Rolle. Das Kamel (Dromedar), das „Schiff der Wüste“, wurde wohl schon sehr frühe, aber erst durch die Ptolemäer in Afrika eigentlich eingeführt. Es ist so recht das Haustier der Nordafrikaner und bildet einen Hauptteil ihrer Herden. Sein Verbreitungsgebiet reicht vom äußersten Norden über die Sahara im Westen und Süden bis an die Waldlandschaften des Sudans, in den Alllandschaften bis nach Senaar, wo die dem Tiere so gefährliche Tsetsefliege bereits existiert. Im Inneren des Sudans kommt es selten vor; jenseits des 12.° südl. Br. geht es schnell zu Grunde und entartet in feuchtem Lande. Im Norden und Osten Afrikas wird es in ungeheurer Anzahl gezüchtet. Das Dromedar ist dasjenige Tier, vermittelt dessen sich in der Großen Wüste alle Verkehrsthätigkeit vollzieht und durch welches im Norden und in den Oasen die Feldarbeit verrichtet wird. In erster Linie vermittelt es also den Verkehr durch die Wüste und auf größeren Strecken sind täglich viele Hunderte von Dromedaren unterwegs. So verkehrten vor dem Bau der Eisenbahn zwischen Suez und Kairo täglich Karawanen mit 500 bis 600 Kamelen. Viele Tausende

gehen auch alljährlich in der Wüste zu Grunde und allenthalben findet man in der Wüste Kamelgerippe liegen. Seine Verwendung als Verkehrsmittel verdankt das Kamel weniger seiner geistigen als seiner physischen Brauchbarkeit. Es ist nämlich ungemein genügsam und nimmt mit den schlechtesten Nahrungsmitteln vorlieb. Gewöhnlich nährt man es mit Baumlaub oder Gerste. Bei jaftiger Kost kann es wochenlang das Wasser entbehren, zur Zeit der Dürre muß es aber fleißig getränkt werden und mindestens alle vier Tage 30 bis 40 Stunden ruhen. Die großen zellenartigen Räume am Panzen des Kamels deutete man früher irrtümlich als Wasserzellen. Daß man das Kamel schlachte, um das in jenen Zellen befindliche Wasser zu trinken, ist eine Fabel. Man unterscheidet in Nordafrika zwei Varietäten von Kamelen: das Hedschin oder Reittkamel, das gewöhnlich im Trabgange marschiert und 100 bis 140 Kilometer an einem Tage zurückzulegen vermag, und das Dschannel oder Lastkamel, welches den Pasgang macht, bei Wüstenreisen mit 3 bis 4 Zentner beladen wird und zehn Stunden täglich zurücklegt. Auf alle 4 bis 5 Tage folgt ein Wassertag, auf 8 bis 10 Tage ein Ruhetag. In Ägypten aber legt man mit den Kamelen weit größere Strecken zurück, obgleich es gesetzlich verboten ist. Die Araber pflegen das Kamel durch Schnalzen oder Schwingen der Peitsche, auch durch Gesang zum Marsche zu ermuntern; geschlagen wird es nie. Außer in seiner Eigenschaft als Lasttier erweist es sich dem Menschen auch dadurch nützlich, daß es Milch, die man übrigens, weil sie zu dick und zu fett ist, selten genießt, und Wolle liefert. Auch der Mist wird aufbewahrt und als Brennstoff verwendet. Für das Haus des Nordafrikaners ist das Kamel auch insofern ein wichtiges Nutztier, als er dessen Fleisch genießt und die Haut zu Schläuchen oder als Leder benutzt. Der Kamelzucht wird daher in Nordafrika die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

Der afrikanische Elefant ist vom Rande der Wüste bis nach dem Kap verbreitet, im Kaplande selbst aber bereits ausgerottet. Er unterscheidet sich vom indischen Elefanten dadurch, daß sein Schädel niedriger, seine Stirne gewölbter und die Ohren viel größer sind. Leider geht dieses prächtige Tier, das, wenn es gezähmt würde, dem Menschen in Afrika große Dienste leisten könnte, immer mehr und mehr der Ausrottung entgegen, indem besonders wegen des Elfenbeins nach oberflächlichen Schätzungen alljährlich gegen 20 000 Individuen getötet werden. Namentlich sind es die Araber, welche vom Nil und von Sansibar aus immer tiefer nach dem Kontinent dringen, um Elfenbein und Sklaven aufzubringen. Sie drängen sogar über den Congo und kamen mit Karawanen zusammen, die vom Westen her zu gleichem Zwecke vorgeedrungen waren. Die Elefan-

ten werden meist durch einen Schuß in das Ohr getötet oder auch in Fallgruben gefangen. Dr. Schweinfurth sah übrigens, wie ganze Herden von Elefanten, Weibchen und Junge inbegriffen, von den Niam-Niam durch Anzündungen der Steppe vernichtet wurden. Auch berichtet der genannte Gelehrte, daß ohne den Wert des Elfenbeins uns die Quellsenländer des Nils noch heute so wenig erschlossen wären, wie der äquatoriale Zentralkern des Kontinents, Gegenden, die absolut nichts produzieren, was sich verlohnen könnte, auf den Köpfen der Eingeborenen viele tausend Kilometer weit transportiert zu werden. Die arabischen Kaufleute errichten im Lande feste Depositorien, wo sie ihr Elfenbein aufspeichern (Seribas), und diese dienen dann auch den Forschungsreisenden als Ausgangspunkte für ihre Unternehmungen. Eine Hauptquelle des Elfenbeinertrags im Gebiete des Gazellenflusses bilden die Niam-Niamländer. Schweinfurth sagt, es wäre nicht schwer, von 5 zu 5 Jahren die Zone quer durch das Gebiet des Gazellenflusses zu legen, innerhalb welcher die Elefanten teils vor der Massenverfolgung sich zurückgezogen, teils vollständig ausgerottet worden sind. In Ostafrika ist der Hauptapfelplatz des Elfenbeinhandels Zanzibar, nach dessen Hafen durchschnittlich 20 000 Elefantenzähne jedes Jahr gebracht werden. Es müssen also nur in dem zentralen Ostafrika alljährlich gegen 10 000 Elefanten getötet werden. Das Durchschnittsgewicht eines Paares Zähne ist 30–40 Kilogramm, doch gibt es auch Zähne von 100 und 200 Kilogramm Gewicht und 2–3 Meter Länge. Solche Riesenzähne werden am oberen Zambesi erbeutet, wo sie auch als Grabes schmuck der Häuptlinge dienen. Als Handelsartikel war das Elfenbein schon den Alten bekannt.

Wie das Kamel in Nordafrika, so ist der Strauß in Südafrika ein Haustier, dessen Zucht als ein Erwerbszweig dient. Auf den Farmen der Boers werden überall gegen 200 Strauße gehalten, von denen gewisse Paare ausschließlich zur Züchtung verwendet werden, während die anderen zur Federnproduktion dienen. Die Eier werden nicht durch die Alten, sondern durch die Inkubation (künstliche gleichmäßige Warmhaltung) ausgebrütet, und diese Prozedur dauert über 40 Tage. Hierauf wird das junge Sträußchen mit zarten Gräsern genährt, in der Nacht sorgfältig unter Dach gehalten. Erwachsene geben besonders die Männchen die schönen und teuren Federn, während die Weibchen nur graue Federn von geringer Qualität produzieren. Neben der Schafwollproduktion bildet die Straußenzucht in Süd- und wohl auch in Nordafrika eine ergiebige Einnahmequelle.

Die üppige Grasvegetation ermöglicht in Süd- und Ostafrika eine blühende Viehzucht. Die Ver-

breitung und Verwendung des Rindviehs, der Schafe und Pferde wird aber durch das Vorkommen der Tsetsefliege (*Glossina morsitans*) sehr beeinträchtigt. Dieses giftige Insekt verschont zum Glück den Menschen, dann wilde Tiere, Maultiere, Esel und Ziegen. Das Rindvieh ist nur im erwachsenen Zustande für den Stich der Tsetse empfänglich, der Kälbern gar nicht schadet. Die Tsetse ist kaum größer als die gewöhnliche Stubenfliege, hält sich nur in bestimmten, scharf abgegrenzten Distrikten auf und wechselt, wie es scheint, ihren Standort niemals. Es kommt auch vor, daß die Tsetse sich an einem Ufer eines Flusses befindet, während das andere von ihr frei ist, und an manchen Orten kommt sie gewissermaßen inselartig vor, oft nur durch einige hundert Schritte breite, von ihr frei bleibende Zwischenräume getrennt. Das von diesem Insekte gestochene Vieh steht um. Man hat bis jetzt kein Mittel gefunden, die Tsetsefliege wirksam zu bekämpfen.

Produkte, Gewerbe und Handel Afrikas.

Afrika liefert aus dem Pflanzen-, Tier- und Mineralreiche eine Menge wichtiger und interessanter Produkte. Die Hauptbrotsfrucht ist das Sirch-, Sorghum- oder Kasserforn (Negerhirse), auch Durra genannt, diesem zunächst der Dohn (*Penicillaria*), der Mais, die Dagoja (*Eleusine*), Weizen, Roggen. An Futtergewächsen finden sich: Klee, Hafer, Halba, Guineagrass u. a. m. Ölpflanzen sind: Ricinus, Sesam, Ölbaum, Erdnuß, Ruk, Rindi, Schia- oder Butterbaum. Gewebestoffe liefern der Hanf, Lein, Halba, Baumwolle, Sencha, die Zellenrinde, der Koffo-Feigenbaum, die Weinpalm, eine Art Eibisch; Farbwaren: Krapp, Henna, Saflor, Rotholz. Fruchtpflanzen sind: die Banane, deren es ganze Wälder im Norden des Äquators gibt, die Palmen, von denen die Ölpalm nur in geringem Grade zur Speise geeignete Früchte, die wilden Palmenarten aber (Daleb-, Dom- und Argumpalmen) keine schmackhaften Früchte liefern. Dagegen sind die Kokos- und die Dattelpalme unvergleichliche Fruchtbäume. Früchte liefern ferner die Eytomoren, der Schuppenapfel, der Brotsfruchtbaum, Orangen u. a. m. Auch Waldfrüchte liefert Afrika, die nach Pfefferkuchen und Chokolade schmecken sollen. Wein liefert der Weinstock in Ägypten. An Gewürzpflanzen ist Afrika nicht so reich wie andere Tropenländer. An der Ostküste wird der Gewürznelken-, Zimmet- und Muskatnußbaum gepflanzt und gepflegt. Einheimische Gewürzpflanzen sind der Malaguettapfeffer und der Aschantipfeffer. Auch der Gemüsebau liefert mannigfache Produkte. Von Waldkultur kann in Afrika nirgends die Rede sein. Man begnügt

sich damit, den einer Ansiedelung benachbarten Baumwuchs einigermaßen zu regulieren und zu überwachen. Weiter erstreckt sich die Sorge um den Wald nicht. Dennoch birgt Afrika ungeheure Schätze an Holz der mannigfachsten Art und Beschaffenheit, welcher der dereinstigen Ausbeute harren.

Der Ackerbau hat in Afrika zahlreiche Feinde, namentlich an den besiedelten Tieren, an den Elefanten und Flusssperden. Auch Affen, Nashörner, Antilopen, Zebras und große Schwärme von Nagetieren, ferner die weißen Ameisen oder Termiten verwüsten die Äcker. Indessen wissen sich die Afrikaner auf listige Weise einigermaßen zu schützen. Den meisten Ertrag liefert der Ackerbau im Nildelta und im Kaplande. Sonst wird der Ertrag des Bodens zur Deckung des einheimischen Bedarfs verwendet. Die Züchtung der Haustiere ist in wenigen Gebieten der Erde so zu Hause, wie in Afrika. Der Rindvieh-, Kamel- und Straußenzucht ist schon gedacht worden. Sonst zieht der Afrikaner an Haustieren das Pferd (im Norden), den Esel, den Hund, das Mähnenesel, das Schwein (*Senaar*), das Frettchen und das Perlhuhn, Enten, Gänse. Die Jagd liefert die ergiebigste Beute. Exportiert werden die Bälge.

An mineralischen Schätzen ist Afrika nicht arm; es finden sich Diamanten am Kap und in Algier, sonstige Edelsteine in Zentralafrika und Madagaskar, Gold in Westafrika (Wambuk, Bure und Zoruba, Wassa), in Urui, wo Cameron eine Masse Goldkörner gebracht wurden, in Südafrika, Sofala (die Goldgewinnung betrug in den letzten Jahren etwa $3\frac{1}{2}$ bis 5 Millionen Mark), am blauen Nil, in Abessinien, Silber in Ost- und Westafrika, Kupfer am Kap, in Ost- und Zentralafrika, in Marokko und Kordofan, Blei in Algier, Eisen im ganzen Kontinente, Salz im Süden von Marokko und in der Sahara überhaupt, in Angola, Benguela, in den Niländern, in Madagaskar und auf den kapverdischen und den kanarischen Inseln.

Die Gewerbtätigkeit war schon bei den alten Ägyptern im Niltale und in den uralten Reichen von Napata und Meroe eine hohe. Dr. Schweinfurth unterscheidet gegenwärtig mit Rücksicht auf die Gewerbtätigkeit der afrikanischen Eingeborenen 3 Kulturringe auf dem Kontinente. Der erste, das Gebiet der Feuerwaffen, umfaßt die Küstenlandschaften und reicht namentlich im Norden ziemlich tief in das Binnenland. Seine Bewohner stehen in mehr oder weniger regem Handelsverkehr mit Europäern und erhalten von diesen ihre Bedürfnisse. Tiefer im Innern ist die zweite Region, die der europäische Markt durch Vermittelung des Eingeborenenhandels nur noch mit Baumwollenzugzeugen zur Kleidung der Einwohner zu versorgen vermag. Hier regt sich die Industriethätigkeit. Endlich im innersten Zentralafrika breitet sich das dritte,

von jeder mittelbaren oder unmittelbaren Beeinflussung mit der europäischen Welt intakt gebliebenes Gebiet aus, dessen Bewohner Kleidung aus Rinderzeugen und Fellen gebrauchen. Zwischen dem 2. und 3. Ringe könnte man noch ein Übergangsgebiet der Glasperlen und Korallen einschalten. Dies ist zugleich das Hauptgebiet des Sklavenhandels. Dr. Schweinfurth, ein sehr gründlicher Kenner afrikanischer Industriethätigkeit, sagt, je größer die Fortschritte gewesen, welche hin und wieder ein afrikanisches Volk in unserer Zeit auf der Bahn der äußeren Gesittung gemacht, um so geringfügiger habe sich dessen eigene Produktionskraft gestaltet und um so größer sei die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie, welche sich unaufhaltsam aufdränge und jede Konkurrenz ausschließe, geworden. Auch habe die europäische Industrie jede Regung des angeborenen Nachahmungstriebes bei den Afrikanern erstickt. Die mohammedanischen Völker in der Nordhälfte werden immer weniger produktiv an eigenen Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbsleißes. Einen gleichen Einfluß üben sie wieder selbst auf die Völker in dem zweiten Gebiete. Dies ist namentlich in den Negerstaaten des mittleren Sudan am deutlichsten zu erkennen, seit sie dem Islam verfallen. Dort gibt sich, meint Schweinfurth, ein gradueller Rückschritt auf der Bahn der äußeren Kultur zu erkennen, und die letzten Spuren des einheimischen Gewerbsleißes drohen in kurzer Zeit zu verschwinden. Die Reisenden bemerkten bei den am tiefsten versteckten, noch wenig besuchten Stämmen eine große Freude an der Herstellung von Kunstgebiß und die daraus resultierende Freude an selbstervorbenem Besitze. Ganz verloren ist die autochthone Kunst bereits bei den Kaffern und Hottentotten.

Als Produkte der Gewerthätigkeit der afrikanischen Eingeborenen kennt man Eisenwaren in ganz Afrika (die Stahlketten der Monbuttu erzählt Dr. Schweinfurth ebenbürtig allen dergleichen Erzeugnissen in Europa), Töpferwaren, Web-, Wirk- und Flechtwaren, gefärbte Zeug-, Seife, Zucker, Schießpulver (Westafrika), Lederwaren, Drechsler- und Schnitzereivaren, Kupferwaren, und v. a. Reisende berichten von Gruben, in denen oberflächlich auch Eisen geschürft wird und Livingstone, fand zwischen dem Njassa- und Bangweulosee Berge, die von Kohlenbrennern schon gänzlich abgeholzt waren. Englische Schmiedewaren fanden übrigens in einigen Gegenden keinen Absatz, weil die Neger Schmiede bessere herzustellen vermochten. Kupfer wird zu Schmuckdingen verarbeitet. Stanley erzählt von Negerfrauen, die Kupferringe im Gesamtgewichte von 15 Kilogramm am Leibe trugen und beim Gehen durch das Geraffel der Ringe weit hörbar waren.

Gold schätzen die Völker Zentralafrikas durchaus nicht, weil es ihnen zu weich ist; sie nennen es weißes Kupfer. Die Salzindustrie, Auslaugen salzhaltiger Erde, oder die Gewinnung des Salzes aus der Asche salzhaltiger Pflanzen, wie auch Filtrier- und Gradiervorrichtungen zur Reinigung und Verstärkung der Sole sind den Eingeborenen nichts Neues. Für den Kunstsinne der Afrikaner zeugen die zahlreichen in den verschiedenen Museen aufbewahrten Handarbeiten und Kunstprodukte der Eingeborenen.

Der Handel folgt im Innern Afrikas bestimmten Wegen und wird durch Karawanen betrieben. Produkte, welche die Engländer an der Nordküste abliefern, werden alljährlich zum Teil von Marokko aus mit der im Frühjahr abgehenden großen Timbuktukarawane oder von Tripolis aus über Fezzan und Bilma nach dem Sudan gebracht, wohl auch vom Niger aus nach den Haussastaaten versendet. In der Regel bringen die Karawanen Produkte aus dem Innern an die Küste und nehmen dafür europäische Erzeugnisse mit. Von Senegambien und Oberguinea aus, wo die Mandingoneger den Handel vermitteln, werden vorzüglich französische Waren nach dem Innern verschickt. In vielen Gegenden ist Geld nicht vorhanden, dann dienen Tauschgegenstände (Baumwollensstoffe, Kupfer- und Messingdraht) als Geldeswert. Im Innern ist der Handel zumeist Monopol der Häuptlinge, welche von den Karawanen in der Regel auch Zoll erheben. Vom Congo und den portugiesischen Kolonien ziehen die Pombeiros nach dem Innern Südafrikas, vom Osten aus die Araber. Auch aus dem Kaplande sind wiederholt englische Krämer bis an den Sambesi gelangt und hier mit portugiesischen Kaufleuten, die von der Westküste kommen, zusammengetroffen. An den Küsten sind Kaufleute aller europäischen Nationen zerstreut, an der Ostküste selbst indische Banianen. Für den Binnenhandel ist Salz der wichtigste Gegenstand, dann Gurrenüsse, die als Lederbissen in den Niger- und Tjadseeländern geschätzt sind, Gummi, Soda, von den Küsten Farbe- und Tischlerhölzer, Palmöl, aus dem Inneren Elfenbein, Sklaven, Wachs, Straußenfedern, Diamanten u. a. m. Der Neger ist mit seinem Sinn für zähes Festhalten am Eigentum und der Lust zu überbieten, für den Handel sehr geeignet. Überall finden sich bei den Negerdörfern kleine Märkte. In Bornu und anderen großen Staaten ist der Marktverkehr ein sehr geregelter. Als Geldmittel dienen Salztafeln, Stoffe, Kupferdraht, Kaurimuscheln, Glasperlen, Goldstaub. In den Mittelmeerländern und in Abessinien ist der Maria-Theresia-Thaler die landläufige Münze. Der Seehandel der Afrikaner ist ein sehr geringer; der Seeverkehr mit dem Kontinente liegt gänzlich in den Händen der Europäer.

Die Bevölkerung Afrikas.

Wenn wir die ethnographische Karte von Afrika betrachten, so erfüllt uns die sichtliche Ordnung in der Verteilung der Rassen mit dem Gefühle der Befriedigung. Denn kein Erdteil hat eine so regelrechte Schichtung der Menschenrassen nach Erdgürteln, wie eben Afrika. Doch gilt dies nur mit Rücksicht auf die älteren und großen Völkerfamilien, während spätere Einwanderer die Harmonie etwas gestört haben und dem ethnographischen Charakter des Landes an vielen Stellen ein anderes Gepräge zu geben beginnen. Afrika beherbergt nach Friedrich Müller gegenwärtig sechs verschiedene Rassen, nämlich die hottentottische im äußersten Süden und Südwesten, die Kasser-*) Rasse, von der Hottentottenrasse aufwärts bis an und über den Äquator, die Negerrasse im Sudan, die Zulahrasse, eingekleidet zwischen der Negerrasse und von Osten nach Westen in einer Linie sich hinziehend, endlich die mittelländische Rasse im Norden und Nordosten bis zum Äquator herab, sowie die malayische Rasse in Madagaskar und auf den daselbe umgebenden Inseln. Von diesen sechs Rassen können nur die vier ersten als autochthon gelten, während die fünfte erwiesenermaßen aus Asien eingewandert ist. Robert Hartmann, eine zweite Autorität auf dem Gebiete der Völkerkunde von Afrika, unterscheidet nördlich vom Äquator gleichfalls drei größere Völkerabteilungen: die bis zum Südrande der Sahara wohnenden Berber, die Bedschah-Völker, welche namentlich das Hochland und die Küsten von Abessinien bewohnen, endlich die Nigritier, worunter der Gelehrte die Völker des Sudans und der Gebiete Afrikas bis über den Äquator und die großen Seen hinaus versteht. An die Nigritier schließen sich zunächst die Kasser Südafrikas, welche Hartmann nach dem Vorgange des südafrikanischen Forschers Wilhelm Bleek A-Bantu nennt. Zwischen diesen extremen Gruppen gebe es noch viele Stämme, welche eine Übergangstellung zwischen Berbern, Bedschah und Nigritiern innehalten.

Die Einteilung Müllers scheint plausibler, weil dieser Gelehrte derselben neben physischen Merkmalen vorzüglich auch das gewichtige Moment der Sprache zu Grunde gelegt hat. Nach Müllers Dafürhalten waren die Hottentotten ehemals die ausschließlichen Bewohner des südöstlichen Teiles Afrikas, von der Spitze an bis etwa zu 10° südl. Br. Sie wurden aus ihren Wohnsitzen durch die von Norden her andrängenden Kasserländer vertrieben und zuerst in den tiefsten Süden und später von dort längs der Westküste gegen Norden gedrängt, bis

sie sich in jenen Gegenden, welche sie gegenwärtig inne haben, festsetzten. Die nördlichen Nachbarn der Hottentotten, die Kasser, sind in den südlichen Gegenden, wo sie gegenwärtig am zahlreichsten vorkommen, nicht bodenständig, sondern dort eingewandert. Sie saßen ehemals weiter nördlich und standen durch längere Zeit in näherer Berührung mit den aus Asien eingewanderten hamitischen Völkern. Neben dieser Wanderung der afrikanischen Volksstämme von Norden nach Süden, wurde auch eine andere von Ost nach West, quer durch den Kontinent, aber später, eingeschlagen. Auch die Zulahrasse ist in jener Gegend, wo sie gegenwärtig ihren Sitz hat, nicht autochthon. Die Zulah saßen nach Müllers Ansicht ursprünglich nördlich von den Negern, vielleicht in den gegenwärtig von den Berbern eingenommenen Landstrichen, und drangen nach und nach in die von ihnen gegenwärtig okkupierten Gegenden ein, von wo sie sich gegen Osten bis nach Rubien verbreiteten. Auch die einzelnen Völker, in welche die Negerrasse zerfällt, haben viele Wanderungen unternommen. Alle diese Wanderungen der Völker Afrikas sind nicht freiwillig, sondern unter dem Zwange äußerer Verhältnisse unternommen worden, und zwar war es vorwiegend die Einwanderung der mittelländischen Rasse, namentlich die der Hamiten, welche die Ureinwohner Afrikas zwang, den ihnen geistig und körperlich überlegenen Einwanderern Platz zu machen und sich nach dem Süden zurückzuziehen. Friedrich Müller glaubt die Bewegung der autochthonen Rassen und Völker Afrikas mindestens auf das Jahr 6000 v. Chr. datieren zu können.

Zu der mittelländischen Rasse zählt Müller den hamito-semitischen Stamm, zu welchem er die Völker der ägyptischen Familie (Ägypter und Kopten), der libyschen Familie (Muscharh, Quarik oder Berber, Kabylen und Schulu), die äthiopischen Familien (Bisharin oder Bedschah, Bogos, Schoho, Agau, Falascha, Galla oder Orma, Somal) die Araber Nordafrikas und die Bewohner von Amhara und Tigre in Abessinien rechnet, also vorwiegend die Bewohner Ägyptens, Abessinien, der Barbarenstaaten und der Sahara. Ein zweiter Stamm, der zu der lockenhaarigen Rasse der Mittelländer gehört, sind die Kubas, zu denen die echten Rubier (Berabra), die Bewohner von Dongola und die Fudsch oder Funje in Nordosfan, endlich die Schangalla gerechnet werden und zu denen wahrscheinlich auch die Monbuttu, Niam-Niam oder Sandeh und Kredsch im Herzen des Kontinents gezählt werden können. Einen Übergang zur Zulahrasse bilden die Völker des mittleren Nils und Nordosfans. Die Zulah, auch Zellata oder Zulan genannt, haben eine Reihe von Staaten am oberen und mittleren Niger gegründet und drängen als oberndes Hirtenvolk immer weiter nach Osten.

*) Der Name kommt vom arabischen *kasir* = ungläubig und sollte eigentlich mit einem „f“ geschrieben werden.

Die zur eigentlichen Negerrasse gehörigen afrikanischen Neger bewohnen den Sudan bis zu den Abhängen von Abessinien und lassen sich in eine westliche und eine östliche Gruppe scheiden. Zur westlichen gehören die Neger von Senegambien, Oberguinea und jene der Niger- und Tschadseeländer (Wolof, Sarrar, Felup, Biakade, Balanten, Danum, Baka, Kru, Nschanti, Njini, Fanti, Akim, Akwapim, Akwambu, Akra, Yoruba, Serechule, Mandingo, Bambara, Suju, Sonchan, Hausa, Pere, Volo, Bora, Fali, Bole, Kanuri, Kanembu, Teda oder Tibbu (?), Masa, Wikari u. v. a.), zu der östlichen die Neger Darfurs, Kordofans, Senaars und der oberen Nillandschaften (Fari oder Gondscharen, Schilluk, Dschur, Denka, Tuitsch Dor, Elyab, Kyetsch, Nuër, Bari u. a. m.). Zur Kafferrasse gehören die Ama-tembu, Ama-zulu, Ama-fengu, Betschuana (Basuto, Barolong, Bakhatla, Bahvena, Bawantetsi, Bahurutse, Bamangwato, Bakalafari), die Ovaherero, Dampo, Amatonga, Maschona, Suaheli, Waniika, Wankamba, Wabisa, Wateisa, Wabuni, Monyamvesi, Muemba oder Mulua, Barotje, die Wazimba und Schaffat auf Madagaskar, ferner die Völker von Loango, Congo, Angola und Benguela, die Mpongwe am Gabun, die Fan, Bakelle, Benga u. v. a. Die Rasse der Hottentotten oder Khoi-khoi d. i. Menschen, zerfällt gleichfalls in zahlreiche Stämme, deren wichtigsten die Namaqua, Korakua, Korana, Griqua, Saan (die Buschmänner), die Berg-Damas, Nhar-Damas u. f. w. sind, ferner rechnen einige Anthropologen die afrikanischen Zwergvölker (Alta, Obongo, Doko, Watwa) hierher. Zur malayischen Rasse zählen unter den Bewohnern von Madagaskar die Howas, die Betanimena, Betsimisaraka, Betsileo, Antsihanaka, Bezanozano, Sakalawa u. a. m.

Unter der Rasse der aufgezählten Stämme leben fast an allen Küstenpunkten Afrikas Repräsentanten des indogermanischen Stammes der mittelländischen Rasse, die durch eine dem Volke innewohnende Fähigkeit befähigt sind, unter allen Klimaten das physische Leben fristen zu können. Die charakteristischen Rassen Afrikas sind ohne Zweifel die Neger, Kaffern und Hottentotten, deren physischen Typus und psychischen Charakter wir betrachten wollen.

Der Körpergestalt nach ist der afrikanische Neger stark gebaut, seine Muskulatur ist kräftig entwickelt und die Höhe der Individuen wechselt zwischen $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{3}{4}$ Meter. An Höhe wird der Neger von seinen Nachbarn, den Kaffern, die unbestritten die kolossalsten Figuren zeigen, übertroffen. Der Hals des Negers ist dick, kurz, kräftig, die Schultern wichtig, die Wirbelsäule aber weniger biegsam. Das Becken ist bedeutend kleiner und enger als beim Weißen, mehr keilförmig und stark nach rückwärts geneigt, woraus sich der eigentümlich steife Gang des Negers er-

klärt. Die Kniee sind etwas gebogen, die Sohle glatt. Die Haut ist von dickerer Struktur als beim Weißen, fühlt sich sammetartig an, zeigt keine Behaarung und hat eine widerlichriechende Ausdünstung. Die Farbe der Haut ist dunkel, vom tiefsten Ebenholzschwarz bis zum schmutzigsten Braungelb, bei neugeborenen Kindern gelblichweiß. Die Schädelbildung ist entschieden dolichocephal, der Fortsatz des Oberkiefers größer und breiter, desgleichen der Unterkiefer. Das Haar ist pechschwarz und kraus (wollig). Die Lippen sind lang, groß, aufgeworfen, wulstig, dick, bläulich, schwärzlich oder auch schmutzig rosenfarben, zuweilen schwarz, so zwar daß ihre Färbung von der Gesichtsfarbe kaum zu unterscheiden ist. Die Nase ist platt und breit. Das Gehirn des Negers ist kleiner als das des Weißen, die Nerven dagegen dicker, dabei aber alle Sinnesorgane, besonders das Gehör, stark entwickelt.

Den psychischen Charakter anlangend, sind alle Ethnographen darüber einig, daß die Neger auf einem primitiven Standpunkte geistiger Entwicklung stehen. Ihr Charakter ähnelt dem des unentwickelten Kindes in sehr vielen Punkten. Die Neger sind kindisch, unbeständig, gedankenlos, leichtgläubig. Der Grundzug ihres Temperamentes ist ausgelassene Heiterkeit, deren Ausfluß eine ungezügelte Phantasie und Sinn für Außerlichkeiten. Die geistige Energie ist gering und hat eine gewisse natürliche Untüchtigkeit zur Folge. Doch ist der Neger, namentlich Feinden gegenüber, auch grausam, aber niemals so empörend roh, wie etwa der Malaye oder Amerikaner. Seine Geistesgaben sind nur da entwickelt, wo es auf Nachahmung ankommt, während die Entwicklung jener Geistesgaben, wo ein selbständiges Denken erfordert wird, auf einer niedrigen Stufe steht.

Der Kaffer zeigt, namentlich was die Bildung des Schädels betrifft, eine Ähnlichkeit mit dem Neger. Er ist ebenfalls ein Dolichocephal, sein Schädel an beiden Seiten abgeflacht und bedeutend hoch, wodurch der Gesichtsausdruck schmal und lang erscheint. Die Stirne ist ziemlich hoch und gewölbt, die Nase nicht platt gedrückt, sondern mehr vorspringend und oft sogar gebogen. Die Lippen sind nicht so wulstig wie beim Neger, das Haar zwar wollig, aber weniger grob. Bei den südlichen Stämmen ist es büschelartig, was auf eine Mischung mit der Hottentottenrasse deutet. Sonst ist der Bau des Körpers kräftiger und fleischiger als der des Negers. Die Farbe der Haut ist ursprünglich gelbbraun, bald lichter, bald dunkler, an der Scheidegrenze zwischen Negern oft ganz schwarz. Bei den Zulus sind manche Abweichungen in der äußeren Erscheinung von den übrigen Kaffern beobachtet worden. In dem Wesen des psychischen Charakters macht sich im Gegensatz zum leichtgläubigen Neger ein gewisser Skeptizismus geltend. Der Kaffer ist von

Natur tapfer, nicht selten blutdürstig. Eine Folge der Tapferkeit ist eine relative Energie, Mäßigkeit und Thätigkeit. Den Kaffer zeichnet ein reges Rechtsgefühl und große Ehrlichkeit aus.

Die Hottentotten oder Khoikhoi sind gegenwärtig eine Rassen- und Völkerruine. Ihre Statur ist kleiner wie jene der Kaffern, der Bau des Rumpfes und des Beckens stark, dagegen der der Extremitäten sehr schwach und zart. Der Schädel ist dolichocephal, die Stirn klein, gewölbt und vorstehend, das übrige Gesicht platt. Die kleinen Augen stehen weit von einander ab und liegen in tiefen Höhlen, die Nase ist breit und wenig vorspringend, die Lippen etwas aufgeworfen. Das Haar des Hottentotten ist rauh, grob, stark gekräuselt und wächst in getrennten Büscheln auf dem Kopfe. Die Farbe der Haut ist gelblich-braun mit einem rötlichen Anflug im Gesichte. Bei den Frauen zeigen sich reiche Fettablagerungen am Gesäße. Mit dem Neger hat der Hottentotte den Charakter des unentwickelten Kindes gemein, ferner den Trieb zur Nachahmung, den geringen Grad von Energie und eine große Scheu vor physischer Kraftanstrengung. Der Hottentotte hat einen hochentwickelten Sinn für Musik, Malerei und Plastik, ein besonderes Sprachtalent, aber auch einen großen Hang zu berausenden Genüssen.

Während die Neger und Kaffern neben der Beschäftigung mit der Jagd und Viehzucht auch Landbebauer geworden sind, scheinen die Hottentotten den Landbau gar nie gekannt zu haben und treiben ihn auch jetzt nur in den seltensten Fällen. Die Buschmänner aber sind über den Zustand des Jagdlebens überhaupt nicht hinausgekommen, keineswegs aber, wie man oft anzunehmen pflegt, von einer höheren Stufe der Kulturentwicklung in den Zustand des dahinschwindenden Jägervolkes herabgesunken. Die häuslichen Einrichtungen, Ernährung, Kleidung, Zierat, Bewaffnung, Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Jagd, Gewerbtätigkeit, Handel und Verkehr, Sitten und Gebräuche, religiöse Vorstellungen, Regierung und Staatsverfassung, Rechtsverhältnisse, Krieg sind bei den einzelnen afrikanischen Stämmen sehr verschieden, sie entsprechen den klimatischen und sonstigen Verhältnissen. Überall bietet sich jedoch das Bild geringer Kulturentwicklung. Nach allem, was Dr. Schweinfurth über die Affah in Erfahrung zu bringen vermocht, stellt sich heraus, daß dieser Stamm ein Glied bilde in der langen Kette von Zwergvölkern, deren Verbreitung, allen Anzeichen einer Urrasse entsprechend, sich quer durch Afrika in der Längsrichtung des Äquators hinzustrecken scheint. Schon De Chaillu kam von der Westküste her mit einem Zwergvolke, den Obongo, zusammen und seine Beschreibung paßt vortrefflich auf die Affah. Auch Battel fand am Cotte Zwerge, die er Dondo

oder Matimbaz nennt; sie waren wohl von demselben Stamme, wie die Congo Du Chaillu. Von Zwergvölkern Afrikas ist übrigens schon im Altertum die Rede bei Homer, Ptolemäos und Diodor Siculus. Die kleinsten Maße erwachsener Affahs waren 1,235 und 1,34 Meter. Größere Individuen als 1½ Meter Höhe hat Dr. Schweinfurth nicht gesehen. Die Färbung derselben ist ein mattes Kaffeebraun. Haupthaar und Bartwuchs sind schwach entwickelt. Sie besitzen einen verhältnismäßig großen runden Kopf, einen sehr langen Oberkörper, eine auffällige Schulterbreite, große Schulterblätter in Verbindung mit langen dünnen Armen, einen flachen Brustkorb und einen mächtigen Hängebauch, an den Extremitäten edig vorragende Gelenke, zierliche proportionierte Hände. Der Schädel weist einen hohen Grad von Prognathie auf. Die Kiefer springen schnauzenartig vor. Der äußere Habitus entspricht sehr dem der Buschmänner. Dr. Schweinfurth betont noch, daß ungeachtet der Verschiedenheit der Augen der Kopf der Affah dennoch physiognomische Merkmale darbiete, welche die im Schädelbau ausgeprägte Ähnlichkeit mit den Buschmännern in noch höherem Grade überraschend gestalten. Von allen Stämmen, welche der gelehrte Forscher in Zentralafrika kennen gelernt, sind die Affah durch eine auffallend große Ohrmuschel gekennzeichnet. Dem hohen Grade der Prognathie entsprechend sind die Lippen weit hervorstehend, lang, schnabelartig geschweift. Über die Sprache der Affah konnte Schweinfurth leider nichts in Erfahrung bringen. Ihre unartikulierten Laute waren meist durch unsere Schriftzeichen nicht wiederzugeben. An Sinnesschärfe, an schlauer und wohlberednender Geschicklichkeit sind die Affah ihren Nachbarn weit überlegen. Ihr einziges Haustier ist das Huhn. Schon auf einem Mosaik aus Pompeji, der sich im Nationalmuseum zu Neapel findet, sind Pygmäen dargestellt, umgeben von ihren Hütten und Häuschen, alle voll von Hühnern. Dr. Schweinfurth brachte die Affah nach Verona und hatte im Herbst 1876 die Gelegenheit zu beobachten, wie leicht sie Kultur angenommen, lesen, schreiben, Klavierspielen etc. gelernt hatten. Auch Komolo Gessi brachte ein Affahmädchen nach Triest, dessen Rassenreinheit sich aber nicht bestätigt hat.

Was das häusliche und soziale Leben der Afrikaner betrifft, so findet sich auf dem Kontinente allgemein die Polygamie. Das Weib nimmt eine sehr untergeordnete Stellung ein; bei vielen Stämmen ist es der Faktor, der die ganze Familie zu ernähren hat. Allgemein findet sich eine große Anhänglichkeit der Kinder an die Mutter, was diese wohl für ihre zurückgesetzte Stellung einigermaßen zu entschädigen vermag. Die schwarzen Bewohner Nord- und Südafrikas stehen unter Stammeshäuptlingen, die unumschränkte Gewalt besitzen. Zu großen

Staatenbildungen ist es nur in Westafrika, in den Niger- und Tadjaseeländern, ferner auf dem Hochlande zwischen dem Congo und Zambezi gekommen. Kein afrikanischer Staat kann mit dem, was unsere moderne europäische Staatenbildung geschaffen, verglichen werden, ausgenommen Ägypten, welches die Organisation des ottomanischen Staates hat, von der aber allüberall, namentlich im Süden, starke Abweichungen sich zeigen.

In religiöser Beziehung huldigen die afrikanischen Völker des Nordens, Nordwestens und Nordostens dem Islam, jene von Südafrika sind noch im traffen Heidentume versunken. Die christliche Lehre, mit ihrer Parole: „entsage“ hat bei den Afrikanern bislang wenig Eingang gefunden, während der Islam, mit seinen geringeren Bußmitteln und seinen menschlichen Schwächen mehr nachgebenden Sätzen, leichter Eingang gefunden hat. Die Anhänger Mohammeds verbreiteten die Lehre des Propheten von Ägypten aus zunächst durch Nordafrika bis nach Marokko. Von hier aus wandten sie sich in ihrem Glaubenseifer nach Senegambien, wo sie, wie schon erwähnt, bedeutende Reiche gegründet, und vom oberen und mittleren Niger machte dann der Islam seinen Weg durch den Sudan bis an den Nil. Er ist also im mittleren Afrika von Westen gegen Osten verbreitet worden. Das vormals christliche Nubien und das heute dem Christentume angehörende Aethiopien war im Süden von Ägypten eine starke Schutzwehr gegen die Ausbreitung der mohammedanischen Lehre. Nach Ostafrika an die Swaheli-Küste brachten den Islam die Araber, die ja auch hier eine Reihe von ehemals blühenden Staaten gegründet hatten. Heutzutage thun die einen großen Teil von Afrika durchziehenden Araber gar nichts für die Verbreitung ihres Glaubens. In Westafrika ist der Islam bis an die Küste von Oberguinea noch nicht recht vorgeedrungen. Bis zur großen Stadt Selga im Norden von Aschanti hat der Mohammedanismus feste Wurzel gefasst, an der Küste hat er aber nirgends erfolgreich durchgeschlagen, ja, es finden sich einige Regerstämme in Oberguinea, welche den bereits angenommenen Islam wieder fallen gelassen und in den Zustand des Fetischismus zurückgefallen sind. Daß der Islam und dessen Verbreitung zur Hebung der allgemeinen Gesittung der Ureinwohnerschaft viel beitragen und ein völkerbindendes, zivilisierendes Element ist, läßt sich wohl nicht leugnen.

Der Fetischismus mit seinen obligaten Zaubern, Hexen und Regenmachern, der Fetischdienst, der in manchen Gegenden Afrikas, namentlich an der Westküste (Aschanti, Dahome) im Tierdienste besteht (Leoparden, Schlangen sind die Fetische d. i. oberste Wesen), mit seinem Gefolge, dem Glauben an böse Geister, Kobolde, den Gottesurteilen, ist ein ungeheuer hemmender Faktor der Zivilisation,

hauptsächlich auch darum, weil dessen Priester, wenn ihre Würde nicht mit der Person des Häuptlings vereinigt ist, auf diesen meist einen ungeheuren Einfluß haben und damit alle Stammesangehörigen gefangen halten. Eine eigentümliche Rolle spielen in Westafrika neben den dem Fetisch dienenden „Regenmachern“ und Zauberdoktoren, die Griots, d. i. eine Art fahrender Sänger, welche die Heldenthaten der Häuptlinge und Krieger besingen und einen angenehm berührenden Zug der Negerrasse, die Vorliebe für Poesie, dokumentieren. Diese Griots waren es schon wiederholt, die den Forschungsreisenden auf ihren Touren, entgegen den feindselig sich verhaltenden Fetischpriestern, manchen Vorstoß geleistet. In einigen Teilen West- und Zentralafrikas ist der Fetischismus auf einer traurigen Stufe, und es läßt sich keine Art des unsinnigsten Aberglaubens und des Hokusfokus ersinnen, welche in dem Fetischdienste nicht plaggreifen sollte. Leistet übrigens der Fetisch nicht das Erwünschte, so beschimpft und prügelt man ihn, oder wirft ihn ganz beiseite und macht sich einen anderen Gözen.

Nach der Versicherung einiger Reisenden herrscht bei einigen N-Bantustämmen gar kein Glaube. So wenden sich z. B. die Betschuanen an „Morimo“ (Marimo, Morimo, Mtongo), ein höchstes Wesen, welches die Welt erschaffen, Leben und Tod gibt, Glück und Wohl spendet. Doch nur in gewissen Fällen wendet man sich an dieses Wesen. Bei den Zulus werden die Geister der verstorbenen Häuptlinge zu Göttern. Auch die religiösen Vorstellungen der Hottentotten sind sehr wenig entwickelt. Freilich hat das Christentum schon den größten Teil der alten abergläubischen Ideen bei den Hottentotten verdrängt.

Die Lehre Christi wird den Eingeborenen Afrikas bereits seit einigen Jahrhunderten gepredigt. Viele Missionsinstitute aller Konfessionen schicken schon seit Jahrzehnten Priester und Lehrer nach den Guinea-, Niger- und Tadjaseeländern, dann nach dem äquatorialen Seegebiete, nach Ost- und besonders nach Südafrika (Universitätsmission). Die Erfolge scheinen im Verhältnis zur Mühe und zu den Kosten nur geringe zu sein, und man muß wahrhaft den Heroismus der Glaubensboten bewundern, welche sich im Dienste der Kirche in Afrika abmühen, besonders wenn man erwägt, daß man dem Gedeihen der christlichen Lehre auf afrikanischem Boden fast allgemein kein günstiges Prognostikon stellt, indem man behauptet, der Afrikaner befinde sich noch auf einer so tiefen allgemeinen Bildungsstufe, daß er einen Religionswechsel gar nicht vertrage, und es mit demselben insolge dessen gar nicht ernst nehme. Dann müßte man freilich glauben, daß die Humanität in Afrika ihre wohlthunenden Spuren zu tief und zu übereilt auftrage und daß man dem

Neger mit der vollständigen Befreiung von allem Zwange die Vorteile der Erziehung raube, deren er bedarf. Die Erleichterungen, die dem Neger in sozialer Beziehung verschafft werden, zielen vorzüglich auf die Abschaffung des Sklavenhandels hin, ohne daß man übrigens, wie von mancher Seite behauptet wird, namentlich in England, darauf ausgehe, von jeder Art von Zwang zu befreien, auch von solchem, dem der europäische Arbeiter unterworfen ist und dessen der Neger mehr bedarf als dieser.

Unter den Missionen Afrikas haben die erwähnten Universitätsmissionen eine Berühmtheit erlangt. Sie sind, wie Stanley mit Recht sagt, ein Resultat der Sensation, welche Livingstones Entdeckungen des Nyassa, Schiré und am Zambesi in England erregten. Die Universitätsmission wurde von den Universitäten Oxford und Cambridge im Jahre 1860 ausgesandt und stand unter Leitung des Bischofs Mackenzie, früheren Archidiakon in Natal. Als die Missionare mit Livingstone zusammentrafen, welcher damals mit der weiteren Verfolgung seiner Entdeckungen am Zambesi beschäftigt war, einigte man sich, am Nyassa die erste Station zu errichten. Es wurde in der That Magomero gegründet; allein die Patres, welche aus befreiten Sklaven ihren Anhang rekrutierten, verbanden sich mit den Mangangas gegen die Njavas, welche, wie sie leider erst später entdeckten ein friedliebender Volksstamm waren. Es entspannen sich Fehden und da die Missionare nun einmal in die politischen Wirren und Zwistigkeiten der Stämme sich eingemengt hatten, konnten ihrem religiösen Werke keine hoffnungsvollen Tage erblicken. Viele starben, darunter Mackenzie, der Rest verließ das Land und die Mission der Universitäten für Zentralafrika wurde nun zu einem bloßen Namen, mit welchem der nachfolgende Bischof Tozer seine Mission in Sansibar zu bezeichnen fortfuhr. Neuester Zeit müssen sich wieder Glaubensboten von der Station Livingstonia am Nyassa unter Bischof Steere ab, scheinbar mit größerem Erfolge, als die Sendlinge der Universitäten.

Stanley bricht den Stab über alle Missionsbestrebungen in Afrika und meint, es sei auffällig, wie englische Philanthropen, sowohl Geistliche als Laien, in der Täuschung beharren können, daß man die Afrikaner nur mit einer geistigen Unterweisung und Beredelung zufrieden stellen könne. Ein Barbar sei aber ein durchaus materieller Mensch, der mit Vier nach dem Besitz von Dingen trachtet, die er nicht einmal beschreiben kann. Der Missionar finde diesen Barbaren, wie betäubt von viehischer Unwissenheit, mit den Trieben eines Menschen, aber noch wie ein Tier lebend. Anstatt nun zu versuchen, die Eigenschaften dieses menschlichen Wesens praktisch zu

entwickeln, geht er sofort theoretisch an seine Umgestaltung und Befehrung, indem er ihm die christlichen Glaubensdogmen, die Lehre von der Transsubstantiation und anderen schwierigen Gegenständen zu erklären sucht. Stanleys Erjahungen und die aller Leute, die es mit Naturvölkern zu thun gehabt, beweisen, daß wenn nur der Missionar dem armen Materialisten klar machen kann, daß die Religion mit materiellen Wohlthaten und mit einer wesentlichen Verbesserung seiner tiefentwürdigten Lage in engem Konnex steht, die schwierige Aufgabe, welcher er sich zu widmen im Begriffe steht, verhältnismäßig leicht gemacht werden kann.

Die Sklaverei und der Handel mit Sklaven sind uralte Institutionen in Afrika. Soweit die ältesten Dokumente der Pharaonenzeit reichen, finden sich Nachrichten über Sklaven. Allerdings erstreckte sich das Sklavenverhältnis ursprünglich nur auf Kriegsgefangene. Hierzu trat dann der Selbstverkauf aus Verschuldung, augenblicklicher Lebensnot, ferner der Verkauf der Kinder durch die Eltern, der Untertanen durch die Herrscher zc. Gestützt wurde die Sklaverei durch den Islam, der sie gestattet. In Nordafrika (Algerien, Tunis, Tripolis, Marokko) war der Handel mit Sklaven mit Seeräuberei verbunden, und seit unvordenklicher Zeit pflegten nomadische Stämme der Sahara Neger zu rauben, wohl auch von den Häuptlingen einzukaufen, und an die Bewohner der Mittelmeerküste einzutauschen. In Lissabon soll der Portugiese Gonzales 1434 zum ersten Male Neger feil geboten haben. Dieses Verfahren fand in Spanien bald Nachahmung, und die Sklavenmärkte waren bis ins 16. Jahrhundert auf der pyrenäischen Halbinsel an der Tagesordnung. Mit der Entdeckung Amerikas nahm der Handel mit Sklaven einen besonderen Aufschwung. Der Priester Las Casas soll zur Erleichterung der zur schweren Arbeit untauglichen Eingeborenen Amerikas in den Minen und Zuckerpflanzen der spanischen Kolonien den Import von Negerklaven angeregt haben. Im Jahre 1517 erteilte Karl V. värmischen Schiffen das Privilegium, alljährlich 4000 afrikanische Sklaven einzuführen, und dieser sogenannte „Affientohandel“ wurde von der spanischen Regierung nacheinander an verschiedene Nationalitäten vergeben. Also nicht die Europäer haben den Sklavenhandel geschaffen, wohl aber auf herzlose Weise großgezogen. In mohammedanischen Ländern wird der Sklave im allgemeinen gut gehalten. Er fühlt sich häufig als Kind im Hause. In Ost- und Zentralafrika ist aber der Sklave teils Handelsgut, teils hat er häusliche Arbeiten zu verrichten. In manchen Gegenden verfällt er wohl auch dem Menschenopfer oder gar den rohen Gelüsten der Anthropophagie. Nirgends ist die Behandlung der

Skaven eine böse, und nicht selten ist es vorgekommen, daß treue Skaven sich für ihre Herren geopfert haben. Magyar berichtet, daß in den Kimbundaländern die Sklaverei so ausgebreitet sei, daß manchmal die Hälfte einer Nation als Sklave der anderen Hälfte verkauft wird. Am schrecklichsten ist das Verhältnis der Sklaverei in den westlichen Landschaften am oberen Nil, im Süden des Tjadsees und in der Region der großen Seen. Hier besaßen sich mit dem Skavenhandel rohe arabische Händler, die deshalb Zentralafrika nach allen Richtungen durchziehen. Die Potentaten der Landschaften am Tjadsee, namentlich jene von Baghirmi und Namana veranstalteten ganze Kriegszüge zum Zwecke Skavenmaterial sich zu beschaffen. Natürlich retten sich die armen Betroffenen, wohin immer sie sich retten können, und schlagen sogar auf Bäumen ihre Wohnungen auf, die sie zu befestigen und wider zu verteidigen wissen. Nachtigal erzählt uns grauerregende Szenen von solchen Skavenjagden. Die Angreifer erklimmen einen Ast nach dem anderen, während sich die armen Angegriffenen immer höher in die Wipfel des Baumes zurückziehen. Die Umzäunungen der auf den breiten Ästen befestigten Hütten werden mit Haken und Messern herabgerissen, und falls man der armen Schwarzen nicht anders habhaft werden kann, werden die Bäume wohl auch in Brand gesteckt. Manchmal werden die armen Skaven wie Vögel von den Bäumen herabgeschossen.

In Zentralafrika ist der Skavenhandel auch der Zwillingbruder des Elfenbeinhandels. Die Elfenbeinjäger sind zugleich Skavenjäger. Hier werden die Vorräte an Elfenbein, da weder Kamele, Ochsen noch Pferde verwendet werden können, durch enorme Menschenmassen an die Küste befördert. Haarsträubende Grausamkeiten werden bei dem Fang der Skaven begangen. Meist sind die Negerhäuptlinge selbst schuld an den Skavenrazias. Unter ihnen herrscht in der Regel Zwist. Einer der Häuptlinge ruft nun einen arabischen Händler zur Hilfe. Dieser erscheint mit seinen bewaffneten Leuten, das gegnerische Dorf wird überfallen, angezündet, die sich zur Wehre setzenden Männer werden niedergeschossen, Weiber und Kinder aber gefangen genommen. Um zehn Menschen zu fangen werden oft Hunderte erschlagen und es ist berechnet worden, daß auf diese Weise alljährlich in Zentralafrika lediglich der Skavenjagd halber gegen eine halbe Million Menschen getötet werden. Die Gefangenen werden, damit sie nicht entweichen können, entweder durch Ketten aneinander geschmiedet oder in lange rostartige Stangen (Skavengabeln) mit dem Kopfe eingeklemmt, mit Frachten schwer beladen, und so hintereinander vorwärts getrieben. Verlassen einen die physischen Kräfte, so wird er zu deren Anspannung durch

furchtbare Prügel angespornt, sinkt er zusammen, einfach niedergeschossen oder erstochen und an dem Orte, an dem er fiel, liegen gelassen. Natürlich werden durch die Skavenjagden auch die dichtbewohnten Gegenden Afrikas gänzlich entvölkert. Die Landschaft Manjuema hatte nach den Angaben Stanleys im Jahre 1850 vor dem Erscheinen der Araber etwa 40 000 Einwohner, gegenwärtig hat sie deren höchstens 20 000. Als Livingstone in Nyangwe sich aufhielt, ereigneten sich ganz unerhörte Grausamkeiten von Seiten der räuberischen Skavenhändler. In dieser arabischen Niederlassung fand jeden Tag ein besuchter Markt statt. Eines Tages fielen nun die Araber ohne irgendwie gereizt worden zu sein, nur um ihrer Grausamkeit zu fröhnen über die Eingeborenen her, töteten gegen 400 derselben, verfolgten die Fliehenden und zerstörten die folgenden 8 Tage über 40 Dörfer, nachdem sie über 2000 Eingeborne getötet. Nicht besser machen es die Araber im Gebiete des Gazellenflusses, wo, ungeachtet des Skavereverbotes in Ägypten, der Handel mit schwarzer Ware floriert. Früher hatte man bis Chartum gebrachte Skaven oft zum Militär genommen; sie waren dann die besten Dolmetscher. Heutzutage gehen sie im geheimen über Rubien nach der Küste des Roten Meeres und werden von da zum großen Teile nach Tschedda in Arabien und nach anderen Punkten geschafft. Wievohl Wessi-Pascha durch seine energische Handlungsweise den Skavenjägern des oberen Nilgebietes das Handwerk scheinbar gelegt, ertönen doch immerwährend Klagen von Chartum über Skavenhandel, ja, man konnte auf Grund von Thatfachen sogar soweit gehen, die ägyptische Regierung beschuldigen zu können, sie befördere den Skavenhandel dadurch, daß sie den Rubiariaten ungeheure Steuerlasten auftrage, die nur durch Skavenhandel aufgetrieben werden können. Übrigens findet man in den Bazars zu Kairo frisch geschmiedete Skavensekeln in ganzen Haufen, ein Zeichen, daß es der ägyptischen Regierung mit der Aufhebung und Bekämpfung der Sklaverei nicht Ernst sei.

Ähnlich, wie am oberen Nil sieht es mit dem Skavenhandel in den portugiesischen Grenzprovinzen an der Westküste Afrikas aus. Von hier aus durchziehen wieder portugiesische Händler die Innenterritorien, um nach Skaven zu jagen und verrichten dabei unerhörte Grausamkeiten. Cameron war Augenzeuge, wie eine einzige portugiesische Karavane über 1500 Skaven zusammentrieb. Ein Unterauführer derselben rühmte sich, 1500 Menschen getötet, verbrannt oder dem Hungertode preisgegeben und 10 Dörfer zerstört zu haben; seine ganze Beute bestand aber nur in 52 Weibern. Die Sterblichkeit bei den Skaventransporten ist eine enorme. Dr. Kirk in Sansibar, neben Quiloa dem Hauptsklavenmarkte

im Osten, berichtet, dieselbe erreiche oft während des Marsches die entsetzliche Höhe von 75%. Livingstone erzählt von den zu Sklaven gemachten Negeren, sie klagten während des Marsches regelmäßig über Schmerzen im Herzen und starben nach einigen Tagen an gebrochenem Herzen (Heimweh). Viele ertragen natürlich die Strapazen nicht und werden dann, wie gesagt, erschlagen, auch an Bäume gebunden und so dem Hungertode oder wilden Tieren zur Beute überlassen. Livingstone und Cameron erzählen, daß stellenweise der Weg ganz besät sei von Gerippen und Leichen toter Sklaven. Freilich ist zur Beseitigung „dieser klaffenden Wunde der Menschheit“, wie Livingstone den Sklavenhandel nennt, viel geschehen, der Sklavenhandel in Ägypten, Sansibar, auf Madagaskar und in den französischen Kolonien abgeschafft. Allein so lange es nicht gelingt, das Übel an der Wurzel, in Zentralafrika selbst zu fassen, ist ein Erfolg nicht zu erhoffen. In dieser Beziehung muß man der christlichen Missionstätigkeit eine wichtige Rolle anweisen, insofern als die Lehre Christi ohne Zweifel auch bei den Naturvölkern eine mildere und klare Anschauung über Menschenrecht und Menschenleben hervorruft und verbreitet. Eine totale Entvölkerung durch den Sklavenhandel fand auch Cameron in Ugara an der Ostseite des Tanganjika. Der Marsch durch West-Ugara, erzählt er, durch die Ruinen so vieler verlassenen Dörfer, einst die Wohnstätten glücklicher und zufriedener Menschen, war unbeschreiblich traurig. Diejenigen, die die Dörfer erbaut hatten, waren fortgetrieben als Sklaven, in den Dschungeln vor Hunger und Elend zu Grunde gegangen oder getötet von Schurken. Hier vergießt, ruft Cameron aus, Afrika aus jeder Pore sein Lebensblut. Wenn man den gegenwärtigen Zustand noch länger andauern lasse, so werde sich das Land bald völlig in Dschungeln und Wüsten verwandeln und für Handelsleute und Reisende immer unzugänglicher werden. An einer anderen Stelle fand der Reisende Kornfelder, die in den Dschungeln lagen und die die Zufluchtsstätten der Unglücklichen anzeigten, welche vor den Sklavenjägern geflohen waren. Die armen Geschöpfe waren zu einem elenden Dasein verdammt, weil einige stärkere Dörfer auf ihre schwächeren Jagd machten, um sie an Händler aus Udschidschi für Nahrungsmittel umzutauschen, die selbst zu bauen sie zu faul waren. Auch Cameron gelangt, wie viele andere Afrikaforscher, zu der Überzeugung, daß der Sklavenhandel in Afrika ein durch die eigenartigen Verhältnisse bedingtes und sich erhaltendes Übel sei. Der ganze Handel des tropischen Afrika, schreibt der Reisende, beruht jetzt auf den Lasttierdiensten menschlicher Wesen und dadurch geht eine Menge wertvoller Arbeitskraft verloren, die durch Behaunung des

Bodens oder zum Einsammeln von Produkten für den Export viel vorteilhafter verwendet werden könnte. Dazu kommt, daß in den Gegenden, wo Elfenbein am reichlichsten und billigsten zu haben ist, die Eingebornen sich nicht freiwillig als Träger vermieten, daß folglich die Händler genötigt sind, Sklaven zu kaufen, wenn sie ihr Elfenbein nach einem günstigen Abzuarste schaffen wollen. Als der Sklaveneport noch in Blüte stand, wurden die Träger, welche das Elfenbein an die Küste brachten, dort verkauft, die Händler machten also doppelten Profit von ihnen. Es steht außer allem Zweifel, daß die Verbesserung der Transportwege in Afrika, namentlich aber Einführung moderner Kommunikationsmittel ein gewichtiges Bekämpfungsmittel des Sklavenhandels bildet. Auch muß man es sich gestehen, daß bei einem Naturvolke durch materielle, greifbaren Vorteil bietende Mittel Laster und Fehler welcher Art immer erfolgreicher bekämpft werden, als durch die moralische Kraft religiöser und anderer Lehren, die vom Wilden so bald abgelehnt werden, und selbst bei gebildeten Völkern nicht so leicht verfangen.

Ägypten, Nubien und die oberen Nil- länder, Samhara, Adal und Harar.

Das Vizekönigreich Ägypten, dessen Territorium im Jahre 1517 von Selim I. erobert und als türkisches Paschalik ein Bestandteil des osmanischen Reiches geworden war, reicht vom Mittelmeere bis in die Nähe der Äquatorialseen (4° nördl. Br.) und bis an die Grenze von Wadai (ca. 23° östl. L. v. Gr. einerseits und längs des Roten Meeres bis Harar (9½° nördl. Br.) und Berbera anderseits. Die Westgrenze des Reiches bildet eine ungefähr von der Westküste Dar-Fors direkt gegen Norden durch die libysche Wüste gezogen gedachte Linie, welche das mittelländische Meer ungefähr unter 25° östl. L. v. Gr. trifft. Das ganze Reich besteht aus dem eigentlichen Ägypten (Misr), dem Wunderlande der alten Welt, aus Nubien, Sennar, Dongola, Taka, Tazogl, Kordofan, Dar-Fors, den Landschaften am oberen Nil, und dem Gebiete östlich von Abessinien und Schoa bis zum roten Meere (Samhara, Adal, Harar, Seila und Berbera). Innerhalb dieser Grenzen umfaßt das ungeheure Gebiet ausschließlich dem Vizekönige (Chedive) von Ägypten unterthänige Länder, welche ein zutreffendes Beispiel liefern, um das Mißverhältnis zwischen Areal und Einwohnerzahl, zwischen wertloser Wüste und dichtbewohntem Boden, zwischen aktiver und passiver Bevölkerung zu illustrieren. Man kann daher die Ausdehnung des ägyptischen Reiches, je nachdem man den volkswirtschaftlichen oder geogra-

phischen Standpunkt einhält, sehr verschieden an-
geben. Sie wird ungeheuer groß erscheinen, wenn
man alles das Ägypten nennt, wo der Chedive
im Namen des Sultans gebietet, klein aber, ja sehr
klein, wenn man unter Ägypten nur das kultur-
fähige Land betrachtet will, durch dessen Ertrag
es zu einer außerordentlichen Machtentfaltung in
Afrika gekommen ist. Dabei muß man freilich
bedenken, daß der große Länderkomplex im Süden
des eigentlichen Ägyptens volkswirtschaftlich noch
völlig brachliegendes Terrain ist.

Fassen wir die geographisch-politischen Grenzen
des Reiches ins Auge, und vergleichen sie mit
jenen des volkswirtschaftlichen Gebietes, so ver-
halten sich die beiden von denselben umschlossenen
Areale etwa wie zwei Drittel des europäischen
Rußland zu dem kleinen Belgien. Der Gesamt-
umfang des ägyptischen Reiches umschließt nicht
weniger als 300 Quadratgrade. Das sind bei-
nahe $2\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer oder
60 000 geographische Quadratmeilen, mit einer
Bevölkerung von ca. $17\frac{1}{2}$ Millionen Seelen.
7 Einwohner entfallen darnach im Durchschnitt
auf 1 Quadratkilometer.

Eingeteilt wird das eigentliche Ägypten und
Rubien (der Name „Rubien“ ist im Lande selbst
unbekannt) gewöhnlich in zwei ungleiche Teile:
1) Oberägypten oder Said (mit der Stadt
Weni Suëß) bis zum Wadi Halfa reichend und
2) in Unterägypten bis an das mittelländische
Meer reichend. Diese Einteilung ist eine mehr
oder weniger geographisch herkömmliche. In
Ägypten versteht man übrigens vom Standpunkte
der Verwaltung alles Land südlich vom Wadi Halfa
bis an die südlichen Grenzen des Landes unter
dem Namen Sudan (ägyptischer oder orien-
talischer Sudan). Die Bezeichnungen Unter- und
Oberägypten sind für die Terminologie der Ver-
waltung gar nicht maßgebend; man unterscheidet
gewöhnlich das eigentliche Ägypten (Beled
Misr) und den ägyptischen Sudan (Beled
el Sudan) oder auch das „Land der Schwarzen“.
Früher hat man wohl gleichfalls in geo-
graphischer Hinsicht neben Unterägypten (Ba-
hari) und Oberägypten (Said) auch noch
Mittelägypten (Wostani) unterschieden, eine
Einteilung, die für die Administration nicht mehr
besteht. Mit der 1877 erfolgten Berufung Gor-
don Paschas zum Generalgouverneur des Sudan
wurde das gesamte Territorium von Verber,
Donsala, Taka, Kordofan, Dar For, der Neger-
länder am oberen Nil und im Gebiete des Bahr
el Ghazal, Suakin, Massana, Seila, Verbera
und Harar vereinigt und dem Generalgouverneur
untergestellt. Im Osten begrenzt es eine Linie,
welche von El Ariß am Mittelmeere gegen den
Meerbusen von Akabah so gezogen ist, daß noch
die ganze Sinaihalbinsel im Osten des Suezkanals
politisch zu Unterägypten gerechnet wird, während

die Westgrenze noch die Ammonsoase einschließt.
Das eigentliche Ägypten gilt als Hauptland des
Reiches und ihm werden die übrigen zu Ägypten
gehörigen Gebiete gleichsam als Dependenz an-
gesehen. Dieselben werden in Gouvernorate
(Mohafzas) und in Provinzen oder Mu-
dirichs, welche wieder in Distrikte zerfallen,
eingeteilt. Das eigentliche Ägypten ist in Gon-
vernorate und Mudirichs eingeteilt. Die Gon-
vernorate sind folgende: Alexandria, Rosette,
Damiette, Port Said, El Ariß, Ismaila, Suëß,
Koseir, Suakin, Massana, Seila, Siwah. Mu-
dirichs sind im eigentlichen Ägypten 14. Der
Ägyptische Sudan, wozu man auch Rubien
rechnet, ist in folgende Mudirichs eingeteilt:
Dongola, Verber, Chartum, Senaar, Fasoql,
Bahr el Abiad, Taka, Kordofan und Dar For.
Die Provinzialeinteilung und Verwaltung oder
jene in Mudirichs gilt als Basis, während die
Einteilung nach Gouvernoraten nur für die
größeren Städte besteht, deren Verwaltung eine
von der Verwaltung des übrigen ägyptischen Ge-
bietes vollständig unabhängige ist. Die Admini-
stration der oberägyptischen und noch mehr der
sudanesischen Provinzen ist häufigen Schwankungen
unterworfen, indem bald mehrere unter einen
Generalgouverneur vereinigt und dann wieder
getrennt, bald einer Kommission des Ministeriums
des Innern untergeordnet werden. Die neu
unterworfenen Hafenstädte am Roten Meere hatten
ihre eigenen Gouverneure, über welche ein in
Kassala residierender Generalgouverneur (Hokm-
dar) gesetzt war. Der über den Sudan gesetzte
Generalgouverneur hat seinen Sitz in Chartum.
An der Spitze einer jeden Provinz steht der
Mudir, ihm zur Seite ein Diwan höherer Be-
amten als Staatskollegium. In kleineren Orten
sind Distrikts- oder Kantonenverwalter Kaschif,
Näzir el Kism; vom Näzir hängen dann die
Ortsvorsteher ab, welche den Titel Schäch führen.
Der Chef der ganzen Provinz ist wie erwähnt
der Mudir, welcher manchmal ausgedehnte Voll-
machten besitzt; über ihm ist noch der Hokmdar,
wenn die Provinz einen solchen hat. Häufig
werden die Provinzen von eigens dazu ernannten
Inspektoren revidiert, welchen dann die oberste
Gewalt zufällt. Die Obliegenheiten eines Mudirs
sind sehr verschiedenartig. Er verwaltet die Pro-
vinz in administrativer, finanzieller und polizei-
licher Beziehung; er hat für die Ruhe und Ord-
nung zu sorgen, die öffentlichen Bauten, Dämme,
Kanäle, Straßen zu überwachen, das Sanitäts-
wesen zu beaufsichtigen, alle Veränderungen im
Grundbesitz zu registrieren, alle Prozesse und Rechts-
streitigkeiten zu schlichten, welche nicht in die Kom-
petenz des religiösen Gerichts, dem ein Kadi vor-
steht, fallen, endlich die Steuern einzutreiben.

Die **klimatischen Verhältnisse** Ägyptens sind je
nach der höheren und tieferen, nördlichen und süd-

lichen Lage der einzelnen Landschaften sehr verschieden. Die höher gelegenen südlichen Gegenden haben eine einzige Jahreszeit und zwar einen trockenen und heißen Sommer und das ganze Jahr über eine ziemlich gleichbleibende mittlere Temperatur, die mittleren und nördlichen dagegen eine kühle und eine heiße Jahreszeit. Die erstere dauert vom Oktober bis Ende März, die letztere die übrigen Monate. Der mittleren Temperatur nach gehört das südliche Ägypten zu den heißesten Ländern der Erde, die außerhalb der Tropen liegen, während das Delta infolge der Einwirkung der kühlen Seewinde ein ähnliches Klima hat, wie die südeuropäischen Küstenstädte. Im allgemeinen betrachtet man die Wüste als den Regulator des ägyptischen Klimas, denn ohne ihren gewaltigen Einfluß müßten die Winterregen der Mittelmeerzone tief in das Niltal eindringen und das Delta würde eine der ungesundesten Gegenden der Welt bilden. Regen ist in dem größten Teile des eigentlichen Ägypten ein seltenes Naturphänomen. Zwar gehört die ganze Basis des Delta noch zu der Region der Winterregen, welche von Januar bis April Seewinde manchmal bis 70 Kilometer landeinwärts tragen, allein schon in Kairo kondensiert sich die Feuchtigkeit im Winter selten zu einem kürzeren Staubeugen und in Oberägypten ist der Regen etwas Unerhörtes. Höchstens als Auskäufer der tropischen Sommerregen können sich dort im April und Mai Platzregen ereignen. Die Wüstengebiete zu beiden Seiten des Niltales haben sehr selten sporadische Regen und falls die Nord- und Nordwestwinde nicht wehen, mangelt es auch an Tau. Auf der arabischen Seite längs der Küste des Roten Meeres ereignen sich in den Vergletten von 1500 bis 3000 Meter in den Monaten Oktober bis Dezember zwar vereinzelte aber heftige Regengüsse.

Auch die vorherrschenden Winde teilen das Land in eine Periode von 8 und eine von 4 Monaten. Nordwinde wehen von Mitte Juni bis Mitte Februar, Südwinde Mitte Februar bis Mitte Juni. In der letzteren Zeit steigert sich der Südwind in den ersten Nachmittagsstunden zu einer orkanartigen Stärke und wird alsdann „Samum“ genannt. Weht er gerade aus Süden, so heißt er wohl auch Chamfin (d. i. „fünzig“, weil er nur in der Epoche von 50 Tagen vor dem Sommerföstitium aufzutreten pflegt). Hinsichtlich der Temperaturverhältnisse zerfällt das ägyptische Jahr gleichfalls in 2 Hälften, in die Periode der Hitze (April–November) und in jene der Kühle (Dezember–März). Ihr Maximum erreicht die Hitze vom April bis Juli (im Delta 35° C., in Ober-Ägypten 43° C. im Schatten). Die größte Temperatur-Erniedrigung fällt in die Monate Dezember, Januar und Februar und beträgt im Delta

2° C., in Ober-Ägypten bis 5° C. Unter den Gefrierpunkt fällt das Quecksilber nur zur Nachtzeit in der Wüste. Dünne Eiskrusten findet man hier und da bei Sonnenaufgang auf Pfützen oder Untersäßen der Wasserkrüge. Die größte Hitze des Tages ist von 1–5 Uhr Nachmittags, die größte Kühle der Nacht in den zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Kairo, das wegen seiner geringen Temperaturschwankungen ein Kurort für Brustkranke geworden ist, hat eine Durchschnittstemperatur von 13° im Winter, 27° im Frühjahr und 32° C. im Sommer und Herbst. Ägyptens Klima ist also der Gesundheit zuträglich als das der anderen heißen Länder, mit Ausnahme der niedrigen, sumpfigen Striche an der Küste des Roten Meeres, welche ungesund sind. Der Himmel ist stets ganz rein und heiter.

Die Gebiete am oberen Nil und an den Grenzen Abessinians haben das Klima der tropischen Region, partizipieren also an den tropischen Regengüssen, namentlich der südöstliche Teil. Der mittlere Thermometerstand in Samhara, wo die Tropenregen fehlen oder selten eintreten, schwankt zwischen 27° und 41° C. Am oberen Nil zerfällt das Jahr in zwei Hauptzeiten, eine trockene, während welcher es $\frac{3}{4}$ Jahr gar nicht regnet, und eine nasse, in welcher die Gewitterstürme aus Ost und Südost, nie aber aus Nord oder West, oftmalige Regen herbeiführen. Die Regenzeit, welche die Araber „El Charif“ nennen, tritt z. B. in Chartum Ende Juli ein und endigt mit September. Nach dem Charif beginnen die kühlen Nordwinde bis März konstant und die Temperatur beträgt morgens 10–12° C. Die höchste Temperatur, die in Chartum verzeichnet wurde, war 46 $\frac{1}{2}$ ° C. Südlicher, in der Nähe der ehemaligen Missionsstation Gondokoro, sind Februar und März die heißesten Monate. Die Hauptregenzeit ist im April und Mai; Dezember und Januar sind die trockensten Monate. Während der Regenzeit und der kühleren Periode des Jahres herrschen Südwinde vor. Hier wurden Temperaturen von 37° C. öfter beobachtet. Die niedrigste Temperatur war 17–19° C. Interessant ist die Thatsache, daß man im Juni und Juli von Chartum nach Gondokoro nahezu elf Breitgrade den Nil hinauf gehen kann, ohne an dem Barometer eine Änderung der Seehöhe zu merken. In Dar For währt die trockene Zeit von Dezember bis Ende Juni; die Regenzeit fällt in die Monate Juli bis September. Der Zentralteil des Landes, das Murragebirge, hat ein sehr gesundes Klima.

Die heutige **Bevölkerung** von Ägypten gehört der mittelländischen Rasse und zwar dem hamito-semitischen Stamme, der sich in die ägyptische und in die äthiopische Familie gliedert, und dem nubischen Stamme, ferner der Rasse der afrikanischen Neger an. In Unter-

Ägypten, namentlich in den großen Städten Kairo und Alexandrien finden sich Repräsentanten aller dieser Stämme und Familien und man kann dieselben namentlich in den Bazars der Zentrale des Reiches Kairo sehen und beobachten. Die bunt-gemischte Bevölkerung des eigentlichen Ägypten, die unter den Pharaonen 7—8 Millionen Seelen betragen haben soll, welche in 18 000—20 000 Städten wohnten, gliedert sich in folgende Gruppen: 1) die Fellachen oder Fellahin; 2) die Kopten; 3) die Beduinen; 4) die arabischen Städtebewohner; 5) die Berberiner; 6) die Neger; 7) die Türken; 8) die Levantiner und 9) die Europäer.

Die Fellachen, der ägyptische Bauernstand, können als der Kern der ägyptischen Bevölkerung angesehen werden. Sie sind von mehr als mittlerer Größe, robust, hager; ihre Hautfarbe spielt zwischen dem hellsten Braun und dem tiefsten Bronzebraun. Ihre Bekleidung ist sehr armselig, sie wohnen manchmal in wahren Erdsöchern, jedoch nicht immer aus Not, sondern weil sich unter dem herrlichem Himmel Ägyptens für den tagsüber mit dem Landbau beschäftigten Fellah das Bedürfnis einer besseren Wohnung nicht herausstellt. Die Fellahin sind arbeitssam und sehr geübt. In ihren Händen befindet sich die gesamte Bodenkultur des Landes und ist die ihrer Begabung und Neigung einzig angemessene Thätigkeit. Sie sind fleißige Arbeiter, doch ist ihnen jede Bemühung um ein besseres Lebenslos, jede geistige Anstrengung und jedes Nachdenken über die Vervollkommenheit ihrer Arbeit fremd. Sie sind friedfertig, ehrlich, hilfreich und eifrige Anhänger des Islams. Von dem Ertrage seiner Arbeit bleibt dem Fellah nicht viel, denn er ist es, der den größten Beitrag zu den Steuern zu leisten hat.

Die Kopten, deren Anzahl auf 300 000 Seelen geschätzt wird, sind die direkten Nachkommen der alten Ägypter, monophysitische Christen, und wohnen besonders in den Städten des nördlichen Oberägyptens um das alte Koptos herum, dann im Siut und Altkhmin. Ihr geistliches Oberhaupt ist der Patriarch, der den Namen Abuna, d. i. unser Vater, führt, vom Bischof die Investitur erhält und in Alexandrien residiert. Als Städter befassen sich die Kopten mit Gewerben oder bringen sich auch als Schreiber, Rechenmeister, Buchhalter fort, befassen sich wohl auch mit dem Handel und dem Fälschen von Antiquitäten. Ihr Knochenbau ist seiner, als der der Fellachen, ebenso ihre Hautfarbe heller. Ihre Ahnen sahen die Lehre Christi ernster auf, denn je ein Volk auf Erden, und bewahrten sie mit einer Art von Fanatismus. In Christus anerkennen sie nur die göttliche Natur, wie dies Cuthyes gelehrt, weshalb sie auch den Namen Cuthychaner oder Monophysiten führen. Ihre Religion hatten sie trotz des

ihnen von seiten der mohammedanischen Herrscher oft oktroyierten Islam mit großer Zähigkeit bewahrt. Ihrer ererbten guten Eigenschaft, sich die mathematischen Kenntnisse leicht anzueignen, steht das Laster der Trunksucht grell entgegen. Außerhalb Ägyptens findet man die Kopten nirgends und selbst in Nubien finden sich außer in Chartum, wo viele Kopten als Regierungsbeamte und Kaufleute ansässig sind, Repräsentanten dieses Volkes selten ansässig.

Die Beduinen (Bedawi) sind die Nomaden Ägyptens und unterscheiden sich wesentlich von den Städtern und Fellahin. Sie teilen sich in einzelne Stämme oder Sippen, Kabile genannt, und bekennen sich zum Islam. Zunächst unterscheidet man die eigentlichen arabisch redenden Beduinen, welche in der dem mittleren und nördlichen Ägypten angrenzenden Wüste und auch in verschiedenen Gegenden Nubiens als Hirtenvölker wohnen, ferner die Badjas (Bedjas, Bedjasas) oder Vegas, welche zwischen dem Niltale und dem Roten Meere in Oberägypten und Nubien bis an die Grenzen des abessinischen Hochlandes verbreitet sind. Die letzteren zerfallen in drei Hauptvölker, die Hadendoh, Bisharin und Ababde. Ihre Gestalt zeigt großes Ebenmaß, ist schlank, die Gesichtsbildung schön, die Farbe dunkelbronzeeartig. Ackerbau treiben sie nicht; nur die Viehzucht ist ihre Erwerbsquelle. Auf dem linken Ufer des Nil sind sie bis an die Grenzen der Neger (90 nördl. Br.) verbreitet. Das von ihnen eingenommene Land heißt „Edbai“ und ihre Seelenzahl dürfte 600 000 übersteigen. Auch das Gebiet der Sinaihalbinsel ist von drei Beduinestämmen bewohnt. Der Beduine ist mutig, selbstbewußt, tolerant, besonders in religiöser Beziehung.

Die arabischen Städtebewohner (Kaufleute, Beamte, Diener) sind indolent, träge, aber auch intelligent und herzensgut. Ihr Blut haben sie weit weniger rein zu erhalten gewußt, wie etwa die Fellahin oder Kopten. Sie sind wohlhabend, träumerische Fatalisten und im hohen Grade unzuverlässig. Religiöse Strenggläubigkeit kommt bei ihnen immer mehr und mehr in Abnahme. Der Verkehr mit den Christen hat ihnen den Fanatismus längst benommen.

Die Berberiner, Neger, Türken, Levantiner und Europäer sind Fremdlinge im eigentlichen Ägypten. Unter dem Namen Berberiner bezeichnen die Ägypter jenen großen Teil fremder Einwanderer, welcher alljährlich vom Süden aus dem nubischen Niltale sich ergießt. Sie stehen den Ägyptern an Fleiß, Energie und Intelligenz nach, übertreffen sie aber an Ehrlichkeit, Sauberkeit und Verträglichkeit. Die älteren Neger, denen man begegnet, sind meist als Sklaven in das Land gekommen und in den Familien als Diener verblieben. Türken, kaum

100 000 an der Zahl, leben meist in den Städten und sind vorwiegend Soldaten, Polizei-, Zivilbeamte und Kaufleute. Unter den Levantiniern sind hauptsächlich syrische Christen, die als Geschäftsleute überall angetroffen werden, Armenier, Juden u. a. m. zu nennen. Von Europäern, deren es etwa 100 000 im Lande geben mag, kommen auf die Griechen etwa 50 %, die Italiener 25 %, die Franzosen 12 %, Engländer 8 %, Österreicher (Dalmatiner) 4 % und die Deutschen 1 %. Große Dimensionen nimmt seit einiger Zeit die italienische Einwanderung an. Die Griechen bilden die Creme der Gesellschaft in Alexandrien und den anderen größeren Handelsstädten; in ihren Händen befindet sich der Handel mit Getreide, Viktualien, Geld u. s. w. Die Italiener okkupieren das Kleingewerbe; die Franzosen sind tüchtige Handwerker der höheren Klasse, die Engländer Maschinen- und Hafenaubauer, die Österreicher und Deutschen Kaufleute, Beamte, Ärzte, Lehrer etc. Über die Akklimatisationsfähigkeit des Europäers in Ägypten begnügt man oft irrigen Angaben. Man kann nur so viel sagen, daß das Klima von Ägypten nicht erschlassend, sondern nur anspornend auf den Europäer einwirkt, der denn in Ägypten meist bald zu bedeutendem Wohlstand kommt. Das eigentliche Ägypten soll 5 1/4 Millionen Einwohner zählen.

Die Bergbewohner von Nubien sind die zur Familie der Nubas zählenden Verabra, welche das nubische Niltal bewohnen, in dessen südlichem Teile in verhältnismäßig junger Zeit eine arabische Einwanderung festen Fuß gefaßt hat, die der Schegijye, und anderer arabisch sprechenden Stämme. Die echten Nubier, denen der Namen „Nubien“, wie schon erwähnt, unbekannt ist, bewohnen das Niltal vom Dschebel Barkal an, d. i. zwischen dem 4. und 1. Katarakt und teilen sich nach ihrer Sprache in drei Gruppen, die Mahas, Kenuz und die Dinkola. Ihre Sprache, der libyschen Gruppe der nordafrikanischen Sprachen angehörend, ist nach Brugsch der Schlüssel zu den immer noch nicht entwickelten äthiopischen Inschriften des nubischen Niltals. Lepsius hält die Nubier für Abkömmlinge des noch heute „Nuba“ genannten intelligenten Negervolkes von Nordofan. Die letzteren sprechen die Bedschawisprache, ein Idiom, das auch von den Ababbe, den Bicharin, den Hadendoa im Osten des Atbara, den Schakurieh, zwischen dem Nil und dem Atbara, den Beni Amer, Bafen, Barea gesprochen wird. Die Homran und Hallenga sprechen das Arabische. Alle die Völker Nubiens und Senaars haben eine dunkle, schwarzbraune, ja schwarze Farbe, aber keinen Negertypus. Wertwürdig ist, daß sie sich, sobald sie arabisch sprechen, vom Propheten abstammern schmeicheln und dadurch die Ethnographen lange getäuscht

haben. Dar For hat eine nahezu 2 Millionen Seelen zählende mit Nubas und Arabern, (Homran und Bagaraarabern) stark gemischte Negerbevölkerung, welche hauptsächlich im Zentrum des Landes wohnt, es sind dies die fleißigen Fori oder Gondscharen (Ganjar), welche langes straffes Haar, dünne Lippen, ein ovales Gesicht von intelligentem Ausdruck besitzen. Ihre Färbung variiert, ist indessen häufig lichter, mehr bräunlich als schwarz. Die im Gebirge wohnenden Fori werden als roh, ungasstrenndlich und dem Trunke ergeben geschildert. Sie sind wohlhabend, besitzen große Herden und betreiben ausgedehnten Garten- und Getreidebau. Im Nordwesten und Süden des Landes haben sich auch zahlreiche Tufnri und Fula h angesiedelt. Nordofan war ein Durchzugsland vieler wandernden Stämme, ist gegenwärtig von Nubas bevohnt, die den Übergang von der Negerrasse zu den Mittelländern bilden, dem Neger aber sowohl in physischer als auch psychischer Beziehung näher stehen, als dem Mittelländer (Mufabat, Nadejat, Gondscharen), doch finden sich in Nordofan auch zahlreiche reine Neger Elemente. Die Bewohner von Senaar und Fasoal gehören neben den Verabras auch dem Negerstamme der Fudsch oder Funje an, welche bereits auf den altägyptischen Denkmälern dargestellt erscheinen und im 16. Jahrhundert insofern eine geschichtliche Rolle gespielt haben, als sie aus ihren Wohnsitzen in Südsenaar hervorbrachen und alles Land zwischen Westabessinien und Dar For unterjochten. Ihr Reich erhob sich auf den Trümmern von Meroë und unterlag 1822 den Heerscharen des Vizekönigs von Ägypten.

Von den Bewohnern der oberen Nillandschaften sind uns folgende bekannt: die Schilluk, am linken Ufer des Nil vom Fuße Keilat bis zum Mokadat el Kesh, zu welchen auch die Dschunam am Bahr Dschur gehören, die Ruër südlich von den Schilluk am rechten Ufer des Bahr el Abiad, die Denka oder Djanggeh am östlichen Ufer des weißen Nil (12° nördl. Br. bis 6° nördl. Br.), welche in mehrere Stämme (Duitsch, Bor, Elyab, Kitsch) zerfallen, die Bari, Schier, deren Gebiet sich weit nach Süden erstreckt, die Veri, die Vongo oder Dor u. m. a. Die meisten dieser Völker leben von Viehzucht oder treiben auf dem Nil Fischeerei. In dem an das östliche Abessinien grenzenden ägyptischen Gebiet sind die Danakil und die Adal, im Somallande und Harar die Somal und zum Teil auch Gallas sesshaft. Die letzteren sind wie die Somal Nomaden.

Die Schillukneger, schlanke, dunkelschwarz gefärbte Leute von gedrungenem Wuchs, bilden ein zahlreiches meist sesshaftes Volk, das in Strohhiitten (Tofuls) wohnt, die zu Dörfern

gruppiert sind und sich den ganzen linken Nil-
lauf vom See No bis gegen Chartum entlang
ununterbrochen ziehen. Ihre Anzahl mag $\frac{1}{2}$
Million übersteigen. Sie bauen Dohn, Durra
Bohnen, Sesam, Tabak, züchten Buckelrinder
Schafe und Rinder, beschäftigen sich wohl auch
mit der Jagd und mit dem Fischfang. Die
Wohnsitze der Nuër, die ihre Nachbarn, die
Dinka, stets bedrängen, sind meistens vom Ufer
ziemlich entfernt. Die Nuër leben in patriar-
chalischer Verfassung, sind freundlicher als die
Schilluk und manche von ihnen haben ganz euro-
päische Gesichtszüge. Ihre Beschäftigung gleicht
jener der Schilluk. Das Volk der Dinka mit
seinen Zweigstämmen wurde durch Sklavenjagden
sehr dezimiert. Die Dinka sind ohne Zweifel der
schönste Menschenstamm am oberen Nil, schön
gebaut, schlank und von sehr hoher Statur. Auch
ihr Gesichtsausdruck, so negerartig er auch ist, hat
etwas Mildes an sich. Sie verschmähen die Klei-
dung und leben unter einander in einer Art
Kommunismus. Ihre Beschäftigung ist die Vieh-
zucht. Die Bariniger, unter denen in den
fünfziger Jahren zu Gondokoro die Missionare
aus Österreich gewirkt, wohnen in abgesonderten,
umzäunten Weilern und obliegen hauptsächlich
der Viehzucht. Die Schier sind ein wohl-
genährtes, Ackerbau treibendes Volk. Die west-
lichen Nachbarn der aufgezählten Stämme sind
die von Dr. Schweinfurth erforschten Vongo
oder Dor, etwa 100 000 an der Zahl, von leber-
rotbrauner Farbe und mittlerer Körpergröße mit
auffallender Länge des Oberkörpers. In ihrem
Unterhalt sind sie fast ausschließlich auf den
Ackerbau angewiesen, den sie auch eifrig betreiben.
Auch die Jagd liefert mannigfachen Ertrag.
Ihre industrielle Thätigkeit besteht im Herstellen
von Holzschuhereien, Thongeräten, in der Fa-
brication sehr guter Eisenwaren. Sie sind nach
Dr. Schweinfurths Versicherung ein begabtes
und bildungsfähiges Volk und es ist ewig zu
bedauern, daß sie von den Scriben der Araber
aus dezimiert und völlig ausgefogen werden, so
daß der ganze Stamm, der zu einem der flei-
sigsten, sittlichsten und fähigsten des ganzen
Sudan gezählt werden kann, in nicht gar langer
Zeit ausgestorben sein wird. Die ägyptische
Herrschaft hat am oberen Nil noch nicht so festen
Fuß gefaßt, um allen den genannten Neger-
stämmen vom sozialen, volkswirtschaftlichen und
kommerziellen Standpunkt volle Aufmerksamkeit
schenken zu können.

Produkte. Die meisten Produkte liefert in
Ägypten ohne Zweifel der Ackerbau. Das
ägyptische Ackerjahr zerfällt heute in zwei große
Teile, welche unserm Winter und Sommer, und
einem kleinen zufälligen, der unserm Spätsommer
oder Herbst entspricht. Daraus darf man nun nicht
folgern, daß alle Felder in Ägypten drei Ernten

im Jahre geben, denn der Ackerboden des Landes ist
nicht so unererschöpflich, wie man gemeinhin anzu-
nehmen pflegt. Wie bei der geordneten Wirt-
schaft jedes Himmelsstrichs bedürfen auch die
ägyptischen Acker einer periodischen Brachlegung
und Fruchtfolge. Der Bau des Zuckerrohrs und
der Baumwolle, welche beide der Masse bedürfen,
droht für Ägypten ein Raubbau zu werden und
hat in der nicht langen Zeit in der er besteht,
die Nutznießung des Bodens, wie auch den künst-
lichen Bewässerungsmodus wesentlich modifiziert,
indem man vielfach zur künstlichen Düngung
schreiten mußte, einem in Ägypten früher wenig
bekannt gewesenen Verfahren. In der ägyptischen
Ackerwirtschaft spielt die Bewässerung eine
hohe Rolle. Die Mehrzahl der Felder erhält
wohl durch die jährliche Bewässerung ohne wei-
teres hinreichende Bodenmasse (Nähe), viele Land-
strecken müssen jedoch durch große von Haus-
tieren in Bewegung gesetzte Schöpfwerke künstlich
bewässert werden (Scharaki) oder durch Deich-
durchstiche, vermittels durch Dampf getriebener
Pumpwerke, Hohlräder u. s. w. Wasser erhalten.
Im allgemeinen unterscheidet man in Ägypten
drei Ackerperioden: die Periode der Winter-,
Sommer- und Herbst- oder Spätsommerskultur.
In der Periode der Winterkultur (Es Schit-
awi) beginnt die Aussaat gleich nach dem Zurück-
treten des Nil ohne vorhergegangenes Pflügen.
Der Same wird in den vom Wasser aufgeweichten
Boden gestreut, durch Walzen eingedrückt, ein-
geschlagen oder auch durch Zugtiere eingestampft.
In vier Monaten wird bereits die Ernte einge-
bracht, Mitte Februar bis Ende April befindet
sie sich bereits in den Scheunen. Diese Periode
ist für Mittel- und Oberägypten die hauptsäch-
lichste des ganzen Jahres. Hauptgegenstand des
Bodenbaues ist Weizen (30—50% des Ackerareals
bedeckend), Gerste (10—14%), Klee (10—24%),
Saubohnen (12—20%). Die Periode der Som-
merskultur (Es Sefi Es Kedi) ist für das
ganze Delta die wichtigste und nimmt die Zeit
vom April bis August in Anspruch; manche der
angebauten Gewächse reifen jedoch erst im Herbst
oder im Winter (Reis, Baumwolle, Tabak.) In
der Sommerperiode reifen die mannigfaltigsten
Arten der Gemüse, der Indigo, die Trauben,
Gurken, Melonen u. s. w. In dieser Zeit bietet
das Delta den Anblick reicher wunderbarer Fülle.
In der Periode der Herbst oder Spätsommer-
kultur (Es Nabari ed Demuri), fällt das Nach-
reifen vieler Feldfrüchte und in derselben, ob-
gleich sie nur etwa 70 Tage umfaßt, reift der
Mais, welcher neben dem Weizen das hauptsäch-
lichste Produkt des ägyptischen Bodenbaues aus-
macht (70 Millionen Hektoliter beide zusammen).
Die Herbstkulturperiode erstreckt sich bis in den
November hinein. Auch das Kasserforn (Sorg-
hum) wird in dieser Periode gebaut und der

Sesam gelangt zur Reife. Im Jahre 1877 waren $2\frac{1}{4}$ Millionen Hektar Land in Kultur.

Die Produkte des gesamten ägyptischen Landbaues sind demnach Weizen (mit 25—50 fältigem Ertrag), Gerste, Roggen, Hafer, Mais, Reis (mit 50—100 fältigem Ertrag), Durra, Dachs (Penicillaria), Zuckerhirse, Saubohnen, Linsen, Erbsen, Alee, Tabak, Mohn, Hanf, Baumwolle (jährlich über 100 Millionen Kilogramm), Lein, Indigo, Sena, Krapp, Reseda (gelber Farbstoff), Rizinus, Sesam, Pottig, Raps, Senf, Erdnüsse, Gartenkresse, Pfeffer, Koriander, Nigella, Dill, Zuckerrohr, alle Arten von Gemüse und Obst u. v. a.

Die Getreideproduktion Ägyptens im Jahre 1877 betrug in Millionen Hektolitern:

Weizen und Spelz 4,7	Gerste 3	Mais 4
während die mittlere Produktion nach Schätzungen zu betragen pflegt:		
Weizen und Spelz	5,5 Mill. Hektoliter	
Gerste	3,9 "	"
Mais	4,8 "	"
Buchweizen, Hirse und andere Getreide	3,6 "	"

An Rohrzucker hat Ägypten 1877 bis 1878 900 000 Zentner produziert und exportiert.

An Baumwolle 1878—1879 257—280 Mill. englische Pfunde.

Der Ertrag des Tabakbaues wird auf 122 300 Piazter (264 700 Mark) beziffert.

Auch die Bäume, Oliven, Sykomoren und sonstige Anpflanzungen liefern mancherlei Ertrag, besonders die Dattelpalme (die jährliche Ausfuhr beträgt 100 Millionen Francs), die Weinrebe, der Orangen-, Zitronen- und Granatenbaum, der Kaffeebaum, die Aprikose, der Pfirsich, der Mandel-, Feigen- und Bananenbaum. Unsere Obstbäume gedeihen, geben aber unschmackhafte Früchte, daher sie nicht gepflegt werden. Der Rosenstrauch liefert besonders im Fayum Rosen zur Rosenöl- und Rosenwasserbereitung. Die Papyrus- und Lotosstände, im Altertum so berühmt, finden sich nur hier und da im Delta. In den Oasen werden vorzüglich die Dattel- und Dimpalme, mehrere Gummi liefernde Akazien und der Mannastrauch kultiviert. Wegen Mangels an Wäldern ist das Brennmaterial in Unterägypten selten, dagegen liefern die Obernissländer viele Sorten Holz.

Die Viehzucht ist in Ägypten in mancher Beziehung auf einer ziemlich hohen Stufe. Ihre Produkte gelangen nur zum geringsten Teile zum Export. Das Pferd war wahrscheinlich den alten Ägyptern unbekannt und wird erst durch die Hyksos in das Land gekommen sein. Heute ist es über das ganze Nilthal verbreitet und kommt auch in den Oasen vor. Die Individuen sind infolge schlechten Futters unansehnlich, aber zugkräftig und aus-

dauernd. Die Pferdeinfuhr ist ziemlich bedeutend. Der Esel (Hamar), das allgemeine, vielbenützte Verkehrstier Ägyptens, wird nicht groß, zeichnet sich aber durch schönen Wuchs, Genügsamkeit, heiteres Temperament und Leistungsfähigkeit aus. Besondere Sorgfalt genießt die Kamelzucht, die durch Einfuhr von Tieren aus Arabien, Kordofan nach Unterägypten warm gehalten wird. Das Fleisch des Kamels wird gegessen, (der Fettböcker gilt als Delikatesse) die Wolle zu Garn gesponnen. Der Büffel ist in Ägypten schon seit langer Zeit heimisch, und gedeiht besonders im Sumpfgebiet des Delta, wo das Rind nur schlecht fortkommt. Die Haut gibt gutes Leder und wird daher teuer bezahlt. Die uralte Rasse des Hausrindes starb unter der Regierung Mohammed Alis infolge einer Seuche aus und wurde durch andere Spielarten ersetzt. Die Hausziege wird allgemein gehalten und liefert gesunde Milch; aus ihrer Haut werden die vielverwendeten Wasserschläuche, aus ihrem Haar Zeltdecken bereitet. Das Schaf trifft man im Wüsten- und Steppengebiete in zahlreichen Herden. Hammelfleisch fehlt bei keiner ägyptischen Mahlzeit. Die Wolle der Schafe ist nicht fein. Schweine betrachtet der Araber als unreine Tiere, seine Religion verbietet ihm, ihr Fleisch zu verspeisen; dagegen werden von den Kopten Schweine in zahlreichen Herden gehalten. Von Geflügel werden besonders Hühner (in den uralten künstlichen Brutanstalten) gezüchtet. — An jagdbaren Tieren ist Ägypten sehr reich, besonders an Wädhenschafen, einer Art Steinböden (Ibex Beden), Dorkasgazellen, Antilopen, Wildschweinen, Sumpfschützen, Genetkazen, Hyänen, Hasen, Stachelschweinen, Klippdachsen, Wüstenhühnern, Wachteln, Trappen, Straußen, Turkelstaben, Schnepfen. Die Stauenzucht und Jagd liefert einen jährlichen Ertrag von 6 Millionen Fres. Das Krokodil zeigt sich jetzt noch zwischen den Katarakten, bei Hochwasser gelangen verirte Tiere bisweilen stromabwärts bis zum Delta. Am oberen Nil ist es natürlich sehr häufig, aber für den Menschen nicht sehr gefährlich. Die Araber und Neger fangen dasselbe mittels Angeln, wohl auch in Fischnetzen, essen sein Fleisch und verwenden auch seine Moschusdrüsen. Die Krokodile werden meist auf der Jagd erlegt. Die oberen Nissländer, Senaar, Kordofan sind außerordentlich wildreich. Die Elefanten werden auf ägyptischem Territorium am oberen Nil infolge der Ausrottung durch Elfenbeinhändler immer seltener. Der Nil ist reich an Fischen, welche besonders mit denen des Senegal viel Ähnlichkeit haben. Seine Ufer beleben zahllose Schwärme von allerlei Seevögeln. Der von den alten Ägyptern so sehr verehrte Ibis ist in Unterägypten selten und zieht sich immer weiter nach Süden zurück.

Am schwächsten sind in Ägypten die Mineralien vertreten. Seit den ältesten Zeiten liefern die Granite und Syenite Material zu Bauten und Skulpturen. Südlich von Assuan wird guter Sandstein gebrochen, woraus so viele Tempel und Skulpturen bestehen. Die Uferwände des Niltalles bestehen aus Kalkstein von sehr fester Beschaffenheit (Material der Pyramiden). Kochsalz, Salpeter und Alaun wird gewonnen, ferner am Roten Meere Petroleum. Im nördlichen Ägypten wird viel Natron, am Roten Meere Schwefel gewonnen. Vor alters waren die nubischen Goldminen so ergiebig; heutzutage ist, was man an Gold und Kupfer (Far Far) in Ägypten gefunden, unbedeutend. Auch der Mabafter ist selten geworden. Edelsteine (Smaragde) hat man bei Koseir gefunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß namentlich die oberen Nillandschaften, dann Far Far reiche mineralische Schätze bergen werden, welche uns erst nach einer genauen geologischen Durchforschung des ägyptischen Sudans werden bekannt werden.

Industrie. Von Industrie ist erst seit Mehemet Ali in Ägypten die Rede. Wohl haben die fleißigen Handwerker der Städte Industrieartikel für den inländischen Bedarf jederzeit produziert, z. B. grobe Leinwand, Woll- und Metallwaren, irdenes Geschirr, Salmiak, Natron u. s. w.; allein erst Mehemet Ali richtete im Lande große Industrieetablissements ein, viele tausende Webstühle für Segeltuch, viele Fabriken und Spinnereien für Seide- und Baumwollwaren, dann Zuckerraffinerien, Tuchfabriken, Färbereien, Pulvermühlen, Salpetersiedereien, Bierbrauereien, Kanongießereien, Gewehrfabriken, Schiffswerfte u. s. w. Die Industrie in den oberen Nillandschaften steht im Verhältnisse zur fabrikmäßigen Herstellung von Artikeln in Unterägypten auf einer sehr primitiven Stufe.

Handelsbewegung. Ägyptens Handel hat in neuerer Zeit, seit der Verkehr Europas mit Indien seinen Weg über Ägypten nimmt, einen bedeutenden Aufschwung genommen und es sind im Lande große europäische Handelshäuser entstanden. Viel trug zur Prosperierung des Handels die Einführung der Baumwollencultur bei und nicht minder wie die Hebung und Verbesserung der Verkehrsverhältnisse durch den Bau von Eisenbahnen, durch die Eröffnung des Suezkanals und durch die Ausbreitung der ägyptischen Macht nach dem Sudan, wodurch dem Lande immer neue Quellen zuströmten, ihre wahre Bedeutung aber erst erhalten werden, wenn die Eisenbahn nach dem Sudan ausgebaut sein wird. Der Handel ist Export-, Import- und Transitohandel. Der Verkehr mit dem Sudan wird durch Karawanen und zum Teil durch die Schifffahrt am Nile bewerkstelligt. Hauptstapelsplätze für den Verkehr mit Europa sind Alexandrien und Port

Saïd am Eingang des Suezkanals, für Indien Suez, für den Verkehr mit dem afrikanischen Binnenlande und Arabien Koseir, Sana'in, Massara, im Binnenlande selbst Chartum, Berber, Kassala, Guber, Senaar. Im Jahre 1865 betrug die Ausfuhr ca. 11 Millionen Francs, die Einfuhr 32 Millionen Francs, im Jahre 1872 wurde die Ausfuhr auf 1330 Millionen Francs, die Einfuhr auf 590 Millionen Francs angegeben, unglaubliche Ziffern, welche dadurch entstanden, daß man alle Waren, die von Indien über Ägypten nach Europa gingen, unter den ägyptischen Export subsummierte. Bei einem so reichen Lande wie Ägypten es ist, kommt übrigens immer mehr zum Export als zum Import. Von dem reichen Ertrag des Bodens gelangen Getreide, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Natron, Indigo und Datteln vorwiegend zum Export. Der gesamte Wert der Ernte an Brotfrüchten im Jahre 1877 wurde auf rund 118 Millionen Mark veranschlagt (15 Millionen Hektoliter). Im Jahre 1878 hatte die Gesamtausfuhr von Weizen, Gerste, Mais, Erbsen, Reis, Mehl einen Wert von circa 10 Millionen Mark, die Einfuhr an diesen Produkten einen solchen von über 3 Millionen Mark gehabt. Eine Mittelernte hat in der Regel einen Überschuß des Exportes im Werte von circa 43 Millionen Mark, eine schwache nur einen solchen im Werte von 6½ Millionen Mark. Kaffee wird in geringen Mengen exportiert, desgleichen Tabak (1874 nur im Werte von 244 Mark), Natron und Indigo. Dagegen war der Baumwolllexport ein sehr bedeutender, ist aber jetzt in beständiger Abnahme. Während des amerikanischen Krieges steigerte sich der Export der Baumwolle auf 74 Millionen Dollar, während er im Jahre 1861 nur 7 Millionen Dollar betragen hatte. Im Jahre 1871 lieferte die Baumwolle 445 000 Ballen (à 500 engl. Pfund oder 280 Kilogramm) Ertrag und in der Periode 1878—1879 hat man den Export auf 440 000 Ballen (610 Millionen engl. Pfund im Werte von circa 500 Millionen Piaster) angegeben.

Interessant sind die Wandlungen, die der Handel mit ägyptischen Produkten durchmacht. In dem Maße als die Produktion an Baumwolle zugenommen, hat die Produktion der Cerealien, Hülsenfrüchte und anderer Artikel abgenommen. Den Export von Getreide hat die ägyptische Regierung sogar schon verbieten müssen. Während z. B. die Ausfuhr von Weizen, Gerste, Bohnen und Linsen im Jahre 1862 noch beinahe 28¼ Millionen Mark an Wert repräsentierte, ist sie schon im Jahre 1863 auf 22⅓ Millionen Mark gesunken. Dasselbe zeigt sich beim Reis und noch stärker ist der Rückgang bei Zucker, von welchem letzterem die Produktion den Bedarf bald nicht mehr gedeckt hätte, wenn sie nicht in letzter Zeit wiederholt gestiegen wäre (1879: 22½ Millionen

Kilogramm.) Der Export von Flach und Sesam hat ganz aufgehört. In geringen Mengen kann man unter die Exportartikel Ägyptens auch die Produkte des Sudans und der Samhara und Somalküste am Roten Meere erwähnen, also: Gummi, Elfenbein, Büffelhörner (vom Bahr el Abiad), Straußenfedern (Senaar), Perlen, Perlmutter und Schildpatt vom Roten Meere, Weihrauch, Kaffee aus den Gallaländern. Einen Zuwachs dürfte der ägyptische Außenhandel in den nächsten Jahren durch Schwefel erhalten, da an mehreren Punkten der Küste des Roten Meeres reichhaltige Schwefellager vorhanden sind, deren Ausbeutung Europäern überlassen worden ist.

Einfuhrartikel sind alle Arten europäischer Fabrikate, namentlich baumwollene und wollene Stoffe, Antimon, Spiegel, Papier, Liköre, Glas, Waffen, Bernstein, Schießpulver, Steinkohlen, Eisen, Steingut, Wein, Kaffee (aus Jemen), Tabak (aus Syrien), Butter, Wachs, Wolle, rote Kappen oder Tarbusch, Getreidearten u. Der Sudan liefert Elfenbein, Straußenfedern, Felle, Harze. Der Wert der Ausfuhr wird auf 264 Millionen Mark, die Einfuhr auf 96 Millionen Mark veranschlagt. Den ersten Anteil am ägyptischen Handel hat England ($\frac{1}{2}$), dann folgen die Türkei, Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien. Deutschland steht mit Ägypten nur in geringem direkten Verkehre. England führt alljährlich in Ägypten Manufakturwaren allein im Werte von ca. 30½ Millionen Mark, Frankreich führt Waren im Werte von 8 Millionen Mark, Österreich-Ungarn solche im Werte von ca. 6 Millionen Mark ein. Der Wert der von der Türkei nebst der Levante importierten Waren beläuft sich auf nahezu 21 Millionen Mark. Der Seeverkehr in den ägyptischen Gewässern ist ein sehr lebhafter. Im Jahre 1877 besuchten dieselben bei 20 000 Schiffe mit einem Tonnengehalt von nahezu 9 Millionen. Die ägyptische Handelsflotte umfaßt ca. 600 Schiffe, darunter ca. 40 Dampfer. Haupthäfen sind: Alexandrien, Rosette, Damiette, Port Said, Suez, Koseir, Sauakin, Massana, Berbera, Tadjchura und Seila. Der Warenumsatz in denselben ist ein bedeutender. So belief sich der Warenumsatz in Suez z. B. im Jahre 1879 auf ca. 10 Millionen Mark, wovon ca. 6 Millionen Mark auf den Import, 4 Millionen Mark auf den Export entfielen. Von der Gesamtzahl der Kolli (11 980), welche von Europa und den Mittelmeerländern nach dem Roten Meere exportiert wurden, wurden 2387 in Massana, 3192 in Sauakin und nur 32 in Koseir abgesetzt, ein Faktum, das die Rangierung der Häfen nach ihrer kommerziellen Bedeutung illustriert. Seit Gordon Paschas Verwaltung des Sudans nimmt die Handelsbewegung auf der Strecke Sauakin-Berber einen hohen Aufschwung.

Maße. Gewichte. Münzen. Das Längenmaß ist der Pit = 0,67 Meter (1 Pit in der Architektur = 0,79 Meter, beim Wasserbau = 0,55) und der Kassabe = 3,55 Meter. Als Flächenmaß gilt der Fedbân = 4200 Quadratmeter = $1\frac{2}{3}$ preussischer Morgen = 1 österreichischen Joch. Hohemaße sind: 1 Ruba = 7,5 Liter, 1 Webe = 4 Ruba = 30 Liter; 1 Ardel = 6 Webe = 180 Liter. — Gewichte: 1 Dirhem = 3,93 Gramm; 1 Rotl = 445,46 Gramm; 1 Dffa = 1,237 Kilogramm; 1 Kantâr = 100 Rotl = 44,546 Kilogramm. Seit 1871 ist als gesetzliches Maß und Gewicht das metrische eingeführt. — Papiergeld kommt in Ägypten nicht vor, es kursieren nur Gold-, Silber- und Kupfermünzen aus aller Herren Ländern. Das ägyptische Geld selbst hat einen zweifachen Kurs. Im Kleinverkehre rechnet man nach Piafter fürant, der die Hälfte des Regierungsgeldes, (Piaftertarif) hat. 20 ägyptische Regierungspiafter geben einen Maria-Theresienthaler, der am oberen Nil (überhaupt schon im südlichen Ägypten) und Nubien eine sehr gangbare Münze ist. Ein Piaftertarif = 2 Piafter fürants = 40 Para = 20 Pfennig. 20 Mark = 98 Piafter 21 Para, 10 Mark = 47 Piafter 30 Para. 1 Beutel (à 5 Pfund, à 100 Piafter) beträgt 106 Mark. Ein ägyptisches Pfund hat demnach 100 Piaftertarif und 200 Piafter fürant. Deutsche Münzen sind noch wenig bekannt. In den Städten zirkuliert nur Gold- und Silbergeld, am Lande jedoch viel Kupfer. Dennoch sind die einfachsten Lebensbedürfnisse, weil der Piafter fürant (= 10 Pfennig) die geringste Münze ist, sehr teuer. In den Handelsstädten bestehen große Bankhäuser. Am liebsten wird in Ägypten französisches und englisches Gold genommen.

Verkehrsverhältnisse. Den Verkehr in Ägypten vermittelt zum Teile der Nil, Kanäle, Eisenbahnen, Telegraphen, Karawanen. Der Nil wird bis zu den Katarakten und zwischen diesen mit Dampfern befahren und zwar mit einer ziemlichen Regelmäßigkeit. Südlich der Katarakte beginnt wieder die Dampferfahrt und dehnt sich bis in das Gebiet der Äquatorialseen aus, am Bahr el Gebel vielfach durch das Vorhandensein von Pflanzenbarren gestört. Sonst beleben den Nil, seiner ganzen Ausdehnung nach, zahlreiche Fahrzeuge, unter welchen die arabischen Dahabiyeh die praktischsten und angenehmsten sind. Bei Reisen nach dem Sudan wird die Wasserfahrt bei Korosko unterbrochen und die Biegung des Stromes bis Abu Hamed auf einer Überlandtour durch die Nubische Wüste mittels Kamelen abgeschnitten. Die kürzeste Verkehrsroute nach dem Sudan ist übrigens der Weg von Suez durchs Rote Meer bis Sauakin und von hier mittels Karawane bis Berber. Die Küstenhäfen des Roten Meeres besuchen ägyptische Regierungsdampfer. Nach Kordofan und Dar For führen

Karawanenstraßen von Dongola am Nil, nach den Däsen in der libyischen Wüste solche von Siut, Assuan, Kairo und Alexandrien.

Das Geäder des Deltas ist von einer Reihe von Kanälen durchzogen, deren wichtigster der Mah-mudiehkanal (von Atfeh nach Alexandrien), der Bahr Ghibini, der Bahr Moezz, der Bahr el Soghaier, der Kanal von Schertani und Ismailia (Kairo-Ismailia), in Oberägypten der Kanal von Suhagieh, der Bahr Jusuf und der Kanal Ibrahimieh, die wichtigsten sind. Die bedeutendste künstliche Wasserstraße des Landes ist der Suezkanal, eine Weltverkehrsstraße im wahren Sinne des Wortes. Schon die alten ägyptischen Könige, die Ptolemäer und spätere Beherrscher des Landes, dachten an eine Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelmeere. Doch erst dem Franzosen Ferdinand v. Lesseps gelang es, vom Vizekönig Mohammed Said im Jahre 1854 die Konzession zur Durchstichung der Landenge von Suez zu erlangen. Nachdem die Geldmittel aufgetrieben und die „Compagnie universelle du canal maritime du Suez“ gegründet worden war, begannen 1859 die Arbeiten in Port Said und waren im März 1869, also in zehn Jahren, beendet. Der Kanal wurde durch die Bitterseen geleitet und hat eine Länge von 160 Kilometern. Zwei neue Städte entstanden an dem Kanal, Ismailia und das rasch aufblühende Port Said. Den Kanal benutzen vorwiegend Dampfer. 1880 passierten denselben 2000 Schiffe, davon die Hälfte unter britischer Flagge. Der Verkehr steigt von Jahr zu Jahr; 1880 haben sich die Einnahmen um 40% gehoben und betragen brutto 41820000 Francs.

Ägyptens Eisenbahnen ist vorwiegend über das fruchtbare Nildelta ausgebreitet und betrug im Jahre 1879 1946 Kilometer. Ausläufer desselben führen an den Suezkanal, in das Fajum und bis Siut in Oberägypten. Die wichtigsten Linien des ägyptischen Bahnnetzes sind folgende zehn: 1) die Linie von Alexandrien über Barud, Bulak Dakrur, mit einem Zweige nach dem Fajum von El Nasta; 2) die Linie Alexandrien-Kairo über Damanhur, Tanta und Verba; 3) die Linie Kairo-Manfura über Belbeis und Sagafig; 4) die Strecke Schibrin el Kom nach Damiette über Tanta, Mahallet el Kibir und Taska; 5) Die Linie Alexandrien-Suez über Damanhur, Tanta, Benha, Sagafig und Ismailia; 6) die Linie Damanhur-Bifta über Dessig und Mahallet-Roth; 7) die Linie Alexandrien-Rosette; 8) die Linie Alexandrien-Ramsieh; 9) Die Linie Kairo-Helwan und 10) die Linie El Nasta-Medinet el Fajum Abu-tassa.

Die nach dem Sudan projektierte Bahn soll eine Gesamtlänge von 897 Kilometer haben und in 4 Sektionen eingeteilt sein. Die erste derselben bis Kufa wird eine Länge von 259 Kilo-

meter haben; die zweite soll aus einem großen Viadukt über den Nil bestehen, die dritte, 349 Kilometer lang, bis Amikula, die vierte bis zur Station Schendi (16° nördl. Breite) führen. Durch die Herstellung dieser Bahn soll die landwirtschaftliche Thätigkeit des Sudans neu belebt und für den Transport der Erzeugnisse Innerafrikas ein bequemer, rasch zurücklegbarer Weg geschaffen werden. Das Projekt dieser Sudanbahn erhält durch den in neuester Zeit aufgetauchten Gedanken, vom Wadi Halfa, längs des Nilstromes über Dongola, Verber, Kassala, Matama, eine Eisenbahn nach Massaua am Roten Meere zu leiten, eine großartige Erweiterung. Der Betrieb der ägyptischen Bahnen ruht in den Händen von Italienern, Franzosen und Arabern, ist lässig, mit häufigen Störungen verbunden, das Reisen selbst wegen des längs des Bahngleises durch die schnellfahrenden Züge aufgewirbelten Staubes äußerst unangenehm. Die Strecke von Alexandrien bis Kairo wird mittels Eilzügen in 5 Stunden zurückgelegt.

Das ägyptische Telegraphennetz, ca. 20000 Kilometer Drähte, verzweigt sich über das Delta und ein mächtiger Ausläufer desselben zieht sich über Chartum nach Dar For und nach dem Sudan. Die Verbindung mit Europa ist durch Kabel über Malta und Tripolis, ferner über Italien hergestellt. Eine wichtige Telegraphenlinie ist Saouatin-Massaua-Kassala-Chartum, die gegenwärtig jedoch stark vernachlässigt ist, so daß es vorkommt, daß die Beamten Depeschen von einer Station zur andern mittels Boten befördern lassen.

Die Dampferverbindung Ägyptens mit Europa, Asien und Australien ist eine äußerst vorteilhafte. Alexandrien, der Haupthafen des Landes, wird von englischen, französischen, österreichischen, italienischen und russischen Schiffen regelmäßig berührt. Die wichtigste Verbindung unterhält die „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company“, deren Fahrzeuge mit der indischen Post wöchentlich einmal von Venedig und Brindisi aus Alexandrien anlaufen (von Brindisi dauert die Fahrt nur 3 Tage), ferner die „Messageries maritimes“, deren Fahrzeuge gleichfalls wöchentlich einmal von Marseille über Neapel in Alexandrien anlangen, ferner der „Österreichisch-ungarische Lloyd“, welcher von Triest aus über Korfu einmal in der Woche Schiffe nach Alexandrien entsendet. Die italienischen Schiffe verkehren in größeren Intervallen, desgleichen die russischen. Russische und ägyptische Dampfer, ferner jene des österreichisch-ungarischen Lloyd sehen Ägypten auch mit Athen, Salonichi, Smyrna, Konstantinopel und den Hafenplätzen der syrisch-palästinischen Küste in regelmäßige Verbindung. Die ägyptische Schifffahrtsgesellschaft „Chebivieh“ (vormals „Azizieh“) unternimmt im Roten Meere monatlich 4 Fahrten nach den wichtigsten ägyptischen Hafen-

plätzen. Desgleichen legen italienische, englische und österreichische Schiffe regelmäßig in Sauakin, Massaua, Berbera, Tadschura und Seila an. Die nach Ostindien, Japan und Australien, ferner nach Ost- und Südafrika verkehrenden englischen und französischen Schiffe verbinden Ägypten auch mit diesen entfernten Räumen des Erdballs.

Ägypten hat eine wöchentlich viermalige Postverbindung mit Europa und es gelangen Sendungen von Berlin oder Wien in 7–9 Tagen dahin und werden durch die vortrefflich organisierte, durch tadellose Pünktlichkeit sich auszeichnende ägyptische Staatspost per Bahn weiter verbreitet. Stücke für den Sudan werden mittels Eisenbahn bis Siut, von da wöchentlich zweimal mittels Bootes bis Korosko und noch weiter über Abu Hamed vermittels der Kamelpost in 23 Tagen bis Chartum gebracht. An der Küste des Roten Meeres teilen Klüftendampfer die Post aus. Die fremden Konsulate unterhalten auch Postämter in Ägypten.

Die **Regierung** des Landes führt ein Prinz aus dem Hause Mehemed Ali mit dem Titel „Chebive“ d. i. Vizekönig und „Hoheit“, welcher im Range dem Großvezier des osmanischen Reiches nachsteht, 1 133 000 spanische Thaler jährlichen Tributes zu zahlen hat, sonst aber unabhängig ist. Der Vizekönig hält eine Armee von circa 14 000 Mann Landtruppen und eine Flotte von 14 Kriegsdampfern. Die Verwaltung übt er durch Ministerien aus. Die Finanzwirtschaft des Reiches ist eine übel berücktigte und es bedurfte zu deren Regelung wiederholt des energischen Einschreitens der europäischen Großmächte. Eine Übersicht der öffentlichen Schuld ist nicht vorhanden. Die Staatsreligion ist der Islam; es herrscht Konfessionsfreiheit. Der Unterricht beschränkt sich wesentlich auf die mohammedanischen Koranschulen. Schulen nach europäischem Muster (medizinische und militärische) sind auch vorhanden, desgleichen eine mohammedanische Hochschule in der Azhar-Moschee zu Kairo mit religiös-juridischem Charakter. Die gemischten Gerichtstribunale schützen die Rechte der Angehörigen fremder Nationen.

Die wichtigsten **Städte** sind im eigentlichen Ägypten (Bahari): Alexandrien (Iskanderieh), die wichtigste Hafenstadt des Landes, ehemals eins der ersten Handelsemporien der Welt. Sitz der auswärtigen Konsuln. Die Stadt ist auf einer Landzunge gelegen, hat zwei Häfen, wovon der für die europäischen Schiffe einen klippenreichen Eingang hat, so daß die Einfahrt der Schiffe mit Zuhilfenahme der Loisen vor sich gehen muß, und ist noch heute neben Smyrna, Beyrut und Konstantinopel die wichtigste Handelsstadt des Orients. Ein Teil des großartigen Verkehrs, den vor Eröffnung des Suezkanals die Stadt aufzuweisen hatte, hat sich freilich nach

Port Said gezogen. Namentlich für den Baumwollhandel ist Alexandrien überaus wichtig und mit dem Nil durch den Mahmudiehkanal verbunden. Einwohnerzahl: 180 000. — Rosetta (Raschid) an der bolbitinischen Mündung des Nil, lebhafteste Handelsstadt und Hauptmarkt der ägyptischen Reiskultur. Die Umgebung der Stadt ist eine sehr liebliche. Einwohnerzahl: 17 000. — Damietta (Damyat) an der phatnitischen Nilmündung gelegen, befindet sich gegenwärtig acht Kilometer vom Meere entfernt, bedeutender Segelschiffshafen mit einer Bevölkerung von 32 700 Seelen. — Port Said, 1859 gegründet, am Eingang in den Suezkanal, Sitz der Administrationsbehörden des Kanals, mit einem 54 Meter hohen Leuchtturm. Einwohnerzahl: 5000. In der Nähe (28 Kilometer östlich) die Ruinen von Pelusium. — Ismailia am Suezkanal, eine gleichfalls erst während des Baues des Suezkanals entstandene kleine Stadt mit 2000 Einwohnern. — Suez, am Roten Meere, der zweite Eingangspunkt des Kanals, mit einem großen, schönen, mehr als 500 Schiffe fassenden Handelshafen und einem Kriegshafen. Die Stadt ist in beständiger Verbindung mit Indien und zählt gegenwärtig an 12 000 Einwohner, während sie vor der Eröffnung des Kanals deren nur 2000 hatte. — Sagasig, Marktplatz für Baumwollwaren und Cerealien, Knotenpunkt von Eisenbahnlinien, mit mehreren Fabriken. — El Mansurah, mit Manufaktur-etablissements, 16 000 Einwohner. In der Nähe der Stadt wurde König Ludwig von Frankreich auf seinem Kreuzzuge gefangen. — Tanta, berühmt durch seine drei Messen, deren größte im August abgehalten wird und alljährlich bei 500 000 Personen anlockt, mit einer Moschee des moslemischen Heiligen Said Ahmed el Bedawi, der einer der populärsten Heiligen Ägyptens ist. In dieser Moschee ist eine Art Mittelschule mit ca. 4000 Studierenden, nach der Azhar die erste in Ägypten. Tanta soll angeblich 60 000 Einwohner haben. Während der Augustmesse ist daselbst der im Orient berühmte Frauenmarkt. — Damanhur, in der Nähe von Alexandrien, Handelsstadt mit großer Moschee.

Südöstlich von der Gabelung des Nil, dessen Wasser Mehemed Ali durch Anlage einer großartigen, aber ganz verpfuschten Barrage zu regeln gedachte, liegt am rechten Ufer des Nils die Hauptstadt des ägyptischen Reiches Kairo (Maqr el Kahira, Le Caire), d. i. die „Siegreiche“, die größte Stadt in Afrika und eine der schönsten der mohammedanischen Welt. Die Stadt breitet sich zwischen dem Nil und dem letzten Ausläufer der arabischen Gebirgskette, dem Mokattam, weit hin aus und ist von einer Citadelle, welche die berühmte Alabastermoschee Mehemed Alis trägt, und von einem Fort am Mokattam überragt. Sie zerfällt in zwei Teile, einen fränkischen mit

geraden schönen Straßen, Boulevards zc. und einem arabischen, mit engen, finsternen Gäßchen. Die Hauptverkehrsader der Stadt ist die berühmte Muski, eine Straße mit merkantilem und lebhaftem Verkehrsleben, wie daselbe vielleicht keine Stadt der Welt aufweisen kann. Kairo ist der Sitz der Regierung, der europäischen Tribunale und Residenz des Chebive, besitzt nach europäischem Muster eingerichtete Schulen für Medizin, Pharmazie, Rechts-, Ingenieur- und Kriegswissenschaften, eine Bibliothek von 50 000 Bänden und die berühmte mohammedanische Hochschule in der Alharmoschee. In der Mitte der Stadt, die mit vielen Bauwerken der arabischen Kunst geziert ist, befindet sich der herrliche Ezbekiapark. In den Bazaren Kairo's sind Produkte von ganz Afrika und Asien aufgespeichert, hier finden sich auch Repräsentanten fast aller afrikanischen Stämme. Einwohnerzahl: 350 000. Die Hafenstadt von Kairo ist Bulak am Nil, mit welcher die Kapitale bereits durch Häuser verbunden ist. Bulak hat das weltberühmte Museum ägyptischer Altertümer, eine Sehenswürdigkeit einzig in ihrer Art auf der Erde. In der Nähe von Kairo sind die Chailisen- und Mamelukengräber, ferner prächtige Lustschlösser des Chebive, namentlich jenes auf der Nilinsel Gezireh. — Bogumil Goltz, der Verfasser des „Kleinstädters in Ägypten“, sagt von der Muski: „Wer vaterlands- und europamüde ist, wer einmal etwas ganz Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswundern will, der gehe, falls er noch nicht ganz blasiert ist, direkt nach Kairo und dort in die Muski.“ Über das Straßenleben Kairo's äußert sich Goltz: „Man behauptet, die Schilderung des Straßenlebens sei nicht selten übertrieben worden. Allerdings finden sich die verschiedenen Szenen, Kuriositäten und Bilder nicht alle Tage und Stunden in allen Gassen, so auf einem Punkte vereint, wie sich das der Leser gewöhnlich einzubilden pflegt, aber gleichwohl kann der Aecent nicht stark genug auf die Wahrheit und Thatsache gelegt werden, daß die übertriebene Schilderung von den Szenen in Kairo und Ägypten überhaupt nicht im entferntesten den Eindruck auszusprechen oder im Leser zu erzeugen vermag, den die Wirklichkeit unmittelbar auf die Sinne des Zuschauers hervorruft.“ — Am linken Ufer des Nil, gegenüber von Kairo, befindet sich das Dorf Giseh mit den drei größten Pyramiden (Cheopspyramide 147 Meter) und der Sphinx. — Medinet el Fajum am Qurn(Möris-)see, das alte Krokodilopolis, in der Mitte der herrlichen Gartenlandschaft Fajum, mit Rosens- und Leinwandfabrikation. 10 000 Einwohner. — Siut (Assyut), 369 Kilometer von Kairo entfernt, industrielle Stadt mit reichen Bazars, in welchen auch das Eisenblech bearbeitet wird, und vielen Fabriken. In dieser Stadt treffen die aus Dar For durch die Wüste

kommenden Karawanen ein und brachten erst vor kurzem Sklaventransporte mit sich. 28 000 Einwohner. — Girgeh, das Abydos oder Thinis der Alten und Kenneh (Känapolis), industrielle Orte. Kenneh erzeugt irdenes Geschirr, das am Nil nach Kairo und dem Delta geschwemmt wird. — Zwischen Kenneh und Esneh befinden sich die Ruinen des alten ägyptischen Theben, in ihrer Nähe die Dörfer Luxor und Karnak. — Koseir, am Roten Meere (1500 Einwohner), ehemals Einschiffungsstation für Mekkapilger, ist im Rückschritte begriffen.

Unter den Städten des Beled el Sudan sind hervorzuheben: Dongola (Alt- und Neudongola), ehemals Hauptstadt des nubischen Reiches, das von Mehemed Ali über den Haufen geworfen wurde. — Verber, Endpunkt der Karawanenroute nach Sauakin am Roten Meere. — Sauakin, eine wichtige Hafenstadt, die durch den Verkehr mit anderen Hafenplätzen des Roten Meeres, namentlich mit dem arabischen Djidda immer mehr emporkommt. Handel mit Perlmuttertschalen. 4800 Einwohner. — Chartum, (Khartum) die Hauptstadt des ägyptischen Sudan, am Zusammenflusse des weißen und blauen Nil, von Mehemed Ali 1823 gegründet. Bedeutende Handelsstadt, nach welcher die Produkte des Sudans gebracht werden, z. B. Elfenbein, Straußfedern, Gummi, Felle zc. Chartum ist Residenz des Generalgouverneurs und jedenfalls die am weitesten im Innern Afrikas gelegene Stadt, wo die europäischen Mächte noch ihre Konsuln haben. 40 000 Einwohner beherbergt dieser armelige, über alle Begriffe unreine Ort, über dessen soziale Zustände sich die Reisenden in scharfen Ausfällen äußern. Chartum ist zugleich der Haupteinlieferungsort von Sklaven. Südlich von Chartum finden sich am oberen Nil einige ägyptische Militärstationen, darunter Fashoda, Ladó, Dufilé (der südlichste Ort des ägyptischen Reiches), welche auch als Warendepositorien gelten. Das Stromgebiet des Bahr el Ghazal enthält eine große Anzahl von Handelsniederlassungen der Araber, Seribas genannt, welche festen umzäunten Kastellen gleichen und Stützpunkte der kommerziellen Thätigkeit der arabischen Händler in den Negerländern des oberen Nil sind. Die wichtigsten derselben sind die Seribas Ghattas, Bau, Mofso, Rumbek, Wandu, Dem Gudja u. a. m. Senaar bildet ein Mudiriat für sich, ist von Beduinen bewohnt, desgleichen Fajogal, die Grenzstadt gegen Abessinien. Senaar ließ namentlich von deutschen Bergleuten schon Mehemed Ali mineralogisch untersuchen, doch konnten keine rentablen Produkte aufgefunden werden. Im Mudiriate Taka, dessen Gebiet gleichfalls von Beduinen bewohnt wird, ist die wichtigste Stadt Kassala. Am Roten Meere liegt auf einer Insel die äußerst wichtige Hafen-

Stadt Massana mit 3000 Einwohnern. In Samhara und Adal ist die erst in neuester Zeit erworbene Hafenstadt Seila nebst Berbera, das Emporium sämtlicher ägyptischer Besitzungen im Osten von Abessinien. Für den Handel mit Elfenbein, Goldstaub, Perlmutterschalen, Gummi, Honig, Häuten, Straußfedern, Öl, Kaffee sind Seila, Berbera nebst Tagra nicht ohne Bedeutung. Im Binnenlande befindet sich die Stadt Harar (35 000 Einwohner), ehemals Hauptstadt eines eigenen Sultanats, von welchem eine Menge von Vassallstämmen abhängig war, die jetzt mit der ägyptischen Botmäßigkeit unterstehen und nahezu zwei Millionen Seelen zählen sollen.

Südwestlich von Chartum dehnen sich die weiten Savannen von Kordofan aus, welches mit Tafale zusammen ungefähr einen Flächenraum von 93 600 Quadratkilometern einnimmt und ein eigenes Mudiriat bildet. Ehemals bildete es einen Bestandteil des Sultanats Senaar, wurde dann von Dar For erobert und 1820 von Mehemed Ali dem ägyptischen Reiche einverleibt. Zu allen Zeiten stritten sich die Fuidsch und die Gondscharen um die Herrschaft. Von den 280 000 Einwohnern befaßten sich die meisten mit dem Handel, der sich hauptsächlich in den Händen der arabischen Dschelins befindet und in Dar For ein großes Absatzgebiet hat. Luxusartikel werden von Ägypten bezogen. Sonstige Handelsartikel sind Elfenbein, Straußfedern, Tamarinde, Häute, Gummi. Reich ist das Land an Hornvieh. In Tafale sind auch Goldminen, die aber sehr geringen Ertrag liefern. Die Hauptstadt ist El Obeid (15 bis 20 000 Einwohner), andere Städte Bara, Kurfi, Abu Harras und El Taiara. Dar Fors Industrie ist nicht unbedeutend; außer Ackerbauern und Wärmern gibt es Spinner, Weber, Färber, Gerber, Schmiede. Leder aus Dar For ist ein geschätzter Handelsartikel. Außer Leder kommen noch eine Masse europäischer und orientalischer Waren in den Handel. Ausgeführt wird Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäute, Straußfedern, Kupfer u. a. m. Importiert werden Glaswaren, Baumwollenzuge, Waffen u. a. m. Die Hauptstadt Dar Fors ist Fascher (Hauptort) am Teiche Tendelti gelegen. Das Land ist seit der Annexion durch Ägypten (1875) in vier Distrikte eingeteilt, wiederholt bereist, erforscht und kartographisch aufgenommen worden. — Das Gebiet von Fertit im Süden Dar Fors ist ein durch Sklavenhandel stark entvölkert Landstrich.

Zum ägyptischen Reiche gehören auch einige Oasen in der libyschen Wüste und zwar 1) die große Oase (Oasis magna der Alten) bestehend aus den Oasen Chargeh mit dem Hauptort El Chargeh und der Oase Dachel mit dem Hauptort El Kasr; 2) die Oase Farafrah nord-

westlich von der vorigen; 3) die Oase Bachrije (Oasis parva der Alten) nördlich von Farafrah und 3) die Oase Siuah (Jupiter Ammon der Alten). Bachrije ist mit Kairo in Karawanenverbindung, während Chargeh besser von Assuan am Nil erreicht wird. Unter einander und mit der Oase Dsalo stehen diese Wüsteneisländer gleichfalls in Verbindung. Siuah liegt an der Karawanenstraße, welche sich im Norden längs des mittelländischen Meeres von Tripolis und Fessan gegen Alexandrien zieht. Die ägyptischen Oasen sind in jüngster Zeit von einer deutschen Expedition unter der Führung von Gerhard Rohlfs, dann von Dr. Schweinfurth genau erforscht worden. Die Einwohner befaßen sich mit Viehzucht und kultivieren die Dattelpalme.

Tripoli, Barka, Fessan.

Tripoli, der östlichste der Barbarenstaaten, liegt zwischen 31° nördl. Br. und dem nördlichen Wendekreis einerseits und 10° und 25° östl. L. v. Gr. andererseits. Die Lage dieses türkischen Paschaliks ist eine für Handels- und Kulturzwecke in Afrika äußerst günstige, und da nach den Versicherungen aller Reisenden im ganzen Lande die größte Sicherheit herrscht, die Binnenterritorien desselben wenig durchforscht sind, so steht dem Lande mit Rücksicht auf Einwanderung und Kolonisation eine schöne Zukunft bevor. Als Grenze nehmen im Westen einige Geographen das Kap el Biben, andere den Ued Sagrau an und ziehen von dort eine Linie nach Ghadames in der Weise, daß diese Wüstenstadt mit ihrem kleinen Gebiete noch zu Tripolis fällt. Zieht man von Ghadames einen nach Westen geöffneten Bogen bis Ghât, so erhält man den weiteren Teil der Westlinie. Die Südgrenze zieht abermals halbbogenförmig bis über Tedscherri hinaus und längs des Wendekreises bis ungefähr zu 25° östl. L. v. Gr., wo sie die ägyptische Landesgrenze trifft, die sie dann in direkt nördlicher Richtung bis zum Mittelmeere begleitet. Im Osten bildet der Golf von Misr den Punkt, welcher als Grenze zwischen ägyptischem und türkischem Gebiete angenommen wird. Die Süd-, noch mehr aber die Ostgrenze ist nur eine geographische, denn effektive Grenzen gibt es in diesem Teile der libyschen Wüste nicht. Das unter faktischer Botmäßigkeit des Paschas stehende Gebiet wird auf 892 000 Quadratkilometer (16 000 geographische Quadratmeilen) angegeben und soll 1 010 000 Einwohner haben, so daß die Dichtigkeit im Durchschnitt etwa 1 Einwohner auf 1 Quadratkilometer beträgt, während im deutschen Reiche, das um die Hälfte weniger Territorium umfaßt, 79 Einwohner auf 1 Quadratkilometer entfallen. Seine eigentliche Bedeutung hat Tripoli als Ausgangspunkt für die Pioniere

der Kultur, und überhaupt als Eingangspforte für den Sudan.

Das Gebiet von Tripoli bildete im Altertum ein mittelbares Gebiet von Karthago, die sogenannte „Regio Syrtica“. Nach dem zweiten punischen Kriege wurde es von den Römern den numidischen Königen überlassen, später zur römischen Provinz Afrika geschlagen. Im dritten Jahrhundert n. Chr. wurden die Gebiete der drei Städte Oea, Sabrata und Groß-Septis zu einer Provinz vereinigt und es entstand der griechische Name „Tripolitana Regio“. Jëssan, das „Fasania“ der Alten oder das Land der Karamanten, gelangte mit der Invasion der Araber im 7. Jahrhundert in nähere Verbindung mit dem Norden. Nachdem das Gebiet von Tripoli längere Zeit zu Tunisien gehört hatte, erlangte es zu Ende des 15. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit, wurde 1509 von den Spaniern erobert, 1530 von Karl V. den Johannitern als Lehen überlassen, 1551 aber von den Türken erobert. Nun ward es ein Hauptstütz der Seeräuberei an der nordafrikanischen Küste und wurde wiederholt von europäischen Mächten mit Krieg überzogen. Im Jahre 1714 machte sich der türkische Statthalter Hamed Bey unabhängig und begründete die Dynastie der Karamanli, welcher erst 1835 von der Pforte ein Ende gemacht worden ist. Seit dieser Zeit ist Tripoli Vilajet des osmanischen Reiches. Jëssan stand nach der Invasion der Araber unter einer marokkanischen Dynastie, hatte fortwährende Kämpfe um seine Selbständigkeit mit Tripoli zu bestehen, bis es im Jahre 1841 nach der Schlacht bei El Baghla einfach türkische Provinz und zu Tripoli einverleibt wurde.

Einteilung. Im Jahre 1869 wurde Barka von Tripoli getrennt und von Konstantinopel aus direkt verwaltet, im Jahre 1872 aber wieder der Verwaltung des Gouverneurs von Tripoli unterstellt, dessen Vilajet oder Provinz in die fünf Sandschaks (Liwäs, Bezirke) eingeteilt wird: Tarablus i Wharb, Jëssan, Dschebel Wharbieh, Hams (Chamsi) und Bengasi. Diese Sandschaks sind nach türkischem Muster wieder in mehrere Kajas oder Distrikte eingeteilt. An der Spitze des Vilajets steht ein Wali oder Generalgouverneur, gewöhnlich ein Muschir, dessen Rang den eines Divisionsgenerals überragt. Zu den einzelnen Sandschaks sind auch die zu Tripoli gehörenden Däsen eingeteilt. Zu Jëssan, das von einem Pascha verwaltet wird, zählen auch die Däsen: Boudschem, Sella, Tacrist, Zuila, Tragen, Mandra, Wau, Tebscha, Ederi u. a. m.

Das Klima des Landes ist gesund. Der Winter ist an der Nordküste durch eine Regenzeit vertreten, während es in Jëssan sehr selten zum Niederschlage kommt, ja in dieser großen Däse fehlt sogar der Tau, da die Atmosphäre der Feuchtigkeit absolut ermangelt. Unter den

herrschenden Winden sind die Nord- und Nordwestwinde die häufigsten, namentlich im östlichen tripolitaniſchem Gebiete entfallen auf dieselben 80% aller beobachteten Windrichtungen. In Jëssan walten dagegen im Laufe des Jahres die östlichen und südlichen Winde beträchtlich vor und sind in hohem Grade trocken. Die südöstlichen Teile von Tripoli nehmen teil an dem Klima der libyſchen Wüste, von dem Julius Hann behauptet, daß die Sommertemperatur nicht so extrem ist als man von vornherein annehmen könnte. Die tägliche Wärmeschwankung des tripolitaniſchen Klimas ist sehr groß. Die Nächte sind stets kühl und im Winter sinkt die Wärme an der Küste wohl bis 4° C. Es fällt selbst in Tripoli zuweilen Schnee. Die klimatischen Verhältnisse Jëssans sind mit wenigen Modifikationen die der Sahara, jedoch ohne extremen Charakter. Infolge der aber auch in Jëssan vorkommenden Seebhas oder Salzſümpfe herrschen im Sommer und Herbst Sumpffieber und speziell Malaria verhält sich in dieser Beziehung nicht besser wie die Uferländer des Tjadſees. Cyrenaica (Barka) hat ein erträgliches Klima.

Bewohner. Bewohnt ist Tripoli von Berbern, arabiſchen Beduinen, in den Städten von Mauren und Juden, und judaeniſchen Negeren. Gerhard Noſſſ behauptet freilich, über die ethnographiſchen Verhältnisse von Tripoli ſei noch ſo gut wie gar nichts feſtgeſtellt. Man ſage allerdings, in den gebirgiſchen Teilen wohnen Berber, die zum Teil nicht rechtgläubige Mohamedaner ſind, ſondern einer ſünſten Sekte angehören und das ſei alles, was wir von ihnen wüßten. In der That iſt dies ſo und die Ethnologie hat auf tripolitaniſchem Gebiete noch manche Aufgabe zu löſen. Die Berber und Araber ähneln ſich hier derart in ihren phyſiſchen und psychiſchen Formen, daß den Reiſenden eine weſentliche Unterſcheidung beider recht ſchwer geworden iſt. Man hat ſehr viele Stämme für reine Araber ausgegeben z. B. die Belafeh, Urſcheſaneh, Kuachil, Bu Adſchileh, Urdſchimah u. a. m. Nach Barth gehören die Stämme weſtlich von den Riſenah zur Vberbation und zwar ſind dies die Sindan, Fijatu, Belad Schebel, Salamat, Urſchebat, Hambah, Dſchenafiſ und Kabau, Nalud. Öſtlich im Darhona leben die Hamdat, Drahil, Belad Bu Sid, Maganah, Belad Juſuf, Ferdiſchan, Bu Sellem, Scheſatrah, Egemieh u. v. a., von denen Barth verſichert, daß er nicht im ſtande geweſen ſei, die Repräſentanten der meiſten dieſer Stämme, welche gemeinhin für Araber ausgegeben würden, von den Berbern phyſiſch zu unterſcheiden. Hier und da ſind Phyſiognomien anzutreffen, welche an ſemitische erinnern können, allein, es gäbe unter ihnen auch viel negerähnliche. Die Stadt Tripoli ſelbſt beherbergt eine gemiſchte Bevölkerung. Hier gibt es

auch viele Juden und Malteser. Über die Neger sagt Nachtigal, wenn man von einem Neger in Tripoli höre, er stamme aus dem Sudan, so hätte man sich zu denken, er stamme aus den Haussastaaten, woher denn auch die meisten in Tripoli lebenden Neger einwandern.

In Barka existieren nomadisierende Araber, (Muerdscher, Braseh, Abidat, Welad Ali, Saujah). Nohfs behauptet, unter der Bevölkerung von Barka seien Spuren der griechischen, ptolemäischen und römischen Herrschaft nicht zu erkennen; die libyschen Völker seien von den Arabern völlig absorbiert worden und die mohammedanische Religion habe zwischen den Berbern und Arabern, die ohnedies sich so nahe ständen, jeden Unterschied aufgehoben. Die heutigen Bewohner von Cyrenaica sprechen nur arabisch, und haben sich entschieden von den Berberelementen rein zu erhalten gewußt; nicht so die Einwohner von Bengasi, welche stark mit Berbern vermischt sind. Fessan hat eine sehr spärliche Bevölkerung. Je spärlicher sie ist, desto mannigfaltiger in ihrer Erscheinung. Die heutigen Bewohner von Fessan stellen ein großes Gemisch dar: im Süden sind reine Tebu aus Tibesti, im Südwesten reine Tuarik, im Norden und Osten einzelne Kolonien nördlicher Berber, rein sepharische Araber und arabische oder berberische Nomaden, Negerklaven aus den Haussastaaten und Bornu zc. Die Rhadamenjer sind Berber.

Die Berber, auch Tuarik, Imoscharh oder Mazigh genannt, sind eine weit ausgebreitete nomadisierende Nation, welche das ganze westliche Nordafrika bewohnt und namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nordafrikas und den Negerländern inne hat. Sie zerfallen in verschiedene Stämme, die von einander unabhängig sind und verschiedene Namen führen, so z. B. in Algier und Tunis die Kabysen, in Marokko die Schulkah oder Schellöchen. Sie sind die Nachkommen der alten Libyer, Numier und Gätuler und ihre Sprache hat sich mit den verschiedenen Verzweigungen des Volks vom Atlantischen Ozean im Westen bis zu den Grenzen von Ägypten im Osten, bis zum Mittelmeere im Norden und bis zum Negerland im Süden verbreitet. Sie ist allerdings durch die Einwanderung der Araber eingeschränkt worden, allein jetzt wird sie noch von den Amazighen und Schellöchen in Marokko, den Kabysen und Schaonia in Algier, den Nesten der Berber in Tunis und in der Oase Sokna in Tripoli, von den Bewohnern der meisten Oasen im Süden des Atlas, im größten Teile der westlichen Sahara in Audschila und Siuah gesprochen. Untergegangen ist sie in Barka, im Flachland von Tripoli und Tunis, im westlichen Teile von Algerien und auf den kanarischen Inseln. Die Berber obliegen dem Ackerbau der Viehzucht und

dem Handel. In Austra finden sich noch Spuren von Tebuniederlassungen. Die Tebu ziehen sich immer weiter nach dem Süden.

Produkte. Nicht das gesamte Gebiet des eigentlichen Tripoli ist für den Ackerbau geeignet. Die westlichen Gegenden sind ziemlich bewässert und angebaut, dagegen der östlich vom Kap Misrata am Golf von Sidra gelegene Landstrich Sort (Wüste) höchst steril und mit Dünen und zahlreichen Salzflümpfen bedeckt. Im Innern ist das Land unfruchtbar, von vielen Wadis durchschnitten, die mitunter mit prächtiger Vegetation bedeckt sind. In den Oasen wird die Dattelpalme gepflegt und die Viehzucht kultiviert. Wegen der Seltenheit der Regen ist der Ackerbau in den Binnenterritorien außerordentlich erschwert, dagegen in den Küstenebenen blühend. Von einem Austausch von Bodenprodukten unter einander ist bei den Bewohnern der Oasen z. B. nicht die Rede; man gewinnt, was man eben braucht. Von eigentlichen Viehweiden ist in den Oasen gleichfalls nicht die Rede. Die Viehzucht beschränkt sich auf das Halten von Kamelen, Schafen, Ziegen. Sehr selten sind die Rinder, die nur mit großer Mühe auf einer geringen Stufe des Gedeihens erhalten werden können. Das Kamel Fessans zeichnet sich durch kräftigen Bau und Leistungsfähigkeit vor den Kamelen der Küste aus.

Den Hauptertrag liefert den Bewohnern des tripolitaneer Territoriums die Dattelpalme. Sonst liefert der Boden Weizen, Krapp, Safran, Lotusbohnen, Süßfrüchte aller Art, Oliven, Gerste, Mandeln, Granaten, Johannisbrot, Maulbeeren. Europäische Obstbäume gedeihen nicht. Auch guter Wein wird gewonnen, ebenso Baumwolle und Melonen. Der Küstenstrich von Barka trägt Pinien, Wacholder, Lorbeeren, Oleander und anderes den Augen wohlthuendes Grün, auf dem Plateau breiten sich waldblose Grasflächen aus, welche stellenweise durch den wildwachsenden Ölbaum unterbrochen werden. Zwischen Cyrenaica und Austra, dann um Audschila herum ist absolut vegetationslose Eserirwüsten. Sie sind das Revier zahlreicher nomadischer Hirten. In neuester Zeit hat Gerhard Nohfs auf die Halpa und deren Wichtigkeit für den europäischen Handel aufmerksam gemacht. In der That könnte dieses vorzüglich zur Papierfabrikation verwendbare Gewächs, besonders in Tripoli, wo Grundbesitz zu erwerben nicht mehr so schwer ist, kultiviert und verarbeitet werden. Von sonstigen Produkten des Landes müssen noch Öl, Salz, Schwefel, Wolle (in Barka), erwähnt werden. Aus dem Innern kommen Straußenfedern, Elfenbein, Gummi, Aloe, Senneblätter und andere Drogen.

Die Industrie ist nicht bedeutend und liefert schöne Seiden-, Woll- und Baumwollstoffe, Leder, Waffen und verschiedene Metallwaren.

Handelsbewegung und Verkehrsverhältnisse.

Tripoli weist heutzutage noch nicht jene lebhafteste Handelsbewegung auf, wie sie eigentlich in einem für den Handel so gut situierten Lande zu erwarten wäre. Erstens ist die Verbindung mit Europa eine mangelhafte und dann ist das Land im Innern nur auf den Karawanentransport angewiesen und ermangelt der Hafenpunkte von einiger Bedeutung. Man hat besonders nach Rohlf's Vorgang schon lange auf Tripoli als einen Ausgangspunkt der zukünftigen Sudabahn das Auge geworfen. Heutzutage zieht sich eine Hauptverkehrsader aus dem Sudan nach Tripoli, es ist die Karawanenstraße über Bilma und Jëssan von Murzuk aus in zwei Stränge sich teilend, deren einer über Sokra und Sella verläuft und brunnereich ist, während der andere über Misda, Ederi und Dscherna zieht, interessanter ist und zum Teil einer uralten Römerstraße folgt. Eine andere gleichfalls wichtige Karawanenstraße von Timbuktü mündet bei Ghadames, eine dritte aus Aïr bei Ghât, eine vierte aus Tibesti in Murzuk, eine fünfte von Wadai und Kusra in der Dase Djalo und eine sechste von Ägypten gleichfalls in Djalo und in Bengasi, das somit ein hochwichtiger Hafen Tripolitaniens ist. Auf allen diesen Straßen werden Produkte aus dem Innern Afrikas herangezogen und wieder dahin solche verfrachtet, aber diese ganze Handelsbewegung übt keine Rückwirkung auf den europäischen Handel. Erst wenn von Tripoli aus ein Schienenstrang über Murzuk nach den Tadscheldändern bestehen wird, wird der Handelsverkehr von Tripoli einer der größten in Nordafrika werden. Tripoli selbst erzeugt Natron, Datteln, Hafsa und Getreide. Das Natron ist in Jëssan sehr billig und wird trotz der teuren Kamelfrachten nach Tripoli verladen. Datteln werden von Tripoli fast gar nicht exportiert, während das Land davon so viel erzeugt und das Nachbarland Ägypten davon gegen 2 Millionen Kilogramm exportiert, Jëssan allein aber vielleicht auch so viel liefern könnte. Diese Produkte würden alle bei Einführung von Eisenbahnen in erhöhtem Maße gewonnen und kontinuierlich nach Europa versendet werden. Rohlf's ist der Ansicht, daß Tripolitaniens noch manche, namentlich mineralogische Schätze bergen mag, daß die Gebirgspartien der Obst- und Weinkultur wieder gewonnen werden können, wenn das Kommunikationsmittel der Eisenbahnen bestünde. Rohlf's Ausführungen sind richtig und eine Mahnung an die finanziellen Kreise Deutschlands, dessen Handel in Nordafrika noch so wenig engagiert ist. Ja nicht einmal ein deutscher Konsul befindet sich in Tripoli! Dennoch können viele deutsche Industrieerzeugnisse in Tripoli abgesetzt werden, wenn Deutschland in direkte Handelsbeziehungen zu Tripoli tritt.

Der Verkehr mit Ghadames ist von Tripolis aus ein sehr erfreulicher, da die Ghada-

menfer, obgleich sämtlich Mohammedaner, durch ihre Handelsbeziehungen eben mit Andersgläubigen in häufigen Kontakt kommen und daher manche Vorurteile abgelegt haben. Von Ghadames verkehren Karawanen nach Tuat (21 Tagereisen), Timbuktü (60 Tagereisen), Sokoto, Kano (110 Tagereisen) und Kuka und seine Bewohner sind die hauptsächlichsten Vermittler des zentralafrikanischen Handels nach dem Mittelmeere. Sie bringen nach den zentralafrikanischen Ländern Tuche, weiße und bunte Kattune, fertige Tuchburnuise, rote Mützen, bunte seidene und baumwollene Tücher, Glasperlen, Korallen, Essenzen, Messing, Papier, Blei, Pulver, Spiegel, Messer, Scheren, Nadeln und andere kleine Gegenstände, die im Hafen von Tripoli von Europa einlaufen. Auf der Rückfracht erfolgt der Transport von Sklaven, Elfenbein, Straußensfedern (die Straußenzucht und Jagd liefert einen jährlichen Ertrag von 2 500 000 Frcs.), Goldstaub, welcher letzterer übrigens häufiger nach der Westküste exportiert wird. Ebenso strömten früher in Jëssan Waren aus Tunis, Tripoli und Ägypten zusammen, welche in die Landschaften der Wüste und in die Negerländer weiter versendet wurden und dort stapelten sich umgekehrt die Produkte dieser auf, namentlich Goldstaub, Leder, Zelle, Baumwolle, Indigo, Tamarinde, Elfenbein, Straußensfedern u. v. a. Indessen ist in neuerer Zeit ein arger Rückschritt in dieser Handelsbewegung geschehen, bewirkt durch die schlechten Handelsverhältnisse in einem Teile des Sudan, Schaffung neuer Absatzwege und durch Abschwächung des Sklavenhandels. Der Handel wird sich nur durch Einführung neuer Kommunikationsmittel in Nordafrika wieder heben lassen. Der Verkehr Wadai's mit Tripolis über Murzuk hat eine ganz andere Richtung bekommen, nämlich jene über Djalo nach der Syrte, auch eine Folge des allgemeinen Handelsrückschrittes. Der Handel mit Sklaven, schreibt Nachtigal, überwiegt in Jëssan z. B. so sehr den mit den anderen Produkten und war so einträglich, daß er noch jetzt in seiner abgeschwächten Gestalt die übrigen Handelszweige überwiegt und trotz seiner Unsicherheit von den Kaufleuten noch immer mit Vorliebe betrieben wird. Freilich kann man mit Hunderten von Sklaven die Städte und ihre Märkte nicht betreten, aber kleinere Trupps können leicht in die Gärten von Murzuk und Tripoli geschafft und an den Mann gebracht werden. Der Ausfall, den Jëssan in seinen Handelsunternehmungen mit den Sudanländern erlitten, ist durch nichts gedeckt worden, ausgenommen durch Produkte einiger Natronseen. Früher ging auch eine beträchtliche Quantität von Blättern der Senna aus der Gegend von Tibesti über Jëssan nach Norden; aber bei der Billigkeit des Produktes wird der Transport bei den hohen Kamelpreisen zu teuer.

Der Handelsverkehr von Wadaï, der über Kufra nach Bengasi geht, ist gegenwärtig noch von keiner großen Bedeutung und unterliegt Störungen, welche räuberische Suvah verursachen. Battifal bildet den Ausgangspunkt der Kufra- und Wadaïkarawanen. Man geht in zwei Richtungen nach Kufra, direkt südlich von Battifal nach Sirhen und südlich nach der Oase Taiserbo. Erstere Richtung wird immer von den großen Wadaïkarawanen eingeschlagen, während die Kufrakarawane, die der Dattelernte halber nach Kufra geht, stets Taiserbo als Ziel und Ausgangspunkt nimmt. Die östliche Karawanenstraße gegen Ägypten gehen viele Waren des Westens, die für Ägypten bestimmt sind, desgleichen die Melkkarawanen aus Marokko, Algier, Tunis und Tripoli, welche gleichfalls Waren mit sich führen. Der Hauptexport tripolitanischer Produkte geht über die Hafenstädte Tripoli und Bengasi. Den Wert importierter Ware beziffert man jährlich auf 27 Millionen Mark, den der exportierten auf 6 Millionen Mark. Hauptanteil an dem tripolitanischen Handelsverkehr hat England, Frankreich und Italien. Die Engländer und Franzosen unterhalten auch eine regelmäßige Dampfschiffverbindung von Malta und Tunis aus mit Tripoli (zweimal monatlich); italienische Schiffe langen in unregelmäßigen Zeiträumen an. Die Küstenschifffahrt ist nicht besonders lebhaft. Tripoli ist mit Bengasi, Alexandrien und Malta durch eine Kabeltelegraphenverbindung im Verkehr. Eisenbahnen hat das Land wie schon bemerkt, nicht. Die Handelsflotte zählt circa 110 Schiffe.

Maße, Gewichte und Münzen. Als Längenmaß gilt der Draâ Endasch = 0,672 Meter, als Hohlmaß 1 Ueba (à 4 Temen) = 107,3 Liter. In Fessan wie in den Sudanländern ist die Verschiedenheit des ed Draa (d. h. Vorderarm) je nach der Länge der Elle der messenden Individuen auch verschieden, was oft zu Streitigkeiten Anlaß gibt. Als größtes Hohlmaß gilt der Kafis, der bei Datteln 4 Dunâtir beträgt. Er enthält 24 Keil und jeder Keil zerfällt in 8 Sâ. Übrigens bezeichnet Keil jedes Hohlmaß. Zu bemerken ist, daß in den Ländern des Islam in Maßen und Gewichten eine große Verschiedenheit herrscht. Fast in jedem Lande haben Kottel, Oka, Kafis, Weiba, Sâ, Mudd (vom Lat. modius) einen andern Wert. Gewichte: 1 Kantar à 40 Oken à 2½ Kottel = 97,6 deutsche Pfunde oder 488 Kilogramm. Das Kottel enthält 16 Unzen. Als Münzeinheit gilt der türkische Piafter (Girsch), der aus zwei Zwanzigparastücken (Abu Mshrin d. h. Vater der Zwanzig) besteht, und von dem wieder 20 einen Mahabub darstellen. Der letztere ist eine imaginäre Münze, figuriert aber nach dem Piafter am häufigsten in der Rechnung. Ihm am nächsten steht der Fünffranfenthaler, welcher durchschnittlich 23 türkische

Piafter enthält. Dann folgt der österreichische Mariathereſienthaler (Abu Teir d. h. Vater des Vogels, von dem Doppeladler auf der einen Bildfläche so benannt), der je nach dem Kurse 23 bis 25 türkische Piafter hat. Diesem macht hie und da der spanische Kolonnadenthaler (von den Säulen des Herkules auf der einen Bildfläche, welche die Araber für Kanonen genommen haben, Abu Medsa, d. h. Vater der Kanone genannt) Konkurrenz. 2½ türkische Piafter also 5 Abu Mshrin = einen arabischen Piafter (Girsch el Arabi); 3 türkische Piafter = 6 Zwanzigparastücken heißen Sebli. In Fessan und den übrigen Oasen ist der Mariathereſienthaler verbreitet, den man auch häufig mechanisch in kleinere Teile zerlegt. In Whât gilt als Tauschmünze das Real Whati (= 5 tunesischen Piaftern oder 3 Francs 30 Cent.).

Städte. Die wichtigste Stadt des Landes ist Tripoli (Tarabolos, 30000 Einwohner) auf einer vorspringenden flachen, sandigen Landzunge gelegen, mit Mauer und Bastionen umgeben und hat vor sich im Meere einen umschäumten Klippenkranz, der den Hafen bildet. Der Hafen ist nicht geräumig aber sicher, dem entlang sich die europäisch erbaute Seestraße zieht. Die eigentliche Stadt hat mehrere Eingangsthore. In der Mitte derselben erhebt sich das modernste Gebäude von Tripoli, der Uhturm, von welchem mehrere Wege nach den verschiedenen Thoren der Stadt und den Bazaren (Sug) führen. Den Handel in den Bazars haben sehr viele Malteser und Juden in den Händen. Die fremden Elemente treten in der verhältnismäßig kleinen Stadt sehr in den Vordergrund. Die eigentlichen Stadtbewohner von Tripoli (Araber, Berber, Mauren) verschwinden fast gegen die Fremden und haben sich mit der Zunahme dieser mit Vorliebe in die Gärten der Stadt, welche in unmittelbarer Nähe derselben eine Ortschaft bilden, zurückgezogen. Zahlreicher als die eigentlichen Bewohner der Stadt sind die, von den seit Jahrhunderten im Lande angefahrenen Türken abstammenden, aus Ehen derselben mit Arabern innen hervorgegangenen Kuluglija. Die Handelsblüte der Stadt fällt in das 13. und 14. Jahrhundert. Damals war Tripoli nahezu der wichtigste Stapelplatz des nördlichen Afrika, der vorzüglich mit Venedig und den anderen italienischen Handelsstädten verkehrte. Die italienischen Republiken hatten hier Zollhäuser. Später geriet die Stadt ganz in Verfall. Von wichtigeren Städten sind an der Küste Masrata, (10000 Einwohner), in Barka Bengasi (7000 Einwohner), Krenna (das alte Cyrene) und Derna (2000 Einwohner) zu erwähnen.

In den zu Tripoli gehörigen Oasen ist vor allen Mursuk in Fessan zu nennen. Mursuk (Dendal) wird durch eine Hauptstraße in nahezu zwei gleiche Hälften geteilt, deren jede unregel-

mäßige, enge, winkelige Gassen enthält, die aus Lehmhäusern bestehen. Die von kolossalen Erdmauern umgebene Stadt besitzt eine Citabelle und wird an der ganzen Nord- und Südseite von salzigen Wassertümpeln und Salzjümpfen begrenzt, in welchen merkwürdiger Weise einige Süßwasserquellen entspringen. Das Leben und Treiben entbehrt natürlich der Lebhaftigkeit der Küstenstädte. Die Einwohnerschaft (ca. 5000 Seelen) ist sehr gemischt und besteht aus Arabern, Berbern und Sprößlingen des Sudan. Als die Handelsverhältnisse der Oase günstigere waren, bestand in Mursuf ein bedeutender Markt, namentlich für Sklaven. Die Einwohner sprechen auch Sprachen des Sudans. Bei einer Flächenausdehnung, welcher jener des Deutschen Reiches fast gleichkommt, hat Jéssan nur 500 Mann Garnison. Auf eine Quadratmeile entfallen von der ca. 140 000 Seelen zählenden Einwohnerschaft etwa 14 Menschen. — Ghadames (das Cydamus des Plinius), schon von den Römern besetzt, hat eine berühmte Quelle (l'Alin), die zur Verrieselung der üppigen Oase dient und deren Wasser, dessen Verbrauch durch Wasseruhren geregelt wird, Staatseigentum ist. Die ganze Oase hat an 60 000 Palmen, welche mit ihrem Ertrage kaum hinreichen, um der berberischen Bevölkerung von 5000 Seelen für einen Monat Nahrung zu gewähren. Dieselbe lebt wie schon erwähnt vom Handel. An Abgaben zahlt die Stadt jährlich 250 000 Franken. Europäische Vertretung existiert in der Person eines französischen Konsularagenten. — Ghât (Rhât), 16 Tagereisen von Mursuf, auf einem Hügel kreis- und terrassenförmig aufgebaut, ist ein lebhafter Handelsplatz, der sich im Gegensaße zu Mursuf durch die Gründung kleiner Dörfer in der Nähe vergrößert und über 4000 Einwohner zählt. Wasserreichtum ernährt die ausgebreiteten Palmenpflanzungen, welche in kleine Wäldchen gruppiert, der Oase ein anmutiges Aussehen verleihen. Die Bevölkerung ist buntgemischt und besteht aus Nationen und Stämmen der ganzen Wüste. Für den Handel in den Maggarländern, Ägypten und dem Sudan ist Ghât ein sehr wichtiger Punkt, wo alljährlich bis Ende November ein großer Markt abgehalten wird. — Die Oase Djofra (Jofra) besteht aus vier Ortschaften: Sokna, Kessir, Hon und Wadan. Die ganze Oase hat circa 5500 Einw., wovon auf Sokna 2000 entfallen, die aus Arabern und Berbern bestehen, sich zur mohammedanischen Religion (malekitischen Ritus) bekennen und neben dem Ackerbau und der Gartenkultur auch dem Transitohandel, aber ohne Eifer, obliegen. Europäische Waren (meist französischen und englischen Ursprungs) kommen hier nach 18 Tagereisen an und sind bereits um das Doppelte des Preises gestiegen, wie uns Gerhard

Nohlfs belehrt. Die Stadt Sokna ist mit Mauern umgeben, hat 7 Thore, welche nachts geschlossen werden, 4 Moscheen und wenige ansehnliche Häuser. Die Mehrzahl der Bewohner sind Berber. Erwähnenswert ist, daß sich in Djofra als Kleingeld das österreichische 10 Kreuzerstück (= 1 Piaster) eingebürgert hat. Goldmünzen sind nur schwer anzubringen, im Süden werden sie gar nicht mehr genommen. — Audjila oder Djalo bildet einen Oasenkomplex im Süden von Barka und ist für den Verkehr mit dem Meere günstig gelegen. Die Bewohner, 12 000 an der Zahl, teilen sich in drei Stämme, Nadschili, Modschabra und Suha, sind vorwiegend Berber und Araber und treiben Gartenzucht, Kamelzucht und auch Handel, besonders mit Kufra und Wadaï. Die Hauptprodukte sind Datteln. Südlich von Djalo ist der Brunnen Battifal, der Ausgangspunkt für die Kufrakarawanen. — Kufra oder Kufarah, die zweitgrößte Oase der Sahara, ist uns erst in jüngster Zeit durch die leider mißglückte Expedition Gerhard Nohlfs' nach Wadaï näher bekannt geworden. Sie bildet einen Oasenarchipel, der aus den Oasen zu Taïserbo, Buseïma, Kebabo, Erbehna und Sirhen besteht. Die Hauptoase ist wohl Kebabo, welches eine fast halbmondförmige Gestalt hat und mindestens 200 Kilometer lang ist. Alle Oasen haben vorzügliches Trinkwasser, über eine Million Palmen, schöne Gärten und Felder und liefern neben allen Küchengewächsen Zitronen, Granatäpfel, Oliven, Weinreben in vorzüglicher Qualität. Pferde, Esel, Ziegen, Schafe und magere Rinder bilden den Haustierbestand. Die Bewohner sind die Suha, unter denen eine Art Ordensverbrüderung herrscht, deren Mitglieder (Chuans) fanatische Mohammedaner sind. Auch Tebu Meschade verkehren in Kufra, sind aber nicht ständig. Die freiheitsliebenden Bewohner des Oasenarchipels stehen nur in schwachen Abhängigkeitsverhältnissen zu Tripoli.

Tunis.

Die Lage von Tunis ist für den Handelsverkehr mit Europa außerordentlich günstig. Gegen Norden reicht es bis zu 37° nördl. Br. und kommt der Südwestspitze Siziliens so nahe, daß bei klarem heiteren Wetter von Sizilien aus die afrikanische Küste erblickt werden kann. An der großen Fahrbahn von Westeuropa nach Ostindien und Hinterasien ist das Land mit seiner sehr entwickelten Küstenlinien gleichfalls günstig gelegen und wird daher von den Dampfschiffen häufig angelaufen. Seine günstige Lage hat also Tunis zu einem für den Handel sehr bedeutenden Lande gemacht.

Im Norden und Osten wird das 118 400

Quadratkilometer (2180 geographische Quadratmeilen) zählende tunesische Gebiet vom Meere, im Süden von Tripoli, im Westen von Algerien begrenzt. Der östliche Teil des Küstenraums ist vorherrschend flach, sandig und unfruchtbar, der nördliche dagegen durch hohe, steil aufsteigende Felsmassen gebildet. Der nördliche und westliche Teil des Landes ist gebirgig mit schroff aufsteigenden Gebirgsketten und dazwischen liegenden bisweilen über 10 Kilometer breiten Flußthälern, die meist von Südwesten nach Nordosten gerichtet sind. Die am meisten gegen das Meer gerichteten Gebirgsmassen sind reich bewaldet und bilden eine maritime Zone, an die sich im Süden das fruchtbare Thal des Medscherda, südwestlich jenes des Miliannah anschließt. Den südlichen Grenzwall dieser Wadis bildet wieder ein Gebirgsmassiv, das beim Kap von ausläuft. Im Südwesten des Landes steigen nochmals Bergmassen auf und südlich und südöstlich von diesen folgt die wüste Region des Belad el Dscherid. Die gebirgigen Teile des Landes sind wasserreich, dagegen die Ebenen des südlichen Teiles desto wasserärmer. Die Flüsse sind Torrents und erreichen nach kurzem Laufe das Meer. Westlich vom Golf von Gabes rücken die ausgedehnten zum Teil unter dem Meerespiegel gelegenen Salzbecken (Schotts) bis hart an die Küste heran und in neuerer Zeit ist der Gedanke aufgetaucht, sie mit dem Meere zu verbinden und dadurch im Süden von Algier und Tunis eine schiffbare Wasserfläche zu schaffen. Die bedeutendsten derselben sind der Schott el Kebir und der Schott el Gharnis, der erstere der Tritonsee der Alten.

Tunis bestand schon im Altertume, war aber neben Karthago ohne Bedeutung. Unter den Römern bildete das Gebiet von Tunis die Provinz Africa propria und ward wegen seines Getreideertrags zu den wertvollsten Provinzen des römischen Reiches gerechnet. Nach einander haben das Land arabische Dynastien beherrscht und aus demselben einen blühenden Korjarenstaat gemacht. Ludwig IX. von Frankreich und Karl V. hatten die Hauptstadt belagert. Im Jahre 1574 gelangte es unter die Botmäßigkeit der Pforte. Die wilde Soldateska nahm sich in der Folgezeit das Recht, den Herrscher (Dey) selbst zu wählen. Später gelangten die mit der Eintreibung der Steuern und des Tributs beauftragten Beys zur Herrschaft, welche eine Zeit hindurch dem Dey von Algier Tribut zu entrichten hatten. Unter den Beys ging das Land dem Verfall rasch entgegen, raffte sich wohl hier und da auf, verfiel aber gleichwohl wieder. Französischer und italienischer Einfluß faßten in Tunis immer mehr festen Fuß und die Franzosen und Italiener wurden auf tunesischem Gebiete erbitterte Rivalen. Der Bey, von der Pforte zwar fast ganz unabhängig, bestimmte sich um die Verwaltung

wenig und so kam es, daß in allerneuester Zeit (1881) die Franzosen durch einen kühnen Handstreich sich des Landes bemächtigten und den Bey zwangen, ein französisches Protektorat anzunehmen. Unter der Verwaltung Frankreichs wird das Land wohl einer besseren Zukunft entgegen gehen. Der Bey führt den Titel „Besitzer des Königreichs Tunis“, ist aber nunmehr in der That nichts als ein Scheinregent. Die Leitung der Schicksale des Landes liegt in den Händen des Präsidenten der französischen Republik und seines Ministerpräsidenten in Tunis.

Eingeteilt war das Land in 22 Quärdats (Mans) oder Gouvernements, worunter die von Bedscha, Kef, Bisert, Sfax, Kertan, Gabes, Duirat die wichtigsten sind; doch dürften die Franzosen an dieser Einteilung manches ändern. Nur vier dieser Gouvernements haben eine seßhafte Bevölkerung. Die Nomaden zerfallen in 31 Tribus, jede von einem Kaïd befehligt.

Das **Klima** der Küste ist ein gemäßigtes, gleichförmiges und gesundes. Tunis gehört wie Tripoli zur Region der Winterregen (Oktober bis April). Froste und Schnee kennt man in Tunis nicht und den Winter über herrscht gleichfalls eine sehr gemäßigte Temperatur. Im Juli und August herrschen vorwiegend Südwinde, die aus der Sahara kommen und die Luft erhitzen, so daß das Thermometer nicht selten auf 40° C. steigt und auch alljährlich Temperaturen von 50° C. beobachtet werden. Von einer für wissenschaftliche und landwirtschaftliche Zwecke notwendigen permanenten meteorologischen Beobachtung ist in Tunis ebenso wenig wie in Tripoli die Rede. Noßls hat wahrscheinlich recht, wenn er behauptet, daß auf der langen Strecke von Bone bis Alexandrien in Ägypten kaum ein Barometer zu finden sein dürfte.

Bevölkerung. Die Bevölkerung von Tunis wird auf 2 100 000 angegeben, von denen sich 2 028 000 zum Islam bekennen. Auf einen Quadratkilometer entfallen ungefähr 18 Einwohner. An der Nordküste und in den Städten überwiegt das arabische, im Innern das berberische Element. Der größere Teil der Bevölkerung ist seßhaft, allein es gibt auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Nomadenstämmen (Beni Jakub, Anlad Sahidi, Nizameh, Hannusieh, Anlad Jahieh, Madschir, Hamameh, Wardan, Beni Sid u. v. a., nach Dubeyrier 446 400 Seelen an der Zahl). Das unabhängige Nomadentum ist übrigens in Tunis, wie in Algerien, immer mehr im Rückgang, indem sich die umherziehenden Beduinen immer mehr und mehr zum seßhaften Leben bequemen. Ein unabhängiger Winkel war bislang der nordwestlichste Teil des Landes, wo das kleine Völkchen der räuberischen Krumirs (Khumirs) haufte. In den Städten finden sich sehr viele meist wohlhabende Juden

(50 000) und Europäer (25 000). Die Araber sind in Tunis wie überall in Nordafrika mit berberischem Blute vermischt und finden sich nirgends in ihrer Reinheit. Die Hauptmasse der tunesischen Bevölkerung treibt Ackerbau, Gartenbau und Handel.

Produkte. Der Boden Tunesiens ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und wenn man die entsprechende Mühe auf die Bewässerung des Landes und die Benützung des Wasservorrates verwenden würde, lieferte er ohne Zweifel den ergiebigsten Ertrag. So aber wird das Land bei der hohen Produktionsfähigkeit des Bodens sehr lässig bebaut. Man gewinnt vortreffliche Kornarten, Weizen, Gerste, Mais, Oliven, Baumwolle. Die Viehzucht liefert ausgezeichnete Pferde und Kamele, Festschwanzschafe; Bienen werden in großen Mengen gezogen und bei der Insel Tabarka Korallen gefischt. Blei, Salz, Salpeter und Quecksilber werden in ansehnlicher Menge gewonnen und exportiert (Salz an der Küste, Salpeter bei Kervan, Blei bei Bedja und am Dschebel Refas, Quecksilber, dessen Gewinnung man vernachlässigt, bei Porto Farina). Die industrielle Thätigkeit der Bewohner ist keine erhebliche; sie liefert Wollen-, Leinen- und Seidenwebereien, Korduan- und Saffianwaren, rote Mützen, irdenes Geschirr.

Handelsbewegung. Der Handel von Tunis ist sehr ansehnlich und in fortwährender Steigung begriffen. Er konzentriert sich auf die Hauptstadt Tunis mit dem Hafen Goletta, Bisert, Sfax, Susa und Dscherba. Zum Export gelangt vor allem Getreide und andere landwirtschaftliche Produkte. Im Jahre 1877 hatte der Export an Weizen den Wert von 987 975 Mark, jener an Gerste 18 268 Mark repräsentiert. Unter den Einfuhrartikeln herrschten Reis und Mehl. Im Durchschnitt kann die jährliche Ausfuhr auf 101½ Millionen, der Wert der Einfuhr auf 71½ Millionen Mark beziffert werden. Ausfuhrartikel sind neben Getreide Olivenöl, Südfrüchte, namentlich Datteln, Hülsenfrüchte, Tabak, Wachs, Honig, Felle, Badeschwämme, Korallen, Manufakturen, Seide zc. Eingeführt werden baumwollene Zeuge, Metallwaren aus England, Eisen aus Schweden, Wein und Brantwein aus Spanien, Leinwand, Gewürze, Zucker, Kaffee, Glaswaren, Waffen zc. Der größte Teil der Artikel kommt aus Frankreich und Italien. Die Karawanen, welche aus Ghadames Tschad und der algerischen Sahara in Tunis eintreffen, bringen aus dem Innern Senna, Gummi, Elfenbein, Straußfedern, Goldsand. Die größte Zahl aller dieser Waren wird nach dem Hafen Goletta transportiert. Der Seeverkehr ist ein bedeutender. Jährlich laufen in die tunesischen Häfen circa 3000 Schiffe ein. England, Frankreich und Italien erhalten mit Tunis eine regelmäßige Dampferverbindung. Besonders

wichtig für den Verkehr mit Frankreich ist die Linie Marseille—Tunis (21½ Tage) über Naccio, für den Verkehr mit Italien die Linie Genua—Tunis (3 Tage), und Neapel—Palermo—Tunis (2 Tage) mit Zweiglinien von Tunis über Susa, Monastier und Media nach Sfax und von Tunis nach Tripoli. Englische Schiffe laufen Tunis von Malta aus an. In der tunesischen Küste zirkulieren regelmäßig italienische Dampfer. Die Handelsmarine des Beylik zählt über 300 Schiffe.

Münzen. Maße. Gewichte. 1 Pfaster oder Rial (= Shiglen) = 16 Charrubas = 52 Asper = 54 Pfennig. 5-Pfasterstücke werden in Silber und Gold geprägt und gelten ca. 21/3 Mark. (Gramsa Riale oder Buchamsa.) Die Charruba ist eine Kupfermünze von dem Werte eines Pfennigs. Goldmünzen werden zu 10, 25, 50 und 100 Pfaster geprägt. Sonst zirkuliert französisches, italienisches und spanisches Geld wie in Tripoli. — Die Elle (Draa) hat wie schon angedeutet auch in Tunis eine variable Länge; werden wollene Zeuge gemessen so ist sie gleich 0,6728 Meter, bei Vorten, Schnüren = 0,637 Meter, bei Leinen und Baumwollenzeug = 0,4883, im Durchschnitt = 0,488 Meter. — Hohlmäße: 1 Kasis = 16 Ueba à 12 Sa = 496 Liter, 1 Mettaröl = 2 Kollé à 8 Sa, der Sa = 3,385 Liter. Auch der Mettar ist verschieden. Gewichte: 1 Kantar = 100 Rottel attari = 50,5 Kilogramm, 1 Unze = 31,68 Gramm.

Verkehrsverhältnisse. Tunis hat sein steigender Handel zum Eisenbahnbau bewogen. Derselbe nahm seine Richtung von der Hauptstadt an die französisch-algerische Grenze im fruchtbaren Medscherdathale. Ursprünglich wurden 160 Kilometer an Italiener und Franzosen konzessioniert, die sich dann aber um den Ausbau und die Richtung dieses Kommunikationsmittels heftig befehdeten. Es sind gegenwärtig erst ca. 60 Kilometer Bahnen von Goletta aus über den Barbo gegen Westen ausgebaut. An Telegraphen besitzt das Land ca. 1000 Kilometer. Der vorzüglichen Dampferverbindung mit Frankreich und Italien haben wir bereits gedacht. Telegramme aus Europa gelangen über Marseille und La Galle nach Tunis. Die europäische Post langt dreimal wöchentlich in Tunis und einmal wöchentlich in Sfax an und es erreichen Sendungen aus Deutschland erstere Stadt am 7., letztere Stadt am 11. Tage nach ihrem Abgange vom Aufgabsort. In Tunis ist auch ein französisches und ein italienisches Postamt.

Die geologische Durchforschung und Untersuchung der Landenge zwischen dem Golf von Gabes und dem Schott Kebir hat ergeben, daß es nur mit ungeheuren Kosten verbunden wäre, den Isthmus zu durchstechen und auf diese Weise Tunis zu einer Halbinsel zu machen. Tunis und Algerien würde dadurch gewinnen. Der Kanal würde nach Rudaires Berechnung 12 Kilo-

meter lang werden. Auf das Klima Europas, oder dessen Veränderung, wie man zu befürchten schien, hätte die Durchgrabung der Landenge gar keinen Einfluß.

Regierung. Der Bey von Tunis erhält vom Großherrn in Konstantinopel die Investitur, prägt im Namen des Sultans Geld, hält sich sonst aber unabhängig. Er unterhält eine reguläre Armee von 20 000 Mann, die im Kriege durch 30 000 Irreguläre verstärkt werden kann. Die Kriegsslotte zählt zwei Dampfer. Das Land ist mit einer drückenden Staatschuldenlast beschwert; Kredit ward zumeist von Frankreich genommen. Der Bey hat auch ein aus fünf Würdenträgern bestehendes Ministerium.

Städte: Tunis, Hauptstadt des Landes im Hintergrunde einer kleinen Bai, deren Zugang die Goletta heißt. Die Stadt zählt 125 000 Einwohner (darunter 40 000 Juden), und ist Sitz der europäischen Konsuln, besitzt schöne Moscheen, eine von Karl V. erbaute Citadelle, viele Fabriken und schöne reiche Bazars. Tunis ist neben Alexandrien die größte Handelsstadt an der nordafrikanischen Küste. Die Residenz des Bey befindet sich im sogenannten Bardo, einem außerhalb der Stadt auf einer sandigen Ebene gelegenen Kastell. Wiewohl die Stadt Brackwasser und Sümpfe von zwei Seiten umgeben, so ist das Klima derselben dennoch gesund. Im Nordwesten der Stadt, etwa 7 Kilometer entfernt, befinden sich die Ruinen von Karthago. — Bisert, das alte Hippo, wichtiger Hafen an der Nordküste. — Bedscha, an der Bahnstrecke nach Tunis ist strategisch wichtig. — Susa, 8 000 Einwohner, Monastir, 8 000 Einwohner, Sfax, lebhaftes Handelsort — Kervan, nächst Tunis die größte Stadt des Landes, geheiligter Ort der Mohammedaner, 15 000 Einwohner; bedeutender Handelsplatz und Station der Karawanen. — Gabes, bedeutender Seeplatz, Ausgangspunkt der Karawanen nach den Oasenmessplätzen. — Kef im Binnenlande nahe der algerischen Grenze ist nach Tunis und Kervan die stärkste und reichste Stadt. Zu Tunis gehören auch die Inseln Tabarka, Ramlah, Karfenah und Dscherba (Votaphagitis?).

Algerien.

Algeriens Lage ist, wie jene von Tunis, eine für den Verkehr mit Europa außerordentlich günstige. Die Küste dieser französischen Besitzung ist nur 400 Kilometer von der Straße von Gibraltar, 200 Kilometer von der spanischen Küste, 760 Kilometer von der französischen und 710 Kilometer von der italienischen Küste entfernt. Auf der Fahrbahn nach Algerien liegen die Balearen (300 Kilometer entfernt), Corsica (760 Kilometer) und Sicilien (530 Kilometer) als willkommene

Haltepunkte, die von den nach Algier verkehrenden Dampfern angelaufen werden. Man hat Algerien mit Recht ein zweites Frankreich jenseits des Mittelmeeres genannt. Die Ostgrenze des Landes bildet der Wadi Felal, der in den Sebcha Melrir fließt und der Wadi Zena, der gegenüber der Insel Tabarka mündet. Die Westgrenze läuft von der Mündung des Muluja über die Hochebene der Schotts, teilt den Schott el Gharbi und reicht bis in die Nähe von Meharia in der Dase Tuat. Die Südgrenze ist nicht genau fixiert und läuft längs des 30. Breitengrades bis nach Ghadames. Den Nordrand bildet das Mittelmeer in einer Erstreckung von ca. 970 Kilometern. Die Breite des Landes von Norden nach Süden dürfte über 860 Kilometer betragen. Die Küste ist flach und steil und weist wenig gute Landungsplätze für Schiffe auf.

Das Gebiet von Algerien zerfällt in zwei natürliche Zonen, die sich parallel mit der Küste von Westen nach Osten erstrecken. Hart an den Meeresrand treten Ausläufer des Atlas und begleiten die Küsten. Sie sind von Flußthälern durchbrochen und zwischen den einzelnen Berggruppen breiten sich große ebene Flächen aus. Drei Regionen lassen sich hier deutlich unterscheiden, zunächst das Tell, ein fruchtbares Kulturland, südlich von demselben die Steppenregion mit den Salzjümpfen (Schotts) und dem Salzboden, endlich an die Steppenregion südlich sich anreihend die Sahara mit zahlreichen Oasen. Die Ausläufer des Atlas bilden kein geschlossenes Kettengebirge, sondern durch das ganze Gebiet zieht sich parallel mit der Küste ein bis 200 Kilometer breites, 800–1300 Meter hohes, in der Mitte muldenförmig eingesenktes Plateauland, dessen Nord- und Südränder von Randgebirgen mit Erhebungen bis 2300 Meter begrenzt werden. Auf dem Plateaulande befinden sich kultivierte, fruchtbare Ebenen (die Metidschah bei Algier, jene am Scheliff, die von Egghris bei Maskara, jene von Ghat, Tlesat u. a. m.). Die Metidschah ist eine 80–90 Kilometer lange, 15–20 Kilometer breite wellenförmige Ebene mit fetter, fruchtbarer Dammerde, von Süden gegen Norden geneigt und am Nordrande infolge der starken Winterregen sumpfig. Die Süd- und Südostgrenze der Metidschah bildet eine nach Westen sich abdachende Gebirgsterrasse und südlich und östlich von derselben dehnt sich nach Tunis und Tripolis zu eine weite heiße Tiefebene mit einer starken Depression (Schott Melrir 26 Meter unter dem Meerespiegel), welche im Altertume einen Teil des Tritonsees gebildet hat. Sämtliche Flüsse des algerischen Gebietes (25 an der Zahl) haben einen kleinen, nach Norden gerichteten Lauf, sumpfige Ufer und enge, durch Sandbänke verstopfte Mündungen (Seyboufe, Budschina, Mafrag, Kebir, Tjjer, Harrach, Mazafran,

Schellif, Mafsa, Tafna). Die von den Ausläufern des Atlas nach Süden abfließenden Flüsse münden in Salzflümpfe oder versiechen im Sande.

Im Altertum war der östliche Teil des heutigen Algerien von Numidiern, der westliche von Mauren bewohnt. Nach der Eroberung durch die Römer gehörte es zur Provinz Afrika; seit Konstantin dem Großen bildete es eine eigene Provinz, Numidien, und befand sich in blühenden Verhältnissen. Durch die Einfälle der Vandalen und Araber sank es sehr herab und erhob sich nicht mehr zur früheren Blüte. Arabische und maurische Herrscher besaßen nach einander das Land, das nach der Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien eine große Menge neuer Ansiedler bekam. Diese begründeten daselbst einen, unter der nominalen Oberhoheit der Spanier stehenden Seeräuberstaat par excellence und es mußten gegen die algerischen Korsaren wiederholt von europäischen Fürsten Hülfszüge unternommen werden. Erst Ludwig XIV. steuerte dem Seeräuberunwesen mit Erfolg. Dran hatten die Spanier bis 1708 gehalten, auch dieses fiel den Janitscharen des Beherrschers von Algier in die Hände. Die innere Wirtschaft Algiers, das eine Soldatenrepublik geworden war, an deren Spitze ein von den Janitscharen gewählter Dey stand, war eine ungeordnete. Die Korsaren überfielen christliche Schiffe und schleppten Gefangene mit sich fort, um sie nur gegen hohes Lösegeld wieder heraus zu geben, ja manche christliche Staaten, wie Sizilien, mußten den algerischen Korsaren sogar Tribut oder Gratifikationen entrichten. Dieses Mißverhältnis nahm sein Ende, als im Jahre 1830 der Dey von Algier den französischen Konsul thätlich injulierte. Es erschien vor Algier ein französisches Heer, die Stadt wurde erobert, der Dey getötet und das Land geriet in französische Besitz. Nach und nach wurden alle festen Plätze von den Franzosen genommen und durch Militär-Expeditionen die Grenzen des Gebietes auf den heutigen Umfang erweitert. Eine französische Kolonie ist Algier niemals geworden, man kann es nur eine französische Besetzung nennen. Die Bewohner des Landes gaben den Franzosen gegenüber stets eine entschiedene Abneigung zu erkennen, die sich durch fortwährende Aufstände der Eingeborenen (der bedeutendste unter Abdel-Kader und 1881 unter Bu Amena) dokumentierte. Nach 50-jährigen Kolonisationsbestrebungen ist die Lage Algeriens keine günstige. Napoleon III. trug sich mit dem Plane, in Algier ein arabisches Königreich (empire arabe) zu begründen, mußte sich aber bald von der Unausführbarkeit seiner Idee überzeugen. Die arabischen Elemente sind die am meisten sedulösen und die französische Einwanderung, die sehr spärlich vor sich geht, vermag kein Vorwiegen der Europäer zu bewirken. Die Zustände daselbst haben für

arbeitssame Hände nichts Verlockendes. Im Jahre 1871 versuchte die französische Regierung Elsäßer und Lothringer in Algier anzusiedeln, indem sie ihnen Ländereien abtrat, allein das Experiment gelang nicht, wie man erwartet hatte. Auch die spanische Einwanderung in neuerer Zeit ist keine nennenswerte.

Einteilung. Das Gesamtareal von Algier beträgt 318 334 Quadratkilometer (5781 geographische Quadratmeilen), die Einwohnerschaft: 2 867 000 Seelen. Nach der Dichtigkeit kommen 9 Einwohner auf einen Quadratkilometer. Von ca. 162 000 Fremden waren 1877: 94 000 Spanier, 26 000 Italiener, 14 000 Engländer, 6500 Deutsche (Elsässer), 2700 Schweizer, 2600 Türken. Bei der Okkupation des Landes im Jahre 1830 lebten in Algier nur 600 Franzosen, im Jahre 1850 bereits 150 000, im Jahre 1880 ca. 400 000.

Algerien zerfällt in 3 Departements (Algier, Dran, Konstantine), deren jede ein Territoire de commandement mit Subdivisions und ein Territoire civil mit Arrondissements oder Departements enthält. Die Territoires de commandement oder militaires, wie sie früher hießen, haben 276 734 Quadratkilometer und 1 551 000 Einwohner, die Territoires civils: 41 599 Quadratkilometer und 1 315 000 Einwohner. Die Provinz Konstantine ist die größte und bevölkerteste, dann folgt Algier, dann Dran. An der Spitze der Departements stehen Präfecten und Souspräfekten. Die arabischen Angelegenheiten werden von Provinzial- und Unterdirektoren in den sogenannten Bureaux arabes geordnet, deren Aufgabe es ist, die religiösen und bürgerlichen Interessen der Eingeborenen und jene der Kolonisten in ihren Beziehungen zu den Eingeborenen zu regeln. Die Departements sind in Kreise oder Kantons, diese wieder in Kommunen (Communes mixtes) eingeteilt. Die Gerichte stehen unter einem Generalprokurator; die religiösen Angelegenheiten leitet ein Erzbischof, jene der Mohammedaner zwei Muftis. Das Land verwaltet als oberster Chef ein Zivilgouverneur, dem ein Gouvernementsrat zur Seite steht.

Klima. Da Algerien an der Grenzschiede zwischen dem heißen und dem gemäßigten Himmelsstrich liegt, so hat das Klima dort die Eigenschaften beider Zonen, es ist warm, aber im Winter stellt sich auch heftige Kälte ein und die Berggipfel überziehen sich mit Schneedecken. Man unterscheidet drei Jahreszeiten: den Winter (vom November bis Februar), den Frühling (vom März bis Juni) und den Sommer (vom Juli bis Oktober). Der Winter ist die Regenzeit, namentlich sind die Monate Oktober und November die eigentlichen Regenmonate. Der Regen währt Tage lang, wechselt wohl auch mit schönen Tagen. Die Wärme schwankt zwischen 8° und 21° C. Schneefall ist selten und nur ausnahmsweise ist Eis anzutreffen. Im Frühlinge ist der

Himmel völlig klar, die Vegetation entwickelt sich in ihrer vollen Pracht und Üppigkeit und der Feldbau nimmt seinen Anfang. Im Juli beginnt die große Hitze. Die Wärme schwankt im Sommer zwischen 15° und 30° C., am Rande der Sahara auch zwischen 0° und 45° C. An der Küste ist im Durchschnitt das Minimum der Temperatur + 2° C., der Durchschnitt 19° C., das Maximum + 40° C. Die Stadt Algier hat eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 20,63° C. (Mizza z. B. nur 25,30° C. und Madeira selbst nur 18,38° C.) Die Sommerhitze und die damit verbundene Dürre ist in Algier ungemein lästig. Regen fällt während des Sommers selten. Die Vegetation erschlafft. Das Arbeiten unter freiem Himmel ist für die Europäer gefährlich; Gallenfieber und Dysenterie nehmen überhand. Im September stellt sich oft ein heftiger Scirocco ein, der Horizont färbt sich mit einem rötlichen Dunst. 2—3 Tage dauert der heiße Wind, worauf gewöhnlich Gewitter folgen. In den Oktober fällt der Beginn des Winters, ohne daß die Hitze nachgelassen hat wechseln trockene Tage mit nassen. Im Dezember prangen die Weiden in saftigem Grün und die Blumenvegetation entfaltet sich, Süßfrüchte werden reif.

Nach der Eroberung Algiers zeigte sich das Klima den Europäern besonders auf dem Alluvialboden der Metidja, der außerdem noch viele vegetabilische Gänsestoffe in sich barg, sehr gefährlich; doch ist mit der Zeit durch Entwässerung und rationelle Pflege der Waldvegetation viel zur Besserung desselben geschehen. Die algierische Sahara hat ein sehr trockenes, für Europäer ungünstiges Klima. Die Stadt Algier hat noch in höherem Grade ein Seeklima als z. B. Nizza und auf diesem Vorteile beruht die Eignung dieses Places als Kurort für Brustkranke, als welcher es allen dergleichen Punkten auf der Erde, selbst Kairo, voranzustellen ist. Es ist daher nicht zu wundern, daß auf dem klimatisch so äußerst gut situierten algerischen Territorium auffallend viele Menschen ein ungewöhnlich hohes Alter, bis 100 Jahre und darüber erreichen. In dieser Beziehung gab man sich, als Frankreich während der ersten 20 Jahre nach der Besitzergreifung des Landes daran ging, wacker zu kolonisieren, einer argen Täuschung hin, indem man glaubte, daß europäische Kinder im Lande gar nicht aufwachsen könnten, sondern dem Klima erliegen müßten.

Bevölkerung. Die Eingebornen Algiers, etwa 300 Stämme, gehören zwei verschiedenen Völkern an, nämlich Arabern und Berbern. Wie in Nordafrika überhaupt, unterscheidet man hier anjässige und nomadisierende Araber, letztere unter dem Namen der Beduinen. Die sesshafte arabische Bevölkerung treibt Ackerbau, in den Städten Gewerbe. Die Beduinen zerfallen in eine Anzahl von Stämmen, deren wichtigste die Arbaha, Uled

Sidi Abdallah, Schambahat-Bu-Ruhad, Uled Rahil Scherka, Hamjan Scherka, Uled Sidi Schah, Hamjan Garba, Uled-Bu-Hammu u. v. a. Durch die Kriege mit den Franzosen sind einige derselben sehr herabgekommen, andere haben sich auch zum sesshaften Leben bequemt. Von vielen Seiten wird behauptet, daß ein deutlicher Unterschied in dem Typus der sesshaften und nomadisierenden Araber hervortrete. Ein großer Teil der arabischen Stämme hat sich indessen mit der berberischen Bevölkerung vermischt. Die Beduinen bewohnen meist das Tell und die Sahara, wo sie Ackerbau, in der letzteren ausschließlich Viehzucht treiben. Sie leben unter Zelten (Garbis). Unter den ansässigen arabischen Stämmen sind die Beni Mzab oder Mzabiten (Mozabiten) fleißig, treiben Ackerbau, Industrie und Handel und stammen der Sage nach von den Moabitern und Ammonitern ab.

Die sesshaften Eingebornen in den Städten sind die Mauren (ca. 2 Millionen); ein Teil derselben ist arabischer Herkunft, der andere stammt von den alten Mauretanern ab, ist also berberischer Abkunft, aber schon längst arabisiert. Die Mauren nehmen immer mehr ab, sind gänzlich verarmt und beschaffen sich ihren Unterhalt als Kleinhändler und Handwerker. Das berberische Element ist in Algier vorzüglich durch das Volk der Kabysten (Kabila = Stamm) repräsentiert. Die Repräsentanten dieses Volkes sind mittelgroß, braun, mager, und unstreitig die Nachkommen der alten Libyer (manche glauben in ihnen die Nachkommen der alten Christen Afrikas zu erkennen) bewohnen die durch landschaftlichen Reiz sich auszeichnende Provinz Konstantine und zählen ungefähr 800 000 Köpfe. Ihre Sprache ist das alte Berberische, das sie, seit sie den Islam angenommen, mit arabischen Lettern schreiben. Was diesen Stamm auszeichnet, ist eine unüberwindliche Kraft, Arbeitsliebe, wilder Freiheitsstolz und der Trieb nach vollster Unabhängigkeit. Die Kabysten bewohnen armelige Dörfer, treiben Ackerbau und Viehzucht und auch ein wenig Industrie. Auch arbeiten sie in den Eisen- und Bleibergwerken des Atlas und fertigen vortreffliche Waffen an. Ihre Verfassung ist eine rein demokratische. Die Savia oder kirchliche Gemeinde, die von Marabouts gebildet wird, übt eine Art Gewalt über die Stammesangehörigen aus, erhebt Steuern, unterhält Klöster und Schulen. Die Kabysten hatten in wiederholten heftigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit gegenüber den Franzosen zu behaupten gewußt, wurden aber im Jahre 1857 gänzlich unterworfen. Neben den Kabysten sind noch die Biskri, Bewohner der Dase Biskra, ein thätiges Völkchen. Die im Lande wohnenden Türken sind Nachkommen der algierischen Janitscharen. Die wenigen Neger des Landes stammen aus

dem Sudan und bilden in den Städten die dienende Klasse, seit in Algier die Sklaverei aufgehoben ist (1848). Ein Bindeglied zwischen der eingebornen Bevölkerung und den Franzosen bilden die unter den Deys bedrückten, nunmehr emanzipierten Juden, welche als Beamte, Schreiber, auch als Handwerker thätig seit ihrer Emanzipation reich geworden sind und sich stark vermehren. Unter den Einwanderern stehen, wie schon erwähnt, die Franzosen obenan, ihnen zunächst die Spanier, Italiener und Deutsche. Nach einem Lande, das einmal ein Deportationsgebiet war, scheint eine Auswanderung von Deutschland aus nicht recht Platz zu greifen. In der Provinz Oran leben die meisten Ausländer, in der Provinz Constantine die meisten Eingebornen. Die Elsch-Vothringer Kolonisten sollen an dem Aufschwunge Algiers das meiste Verdienst haben.

Produkte. Der Landbau, etwa über 2 1/2 Mill. Hektar ausgedehnt, hat noch mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie es in einem Lande nicht anders denkbar ist, wo Franzosen vor allen anderen Nationalitäten bevorzugt werden müssen. In der Sahara fördert man den ertragfähigen Boden durch Anlage artesischer Brunnen und erweitert so alljährlich die kulturfähige Fläche. Kultiviert wird Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Hülsenfrüchte, Sorghum und zwar mit reichem Erfolge. Algier, das man bis vor kurzem wegen seines Anteils an der europäischen Brotversorgung kaum beachtet hat, ist ein Konkurrent in dieser Beziehung geworden und wird in Zukunft ein solcher bleiben, wenn die Maßnahmen der französischen Regierung zur Urbarmachung des Bodens vollends werden durchgegriffen haben. Im Jahre 1876 erntete man 9 1/2 Millionen Hektoliter Weizen, 22 900 Hektoliter Roggen, 15 Millionen Hektoliter Gerste, 715 000 Hektoliter Hafer, 176 000 Hektoliter Mais, 541 000 Hektoliter Hülsenfrüchte und 528 000 Hektoliter Sorghum. Glänzende Getreideernten ermöglichten seit dem Jahre 1869 einen doppelten Export. Nächste den Getreidearten sind es Olivenpflanzungen, welche die bedeutendste Stelle in der Landeskultur einnehmen und ein vortreffliches Produkt liefern. Der Bau von Kartoffeln (Frühkartoffeln) kommt immer mehr in Aufschwung, dergleichen die Gemüsezucht. Ferner wird auch Baumwolle, Flachs, Hanf, Chinagrass, Krapp, Indigo, Safran, Raps, Sesam, Zuckerrohr, Rizinus, Erbsen, Tabak (der viel zur Ausfuhr liefert) und Wein gebaut. Die Seidenzucht ist im Aufschwung begriffen. Auch der Anbau der Dattelpalme schreitet vorwärts. Der Ackerbau wird durch die Verwüstungen, die Heuschrecken anrichten, in manchen Jahren sehr geschädigt. Die Waldkultur, in jüngster Zeit von der Regierung wegen der Verbesserung des Klimas gepflegt, wird durch die Unsitte des Niederbrennens

der Wälder durch die Araber, um die Weidenplätze zu vergrößern und zu verbessern, ziemlich beeinträchtigt. Die algerische Waldvegetation ist übrigens von Natur überaus reich, namentlich an Pinusarten, Eichen, Eschen, Fledern, Mythen, Korkbäumen; eingeführt ist der Fieberheilbaum.

Was die Viehzucht anbelangt, so steht die Pferdezucht obenan, die besonders militärisch brauchbare Pferde liefert. Maulesel dienen als Transporttiere. Das Hornvieh liefert fast gar keine Milch und wenig Fleisch. Dagegen ist die Schafzucht sehr bedeutend, die besonders von den Bewohnern der Wüstenregion gepflegt wird. Die Wolle wird nach Constantine zu Märkten gebracht. In der Provinz Oran werden Blutegele gezüchtet. An der Küste ist der Fischfang und die Korallenfischerei im Betriebe. Auch die Straußenzucht wird betrieben. Der mineralische Reichtum Algeriens hat sich nach gründlicher geologischer Durchforschung des Landes als ein sehr bedeutender herausgestellt. Mit Ausnahme von Gold gewinnt man alle Arten von Metallen, besonders Eisen und Kupfer, Blei, Schwefel, Zink, Antimon, Quecksilber, Arsenik, Kobalt, Nickel, dann Kalk, lithographische Steine, Granit und Edelsteine. Die Steinbrüche liefern der französischen Kunstindustrie schönen Marmor und Marmor. Ziegeleerde, Bausteine, Gips sind in Menge vorhanden. Auch an mineralischen Quellen (Hamam Melian, Hamam Righa, Bains la Reine, Hamam Meskhutine) ist das Land reich. Die Industrie liefert Gewebe, Flechtereien, Schnitzereien und Montanwaren.

Handelsbewegung. Die Rohprodukte Algeriens werden meistens gegen die Industrieerzeugnisse Frankreichs und anderer europäischen Staaten umgetauscht. Beim Abgange nach Frankreich sind sie erst seit dem Jahre 1851 vom Eingangszolle befreit. Bei der Einfuhr sind am meisten Frankreich, Spanien und England beteiligt. Exportiert wird vor allem Getreide (besonders Weizen) und Tabak. Im Jahre 1863 betrug die Ausfuhr von Weizen, Gerste und Mehl nahezu 20 Millionen Kilogramm, von Tabak 2 1/2 Millionen Kilogramm, Olivenöl 262 000 Kilogramm, (1862 über 2 Millionen Kilogramm), Wolle 2 Millionen Kilogramm. 1876 hat man an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mehl 2 129 000 metr. Zentner, an Tabak über 5 Millionen Kilogramm exportiert. Die gesamte Ausfuhr war in diesem Jahre auf 133 Millionen Mark, die Einfuhr auf 171 Millionen beziffert worden. Im Durchschnitt wird der Wert der exportierten Waren in den letzten Jahren auf 107 Millionen Mark, der der importierten auf 173 Millionen Mark zu beziffern sein. Der Verkehr mit dem Mutterlande steht obenan (2/3). Frankreich führt vornehmlich Gewebestoffe aller Art ein, Wein, Spirituosen, Zucker, Modeartikel,

Kaffee; Spanien liefert Früchte und Ole; England Steinkohlen, Eisen, Metallwaren; Schweden und Österreich-Ungarn Bauholz; Italien Cerealien und Fleisch. An dem Export von Straußenfedern beteiligt sich Algerien durch seine seit dem Jahre 1857 bestehende Straußenzucht, die dem Lande alljährlich eine Summe von ca. 16 Mill. Frs. einbringt, das heißt etwa $\frac{3}{5}$ des gesamten Gewinnes (25 Mill. Frs.) welchen die Produktion von Straußenfedern auf der ganzen Erde in gleicher Zeit abwirft. Bis in die jüngere Zeit lag freilich die Straußenzucht in Algier völlig darnieder; erst 1879 gründeten mehrere Pariser Kaufleute eine „Gesellschaft zur Aufzucht von Straußen in Algerien“.

Die Handelsflotte beschäftigt sich meist mit Küstenschiffahrt und zählt etwa 200 Fahrzeuge. Die besuchtesten Häfen sind Algier, Bone, Philippeville, Bougie, Scherschel, Tenès, Mostaganem, Dran und Nemours. — Die ganze Besetzung oftet Frankreich mehr als sie einträgt (es mußten fast alljährlich 40—60 Millionen Frs. zum algierischen Budget vom Mutterlande beigesteuert werden), was wohl hauptsächlich darin liegen mag, daß die Franzosen wenig Kolonisationstalent besitzen. Man ist darüber einig, daß die Rücksichten gegen die Eingebornen zu weit gehen; weder der Araber noch der Berber haben sich assimiliert. Sie bilden fortwährend ein apartes Volkselement, sie existieren als Staat im Staate. Man muß daher wohl unumgänglich dahin trachten, eine Amalgamation der Eingebornen mit den Franzosen herbeizuführen, wenn man an ein Gedeihen des Algerlandes denken will. Das eingeborne Element muß entschieden verdrängt werden, wenn eine ruhige systematische Kolonisation Platz greifen soll. Erst dann wird Algerien für Frankreich „ein wertvolles Besitztum darstellen, einen Markt der eigenen Produkte und zugleich eine Transitofstraße, auf welcher die natürlichen Schätze Zentralafrikas nordwärts fließen werden“. Man geht nicht zu weit, mit Rücksicht auf die günstige Lage und die günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse des Landes zu behaupten, Algerien werde sich dereinst zum Proviantmagazin der ganzen alten Welt aufschwingen. Vorläufig ist es allerdings noch ein Feld für Experimente und die Verwertung national-ökonomischer und politischer Projekte.

Münzen, Maße und Gewichte. Die Münzen Algeriens sind die französischen. Als Gewichtsbasis dient ein Kantar attari à 100 Rotoli = ca. 58 Kilogramm, ferner 1 Kantar Gredh à 100 Ghreddari = 61 Kilogramm, 1 Kantar Kebir à 100 Kebir 71 Kilogramm. Maße: 1 arabischer Bit = 0,48 Meter, 1 türkischer Bit = 0,64 Meter. Hohlmaße wie in Frankreich.

Verkehrsverhältnisse. Der Verkehr der Küste mit dem Innern ist wegen des Mangels an

schiffbaren Flüssen ausschließlich Landverkehr. Die französische Regierung hat für den innren Verkehr durch Anlagen von Straßen (in der Gesamtlänge von ca. 7500 Kilometer) vieles gethan, so daß daselbst ein geregelter Postverkehr nach entlegenen Punkten durch die Diligencen bewerkstelligt ist. Es bleibt natürlich noch unendlich viel zu thun, da die Terrainschwierigkeiten sehr bedeutende sind. Die wichtigste Chaussee ist die Straße von Algier nach Medea, welche die Städte Algier, Duera, Bufarik, Blida und Medea verbindet. Mit der Anlage von Eisenbahnen begann man im Jahre 1861. Die Eisenbahnen Algiers werden nach einem einheitlichen Plane angelegt. Diesem gemäß soll in erster Linie eine die Küste entlang laufende Bahn von der östlichen Grenze des Landes bis zur westlichen hergestellt werden. Dann sollen Zweigbahnen die Hauptbahn mit den westlichen Hafenplätzen verbinden und im ganzen zehn Bahnstrecken ausgeführt werden. Bisher sind außer einer Kohlenbahn neun Linien (ca. 1200 Kilometer) im Betriebe: Algier=Dran, Philippeville=Constantine, Bone=Gelma, Maison Carrée-Coldes Beni Miska, Teflat=Sidi bel Abbas, Arzen=Saïda, Constantine=Setif, Bone=Min Mokra; Bone=Sukarras. Die Gesamtlänge der Eisenbahnen soll vorläufig auf 3000 Kilometer gebracht werden, und zunächst die Strecken Constantine-Biskra, Medea=Laghmat und Saïda=Gémpville ausgebaut werden. Die Anlage und der dereinstige vollständige Ausbau des algierischen Bahnnetzes bis an den Ozean im Westen hat eine eminent politische Bedeutung. Denn nicht nur, daß Frankreich damit seine beiden Nachbarstaaten Tunis und Marokko und so ganz Nordwestafrika in die Hände bekommen wird, ein Blick auf die Karte zeigt auch, daß eine solche Bahn eine Umgehung von Gibraltar darstellt und so Englands Macht über das Mittelmeer schwächt, die Frankreichs dagegen hebt. Wird die Bahn einst wirklich vollendet, so zieht sich dann ein Schienengürtel um das ganze Ufer des westlichen Mittelmeerbeckens an der spanischen Ostküste hinauf, um den Busen von Marseille herum, an der Riviera von Genua und von da durch ganz Italien bis Sicilien, um dann in Afrika weiter zu laufen. Ein solcher Schienengürtel würde diesem Teile des Mittelmeeres eine überwiegende Bedeutung gegen die Osthälfte sichern. Auf alle Fälle wird durch die von Frankreich geplante Küstenbahn der Anfang damit gemacht, Schienenstränge auch an der Südküste des Mittelmeeres hinauf zu lassen, nachdem schon seit langem die Nordküste solche besitzt. So würde aber die Südküste, die mit dem Falle Karthagos ihren Einfluß an das gegenüberliegende nördliche Gestade verlor, wieder gehoben und zu einem Teile ehemaliger Bedeutung wieder zurückgeführt wer-

den, wozu ja der Suezkanal schon so erfolgreich den Grund gelegt hat.

Der Handel der Saharaländer mit dem Norden geht jetzt nur zum geringsten Theile über Algierien. Die Franzosen waren daher bemüht, den Handel von Ghadamès nach Algier hinzulenken, was ihnen aber nicht gelang. Ein großartiges Projekt, das der Sahara Bahn, fand nun in Frankreich immer mehr Beförderer, indem man wohl einsah, daß Algier prosperieren würde, wenn man der Besetzung durch eine Eisenbahn die Senegambische Kolonie zu einem reichen Hinterlande gestalten könnte; die französische Regierung bewilligte viele Tausende Franken zur Vornahme der nötigen Untersuchung des Terrains und man schmeichelte sich, bald eine Bahn von Algier über Timbuktu und von hier an den Senegal führen zu können, welche über 3200 Kilometer lang sein sollte. Bis Laghuat und Metlili und El Golea (1000 Kilometer) wäre die Bahn mit Leichtigkeit zu leiten, von hier nach dem Süden wären die Schwierigkeiten groß, besonders von seiten der feindseligen Bewohner der Sahara. Man wiegt sich in Frankreich in Bezug auf das Zustandekommen dieser Bahn in einem großen Optimismus, wenn auch zugegeben werden muß, daß man die ganze Frage auch wohl erwogen hat. Dr. Lenz, der jüngst aus Timbuktu zurückgekehrt ist und während seiner Reise das Pulsieren des Karawanenverkehrs zu beobachten Gelegenheit hatte, spricht der Saharabahn Lebensfähigkeit ab, indem er behauptet, der Verkehr in dem Theile der Sahara, den sie durchlaufen soll, sei ein sehr geringer, sodaß 50 jährlich abgeschickte Karawanen ihn bewältigten. Mit Europa ist Algierien durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden und zwar verkehren die Dampfer von vier großen französischen Gesellschaften wöchentlich je einmal in 1½ Tagen von Marseille nach Algier, andere von Marseille und spanischen Häfen nach Oran. Außerdem versehen Dampfschiffe den Küstendienst von Tanger in Marokko bis Tunis, Tripoli und Alexandrien. Die Post gelangt nach Algier, wo in allen größeren Städten französische Postämter bestehen, dreimal die Woche; sonach gelangen Sendungen von Berlin oder Wien in 4 Tagen nach Algier, von wo sie mit der Bahn oder mittels der Diligencen und reizender Boten nach dem Innern des Landes expediert werden. Mit Europa (Marseille) ist Algier auch durch einen Kabellegraph verbunden. Im ganzen hat das Land über 6000 Kilometer Telegraphen.

Städte. Algier (El Dschefair [Dschefireh], „die Inseln“). Die Stadt ist terrassenförmig aufgebaut und besaß im Jahre 1830 nur 24000 Einwohner, wogegen sie deren gegenwärtig über 52 000 zählt. Algier ist Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, von einer Citadelle (Rasbah), der früheren

Residenz des Dey, gekrönt, Sitz des Gouverneurs und Erzbischofs und einer Bank (Banque d'Algérie) und Handelsbörse, deren Aufgabe es ist, die wirklichen Kurse der am Plage verkauften Waren in offizieller und authentischer Weise festzustellen. Es ist die größte Handelsstadt des Landes mit bedeutendem Schiffsverkehr. — Scherschel (Chersell) und Tenès Hafenorte; Laghuat hat Binnenhandel. — Orleanville wichtige Station der Eisenbahn im Schellithal. — Oran (41 000 Einwohner), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, vorzugsweise von Spaniern bewohnt. — Mostaganem, Seehandelsplatz, 15 000 Einwohner. — Tlemjen, 21 000 Einwohner, steht im Handelsverkehr mit dem Binnenlande. Im Jahre 1877 hat sich hier eine handelsgeographische Gesellschaft konstituiert. — Nemours, Hafen von Tlemjen. — Constantine (35 000 Einwohner), das alte Cirta, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, sehr romantisch gelegen und von Natur aus befestigt. — Philippeville, (10 000 Einwohner), Bone, (Bona, 16 000 Einwohner). — La Calle und Bougie, Hafenplätze. — Guelma am Medscherda, Vorposten gegen Tunis. — Tuggurt, Handelsstadt im Innern. — Zu Algier gehören die Däsen der von den Franzosen petit desert genannten Sahara: Wargla (10 000 Einwohner), mit Garten. Feldbau und Lederindustrie, El Golea (2000 Einwohner), Biskra mit Dattelpflanzungen und beträchtlichem Handel mit Tuat, Tidikelt, das die Franzosen mit der Zeit besetzen müssen, wenn sie ihren Handel in der Sahara ausdehnen wollen, Wardaia (15 000 Einwohner) im Lande der Beni Mzab, Gélyville, Vorposten gegen Marokko, Metlili, (1000 Einwohner) mit Dattel- und Granatgärten. — Über die Dase Khjur (10 000 Einwohner), geht der Karawanenweg nach Gerraia und Tuat.

Marocco.

Das Kaiserreich Marocco, in wunderbarer Westlage zwischen zwei Meeren, von den Arabern Magrib el Akza, d. i. der äußerste Westen genannt, wird auf einer Strecke von 475 Kilometer vom mittelländischen Meere und vom atlantischen Ocean begrenzt. Im Osten bildet Algerien, im Süden die Sahara die Grenze; doch ist das Gebiet, in welchem das Wort des Sultans Geltung hat, schwer zu umgrenzen. Im allgemeinen nimmt man den Flächeninhalt des Reiches zu 672 300 Quadratkilometer (12210 Quadratmeilen) an. Das Territorium des Sultanats trägt den Hauptkamm des Atlasgebirges. An der Nordküste laufen von Tanger und Ceuta aus Gebirgsketten gegen Osten, an die sich im Süden eine überaus fruchtbare Ebene anschließt, welche von dem Kamm des Atlas im Süden begrenzt wird. Südlich vom

Jdrar Mderen dehnt sich die maroccanische Sahara aus, zu welcher die Oasen Tafilet und Jigig gehören. Auch die Oase Tuat am Saume des Hochlandes Aggar gehört noch zum maroccanischen Reiche. Die Flüsse von Marocco haben den Charakter von Gebirgsflüssen, die oft plötzlich anschwellen, den meisten Teil des Jahres aber ausgetrocknet sind. Nach Norden fließt der Muluja, zum Atlantischen Ocean der Nulkos, der Sebu, der Bu Negreg, der Umer Nebia, der Tensift und der bedeutendste Fluß des Landes, der Draa. Die periodisch fließenden Wadis Tafilet, Ghir und Saura münden in die Salzseen der maroccanischen Sahara. Das Land hat nur kleinere Süßwasserseen und einige ausgedehnte Sümpfe, darunter den Debaia, welchen der Draa durchfließt.

Marocco ist das alte Mauretanien und teilte zum großen Teile die Geschichte der anderen Berberstaaten. Es ward gleichfalls unter der Herrschaft der Araber zu einem Seeräuberstaat, wurde vorübergehend von Portugal und Spanien bekriegt und ein Teil seines Territoriums auch okkupiert. Im 16. Jahrhundert hatte das Reich, nachdem auch Jës demselben einverleibt war, die größte Ausdehnung, indem es im Osten einen Teil von Algerien umfaßte und im Süden bis tief nach dem Sudan reichte. Seit 1669 kam eine Seitenlinie der Scherifs von Tafilet zur Herrschaft, und von nun an führte das Reich den Titel eines Kaiserreiches. Es blieb gegenüber der ottomanischen Pforte unabhängig, allein im Innern wurde es durch immerwährende Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege arg zerrüttet. 1794 gelangte Mulci Soliman zum Sultanat, der die Sklaverei abzuschaffen bestrebt war und mit den europäischen Mächten in Verkehr trat. Nach der Besitznahme Algiers durch die Franzosen wurde Marocco namentlich in die Kämpfe, welche die Araber und Berber unter Abd el Kader gegen Frankreich führten, verwickelt und von den Franzosen besiegt. Das Reich trat aus einer durch so viele Jahrhunderte bewahrten Abgeschlossenheit für Handel und Verkehr nicht hinaus und es blieben die inneren Distrikte desselben der Wissenschaft bis in die jüngste Zeit unbekannt. Wohl wurden wiederholt von den Mächten Gesandtschaften nach Marocco geschickt, aber das Land konnte einmal wegen der erheblichen Terrainschwierigkeiten und dann wegen des religiösen Fanatismus seiner Bewohner nicht erforscht werden. Die Unsicherheit im Lande geht soweit, daß selbst der Sultan, wenn er eine Reise in seinem Reiche machen will, die mächtigen Häuptlinge der Stämme hiezu um Erlaubnis bitten muß. Der einzige Bevölkerungszufluß, den Marocco erhielt, waren die aus Spanien vertriebenen Mauren und Juden, welche sich ansiedelten. Derselbe Einfluß Spaniens dokumentiert sich heute noch dadurch, daß dasselbe noch einige besetzte Plätze

(Presidios) an der Nordküste von Marocco besitzt.

Einteilung. Eingeteilt wird das Reich in 29 Distrikte, an deren Spitze Paschas oder Kadis stehen. Die Beduinenstämme haben ihre eigenen Häuptlinge, die zum Sultan ernannt werden. Die Berberstämme wählen ihre Chefs ohne Rücksicht auf den Sultan. Der Sultan (Kaiser) selbst ist unumschränkter Herr des Landes ohne Ministerium und ohne Staatsrat, Oberhaupt des Staates und der Kirche und führt den Titel: „Emir el Moslemin“ und „Chalifa“. Er unterhält eine aus 20 000 Mann bestehende Armee, die im Kriegsfall auf 100 000 Mann, meist Reiter, ergänzt werden kann und ist von einer Negerleibwache umgeben. Eine Kriegsflotte ist nicht vorhanden, obgleich eine solche in blühenden Verhältnissen des Reiches vorhanden war. Die spanischen Presidios an der Nordküste von Marocco sind: Ceuta, Peñon de Velez, Melilla und Alhucemas.

Klima. Das Klima von Marocco ist an der Küste gemäßig, in den südlichen Teilen aber sehr heiß und trocken, in den gebirgigen Teilen angenehm und gesund. Das Quecksilber sinkt in Marocco nie bis auf den Gefrierpunkt. Im Gebirge sind die Winter sehr kühl. Die Regenzeit dauert vom Oktober bis März, im Süden beginnt sie erst im Januar. Tanger hat eine mittlere Jahrestemperatur von 18° C., Marocco eine solche von 20° C. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt eine kräftige Vegetation hervor. Nur der äußerste Süden und die hochgelegenen Partien des Atlas entbehren aller Vegetation. Der Atlas enthält zum großen Teile noch Urwälder von Fichten, Ebern, Lärchen, Eichen.

Bevölkerung. Die Zahl der Bewohner läßt sich nur approximativ angeben, man schätzt sie auf 6 Millionen; also entfallen circa 9 Menschen auf 1 Quadratkilometer. Die meiste Dichtigkeit der Bevölkerung ist nördlich vom Atlas. Im Süden desselben sollen kaum mehr als 1/2 Million Bewohner sich finden. Die Einwohnerschaft besteht aus Berbern, Arabern, Mauren, Juden, Negern und Mischlingen von Berbern und Arabern. Erstere bewohnen den größten Teil des Landes. Reine Araber bewohnen nur die Landschaften El Gharb, Beni Hassan, südlich von Marocco, Andschera und den Küstenraum vom Kap Spartel bis Mogador. Die Landschaften Schania, Dukkala und Abda bewohnen teils arabische, teils berberische Tribus. Sonst kommen die Araber nur in den großen Städten und sporadisch auf dem Lande vor. In den Oasen sind die Araber nur vereinzelt unter der Mehrheit der Berber. Die eigentlichen Berber Marokkos (Amazirghi) haben europäischen Gesichtstypus und europäische Hautfarbe, sind von schönem Körperbau, schlank, lebhaft und stolz. Die Schellöcher oder Schulahs sind Ackerbauer und Gewerbtätige von dunkler

Hautfarbe und nicht besonders kräftig. Die Juden sind sehr verachtet und betreiben Handel, sind wohl auch als Beamte thätig. Die Mauren sind sich meist in Seestädten. Die Neger sind als Sklaven nach Marocco gekommen, haben die Freiheit erhalten und befinden sich als Diener in abhängigem Verhältnis zu den anderen Rassen. Der Islam ist die Religion des Landes und hat hier seine fanatischsten Anhänger.

Gerhard Kohns, ein gründlicher Kenner von Marocco und seinen Verhältnissen, hat uns die Sitten und Gebräuche der Berber Maroccos anziehend geschildert. „Die Berber“, schreibt er, „wohnen in Zeltdörfern (Djars). Die Frau ist, wie fast bei allen Anhängern des Islam, ein Besitz, wie jedes andere Eigentum des Mannes. Scheidungen finden bei den Berbern statt, aber nie auf so leichte und grundlose Weise, wie bei den Arabern oder sonstigen Mohammedanern, wie denn überhaupt alle Berber entschiedene Feinde der Polygamie sind. Die Tochter ist manchmal dazu bestimmt, das Leben ihres Vaters oder Bruders mittels ihrer Sklaverei zu erkaufen, aber nie würde sie für einen Oheim, Großvater, Vetter oder sonstigen Verwandten mit ihrer Person eintreten können. Die größten und heiligsten Pflichten glaubt der Berber für sein Gemeinwesen, für seinen Stamm zu haben. Ist dem Araber zuerst die Religion die Hauptsache, so hat der Berber, trotzdem er auch den Islam angenommen hat, dies nie begreifen können. Wenn der Berber sich auch vorzugsweise gern mit seinem Schwerte gegen die Christen wendet, so ist's ihm im nächsten Augenblicke auch ganz gleich, dasselbe gegen jedweden Mohammedaner zu ziehen, sobald sich dieser gegen ihn oder seinen Stamm vergangen hat. Die Ehre der Familie und des eigenen Stammes gilt dem Berber als das höchste, doch ist dies so zu verstehen, daß sie z. B. denjenigen ihrer Leute keineswegs für ehrlos halten, der einen Fremden bestiehlt; aber ehrlos würde es sein, wollte jemand einen von einem andern Stamme, der einmal Zutritt erhalten hat, oder der gar die Anwa (den Sicherheitsbrief) des Stammes besitzt, bestehlen oder gar ermorden. Auch in der Gesetzgebung der Berber sind die weltlichen Angelegenheiten den kirchlichen übergeordnet. Die Berber haben eine eigene Vorliebe für Schmucksachen und schöne Kleidung. Sie treiben mit Ausnahme der Tuaregs alle Ackerbau und Viehzucht. Ihre Nahrung und Lebensweise ist sehr einfach. Was ihre Fähigkeit betrifft, so stehen sie mindestens auf derselben Stufe wie die Araber, wenn nicht höher. Für die Zivilisation sind sie bedeutend empfänglicher als die Araber Nordafrikas.“ Kohns hält dafür, daß zu einer guten Entwicklung des Berbervolkes ein Kontakt mit religiös vorurteilsfreien Nationen, namentlich protestantischen, notwendig wäre.

Produkte. Unter dem vortrefflichen Klima des Landes gedeiht neben zahlreichen anderen Produkten aus dem Pflanzenreiche Getreide und Hülsenfrüchte, besonders Durra, Weizen, Mais, Reis, Bohnen, Erbsen, Safran, Hanf, Baumwolle, Tabak, Südfrüchte, Mandeln, Oliven, Wein, dazu auch wilder Indigo, im Süden auch Zuckerrohr. An Stelle der Olpalme gedeiht trefflich besonders im Atlas der Arganbaum (*Elaeodendron Argan*), aus dessen Früchten man Öl gewinnt. Im Süden des Landes finden sich ausgedehnte Dattelhaine. Die Viehzucht liefert Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen, Esel, Dromedare und Manttiere. Wild ist in großer Menge vorhanden. Aus dem Süden kommende Heuschreckenschwärme verwüsten oft die Felder, die Tiere dienen aber gebacken als Speise. Die Fellschwanzschafe liefern eine Menge feiner, weißer Wolle. Das Mineralreich liefert namentlich Kupfer, das schon im Altertum berühmt war, Eisen, Silber, Waschgold, Antimon, Schwefel, Salz und Salpeter. Die Industrie befindet sich auf keiner hohen Stufe, liefert aber einige Artikel, die schon aus alter Zeit in ausgezeichnete Beschaffenheit sich erhalten haben, so z. B. die roten orientalischen Kappen (Fes), die Leibgürtel, Juwelen, namentlich aber Lederwaren (Maroquins, Saffiane, gelbe und grüne Lederwaren). In fast allen Städten sind vortrefflich eingerichtete Gerbereien, in welchen die aus dem Süden eingeführten Felle präpariert werden. Außerdem verarbeitet man in Marocco schöne Teppiche und Burusse, Manufakturen aus Ziegenhaaren (Regenmäntel), Flechtwerke, Töpferwaren, Metallgefäße, Seife u. a. m.

Handelsbewegung. Der Handel Maroccos hat eine dreifache Richtung. Ein Teil desselben geht nach dem Sudan, ein anderer nach den Staaten Nordafrikas und der Levante durch die Pilgerkarawanen, ein dritter nach Europa. Der Handel nach dem Sudan wird von Fes über Tarudant und von Tuat aus nach Timbuktu in 68 Tagen, von Tuat über Ahaggar nach Ar und nach den Haussastaaten getrieben. Die Karawanen nach dem Westen nehmen Produkte aus dem Sudan mit und trachten sie während der Pilgerfahrt in Algier, Tunis, Aenuan, Tripoli und Kairo anzubringen, weshalb alle diese Orte von den Pilgerkarawanen berührt werden. Der Verkehr mit Europa geschieht durch die Seehäfen Tanger, Masagun, Mogador, Casablanca, Rabat, Safi, El Kraïsch und Tetuan. Der Handel mit Europa ruht gänzlich in englischen und französischen Händen. Selbst von dem benachbarten Spanien wird nur wenig eingeführt. Außer Goldstaub, Straußenfedern und Elfenbein gehen nach Europa noch Mais, Erbsen, Bohnen, Esparto, Wolle, Häute, Mandeln, Olivenöl, Gummi, Wachs, Datteln, Lederwaren aller Art. Auch Straußenfedern werden um ca. 500 000

Fres. jährlich exportiert. Importiert werden hauptsächlich Baumwollstoffe, Zucker, Seide, Thee, Eisen und Leinenwaren. Im Jahre 1875 besuchten die maroccanischen Häfen 1441 Schiffe, darunter 637 unter englischer und nur 5 unter deutscher Flagge. Im Durchschnitt werden die maroccanischen Häfen von circa 1200 Schiffen jährlich frequentiert und der Wert der Ausfuhr kann durchschnittlich auf 20 Millionen Mark, jener der Einfuhr auf 25 Millionen Mark beziffert werden.

Die Schifffahrt ist an der Südwestküste von Marocco wegen der zahlreichen Klippen äußerst gefährlich (Tefna und Nun). Wie Reisende erzählen ist der Strand stets mit Trümmern untergegangener Fahrzeuge bedeckt. Die Schiffsmannschaft wird gewöhnlich gefangen, und in die Sklaverei geführt. Gerhard Rohlfs rät daher, an der Küste Leuchttürme zu errichten und sie derart einzurichten, daß die Zinsassen vollkommen geschützt wären gegen etwaige Angriffe seitens der Eingebornen. Rohlfs ist der Ansicht, wenn dann zugleich in diesen Leuchttürmen Handelskomptoire errichtet und mit diesen meteorologische Stationen verknüpft würden, so könnte niemand den immensen Nutzen derselben leugnen und die Kosten würden nach und nach vollkommen durch den Warenaustausch beglichen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Marocco, wie auf der ganzen Nordküste Afrikas, wo solide deutsche Waren gern genommen werden, bei einiger Energie des Handelsstandes ein reiches Absatzgebiet sich dem deutschen Handel eröffnen könnte. Die Vertretungen fremder Mächte haben in Tanger ihren Sitz.

Maße, Gewichte und Münzen. 1 Drä = 0,571 Meter, 1 Cala = 0,555 Meter. Getreide wird nach spanischem Maße gemessen. 1 Muid = 14 Liter. Gewichte: 1 Kintar à 100 Artal = 46 Kilogramm. Münzen: 1 Piafter à 15 Unzen = 4,33 Mark, 1 Unze à 24 Flus (Kupfer) = 12 Pfennig.

Verkehrsverhältnisse. Marocco ist bei dem gänzlichen Mangel moderner Verkehrsmittel, schiffbarer Flüsse, gangbarer Wege und Brücken einzig auf den Karawanenverkehr angewiesen, der namentlich mit dem Süden in ausgedehntem Maße betrieben wird. Eine wichtige Karawanenstraße führt von der Hauptstadt des Landes Marakesch durch den Paß von Bibauan nach Tarudant, von hier über den Draa nach Tenduf, Taudeni, Arauan und Timbuktu, ist aber in hohem Grade unsicher. Von Tarudant verzweigen sich die Wege nach Südwesten bis Tiris, Ahrar und Arguin. Eine zweite Karawanenstraße führt von Fes und Marocco nach Tafilet, eine dritte von Fes nach Udschda und Tlemjen in Algerien. Tafilet selbst ist wieder ein Knotenpunkt von

Karawanenwegen, deren wichtigster nach Tuat und Tidikelt und in das Hogarland (Mhagar) führt.

Eine besondere Dampfverbindung der maroccanischen Häfen mit Europa zu Postzwecken existiert nicht, sondern der Dampferverkehr wird meist von Gibraltar aus nach den Hafenplätzen besorgt. Abri-gens laufen englische und französische Handelsschiffe speziell Mogador, Rabat-Saleh und Tanger an. Der Postverkehr ist nur nach den Presidios und den Hafenorten der Westküste gerichtet. Die Post vermitteln täglich von dem spanischen Hafen-platz Algeciras nach Ceuta abgehende Dampfer. Im Anschluß an diese wird die Post nach den Hafenorten, wo spanische Postämter bestehen, auf dem Landwege gebracht. Von Tanger aus geht wöchentlich 2mal ein Kurier zu Fuß die Küste entlang bis Mogador und langt daselbst wenn keine Störung durch Hochwasser eintritt, nach 14 Tagen an. Manchmal werden auch Küstenschiffen Briefe zum Transport übergeben. Die schon erwähnten englischen und französischen Handelsdampfer, welche auch die Post bringen, laufen Mogador beiläufig fünfmal im Monat an.

Städte. Die Hauptstadt des Reiches ist Marocco (Marakesch d. h. „die Geschmückte“) in schöner Lage am Fuße des Atlas, 50 000 Einw. Die Stadt ist ein Stapelplatz für Transit- und Karawanendampfer; ihr Hafenort ist Mogador. — Meknes, 20 000 Einw., gewöhnliche Residenz des Sultans. — Fes oder Fas, 100 000 Einw., die wichtigste Handels- und Industriestadt des Landes, in einer trichterförmigen Eisenklung erbaut. Zentrum mohammedanischer Geselschaft. — Tetuan (20 000 Einw.) wichtigster Hafenplatz und Industriort. — Tanger (Tandscha), 20 000 Einw., Sitz der europäischen Konsulu, wichtigster Handelsplatz der Nordküste. — El Araich (Larache), 15 000 Einw., Matagan Rabat (30 000 Einw.), Saleh, Asamenur, Casablanca, Safi, Hafenplätze. — Mogador oder Suera (20 000 Einw.), wichtigster Handelsplatz der Westküste. — Agadir und Santa Cruz, früher im Besitze der Portugiesen befindlich, Häfen für Tarudant und das Wadi Sus. — Tarudant Sammelplatz der TimbuktuKarawanen. — Die Dase Tafilet ist eine der bedeutendsten am Südbahange des Atlas, besteht aus 150 Dörfern (Khsurs) und hat eine aus Berbern und Arabern bestehende Einwohner-schaft. Der wichtigste Ort ist Abuam, wo sich der ansehnliche Handel (Datteln) konzentriert. — Tuat, eine große Dasegruppe, steht nur in losem Abhängigkeitsverhältnis zu Marocco. Tuat wurde von Gerhard Rohlfs erforscht, besitzt 300 000 Einw., teils Araber, teils Berber, die stark mit Negern gemischt sind, und produziert hauptsächlich Getreide und Datteln. Unter den zu Tuat zählenden Däsen sind Tidikelt und Gurara, Wogerut, die wichtigsten. Die Hauptstadt heißt Insalah, 129 Meter über

dem Meere. — Die Dase zigig mit 12 000 bis 15 000 Einwohnern produziert Datteln und unterhält einen sehr lebhaften Handel mit Algier.

Die Sahara.

Heinrich Barth hat die große Saharawüste, deren Areal sich auf 6 662 000 Quadratkilometer beläuft und deren Bevölkerung ca. 3 700 000 Köpfe zählt, so daß auf zwei Quadratkilometer ein Bewohner entfällt, in drei Abteilungen geteilt: in das zwischen dem Meere und 3° westl. L. v. Gr. gelegene Gebiet der maurischen Stämme, in das Gebiet der Tuareg oder Imoschagh und in das Gebiet der Tegu oder Teda. In dieser Einteilung läßt sich in der That noch festhalten. Der westliche Teil der Sahara ist uns nur dürftig bekannt.

Den Franzosen gebührt das Verdienst, das wenige errungen zu haben, was wir über die westliche Sahara wissen. Vermehrt werden unsere Kenntnisse ohne Zweifel sehr bedeutend durch die von Dr. Lenz von Tarudant nach Timbuktu und von hier an den Senegal ausgeführte Wüstenreise, von welcher der Forscher erst jüngst zurückgekehrt ist und als ein Hauptresultat seiner Reise die Unmöglichkeit einer Inundation der westlichen Sahara, wie sie von Sterktschley auf Grund ungenauer Kenntnisse des Terrains geplant wurde, dargethan hat. Die nahe der Meeresküste gelegenen Landschaften Tigris, Ragg, Ndrar, Walata (El Hodh) und Taganet haben vorzüglich die Franzosen Panet und Vincent erforscht und das, was sie erkundet, ist das einzige, was wir über die berührten Landstriche überhaupt wissen. Panet zog 1850 von St. Louis aus längs der atlantischen Küste durch das Gebiet der Trarza auf wellenförmigem Sand- und Kiesboden, ohne alle Vegetation und erreichte die Landschaft Ndrar oder Nderer, die zuvor nur nach Erkundigungen bekannt war. Ndrar ist ein von Berbern bewohntes Bergland, im Norden von einem Sanddünergürtel umsäumt und besteht aus den drei Orten Schingeti, El Mufga und El Arghe. Schingeti ist ca. von 250—300 Köpfen bewohnt, ein Barakenhaufen in einem sandigen Thale, hat Dattelpflanzungen und treibt Handel nach Marokko und an den Senegal. Europäische Waren wurden größtenteils gegen Steinsalz umgetauscht, das verschiedene Stämme von der „großen Sebcha“ herbeibringen, einem sechs Tagereisen von Schingeti entfernten Steinsalz bergenden Landstrich. Das Steinsalz wird in Platten von 1 Meter Länge und 25 Zentimeter Breite geschnitten und bildet die Münzeinheit des Landes. Die Regierung führt ein Marabut. Die Sitten der Bewohner lassen viel zu wünschen übrig; der hier herrschende

Handelsgeist schließt, wie berichtet wird, jede Spur von Wohlthätigkeitsfönn und Gastlichkeit aus. Die Berber in der Umgebung von Ndrar treiben ausschließlich Viehzucht, sind aber gastfreundlich, indes nicht besonders reinlich. Die Hauptstadt von Ndrar ist Wad an, ein etwas größeres Städtchen als Schingeti.

Das Gebiet nördlich vom Senegal und südlich von Ndrar die schon erwähnten Landschaften Taganet und Walata (El Hodh) erforschten 1860 gleichfalls Franzosen (Burel und Minu Sal). Der Hauptort von Taganet ist Tis hit, eine Karawanenstation, der von Walata (Birru) Walata. Letztere Stadt besteht aus sorgfältig gebauten, schön bemalten Häusern und ist ein namhafter Handelsort. Von Walata aus zweigt eine wichtige Karawanenstraße nach Aranan, eine andere nach Jafalame in Massina, eine dritte nach Kassambara in der Landschaft Bachumu. Die Umgebung von Walata ist trocken öde, wie denn der gesamte Charakter der Landschaft zwischen dem Ozean, Senegal und Niger bald wüsten- bald steppenartig ist, eine Kultivierung des Bodens nicht zuläßt und so seine Bewohner auf den spärlichen Ertrag der Viehzucht und den Karawanenhandel angewiesen hat. Die Bewohner leben in beständiger Fehde unter einander.

An der Grenze der Wüste, an dem großen Knie des Niger, liegt die berühmte „Königin der Wüste“, die bedeutende Handelsstadt Timbuktu (243 Meter über dem Meere). Die Stadt hat von ihrem ehemaligen Glanze viel verloren. Dr. Lenz, der sie jüngst besuchte, schreibt, daß sie gegenwärtig nur mehr ein Schatten ihrer einstmaligen Größe und Bedeutung sei und circa 20 000 aus Arabern und Negern zusammengesetzte Bewohner habe. Die Stadt selbst hat enge und unausgezeichnete Straßen. Eine kleine Tagereise südlich von der Stadt strömt der Niger, dort zu Lande Nil genannt. Die Hafenstadt ist Kabra. Handel und Industrie von Timbuktu sind nicht bedeutend; der Export beschränkt sich wesentlich auf Straußenseiden und Gummi, wenig Elfenbein und Gold; dagegen kommen noch viele Sklaven aus den Bambaraländern über Timbuktu und nach den mohammedanischen Mittelmeerländern. Der Import besteht aus Salz, Mehl, Zucker, Thee, Korallen, Baumwollstoffen zc. Die Münzeinheit ist das Mitgal Gold, welches hier etwa 12 Franken, in Aranan 9—10 Franken gilt. Die Scheidemünze bilden Kaurischnecken, von denen man ungefähr 4000—4500 um 5 Franken bekommt. Das Emporkommen der Stadt verhindern die beständigen Kriege zwischen den Tuaregs und den Fellatah von Massina, welche die Kommunikation auf dem Niger behindern. Einen eigentlichen Oberherrn, Sultan oder König kennt Timbuktu nicht. Die Verwaltung besorgt ein Kahia (etwa ein erblicher Bürgermeister),

welcher aus der durch den Sultan von Marocco nach Timbuktu verpflanzten Familie der Rami stammt. Der Karawanenverkehr der Stadt ist hauptsächlich nach Marocco und Tuat gerichtet. Ein wichtiger Ort zwischen Auran und Tarudant ist das mitten in der großen Wüste gelegene Taudeni.

In dem von den Tuareg oder Imoschagh bewohnten Teile der Sahara ist das an Tuat, Ghadames und Jéssan grenzende Stammland der Tuareg, das Ahaggar- oder Hogarland gelegen, das bis auf den heutigen Tag noch nicht erforscht ist und das wir nur nach den vorzüglich auf Erkundigungen beruhenden Nachrichten Dr. Barth's und Henri Duveyriers kennen. Es wird als ein echtes Alpenland geschildert, mit langen zerflüßelten Bergketten und prachtvollen wohlbewässerten Thälern. Drei große Längenthäler laufen radienförmig vom zentralen Kerne des Tuareglandes aus und bezeichnen zugleich die drei Hauptwasserläufe: das Wadi Iggharghar (Norden), das Wadi Tafassassjet (Südosten) und das Wadi Tirhehert (Westen). Selbst Seen sollen sich in dem Lande finden, in welchen vielleicht Krokodile anzutreffen sein werden, die ja schon in einem Seitenthal des Iggharghar, in den Seen von Mithero, gefunden worden sind.

Die Bewohner des Ahaggarlandes, die Tuareg (Singular: Targi), zerfallen in mehrere Stämme, an deren Spitze unabhängige Chefs stehen. Das Geschäft der Tuareg ist der Krieg. Sie besitzen vortreffliche Waffen und Reitkamele und sind von Natur aus tüchtige und tapfere Krieger. Abgesehen von ihrer natürlichen Anlage werden die Tuareg noch durch ihre Frauen zur Tapferkeit angeeifert, die in ihren Gefängen die Feigheit verspotten, den Mut aber verherrlichen. Den Kampf sind die Tuareg stets zu üben und zu pflegen gleichsam verurteilt, denn sie sind seit Jahrhunderten von Nachbarn umringt, die ihre erbittertesten Feinde sind, besonders von den Schaamba, arabischen Stämmen, die sie unablässig befehlen. Mit dem Kriegshandwerk in vollem Einklange steht die bei den Tuareg gepflegte Sitte, Karawanen als bewaffnete Garde gegen Entgelt das Geleite zu geben. Dabei haben sie sich, da sie infolge ihres nomadischen Kriegerlebens auch kühne Räuber sind, oft an dem Eigentum der Karawanen vergreifen, ja ganze Expeditionen niedergemetzelt, wie jene des Fräz. Tinne, des Obersten Platters, E. v. Barys. Die hervorragendsten Stämme der Tuareg sind die Asgar und Hogar, Kelowi Tiffa, die Sakomara, die Auelimiden u. a. m. Sie sind ein schöner, bräunlicher Menschenschlag mit kaukasischen Gesichtszügen. Ihre Tracht ist von der Tracht anderer Wüstenstämme dadurch unterschieden, daß sie einen Gesichtsschleier (Littham) tragen. Ihre Zahl dürfte 300 000 erreichen. Die Tuareg sind sämtlich fanatische

Mohammedaner. Die Hauptstadt des Ahaggarlandes ist Ideles.

Südlich vom Hogarlande ist die Dase Mir oder Asben, eine mächtige Gebirgsgruppe, deren Thäler mit großen Mimosenwäldern und anderer Vegetation bedeckt sind und im September und Oktober von starken Regengüssen heimgesucht werden. Hier wohnen die Tuareg vom Stamme der Kelowi, daneben auch Neger. Die Hauptstadt der Dase, Agades, war ehemals blühend und besaß an 50 000 Einwohner, während sie derselben jetzt kaum 10 000 hat. Andere Städte sind Tintellust, Imenan, Asanares. In Mir vereinigen sich eine Anzahl von Karawanenstraßen von allen Weltgegenden. Die Bewohner der Dase treiben Salzhandel und verfertigen Lederwaren.

Zu dem von Tebus oder Teda bewohnten Territorium der Sahara gehören die Däsen Kanar oder Enneri Tuge, Bilma und Agadem, sämtlich an der großen Karawanenstraße von Jéssan nach Bornu gelegen, deren Bewohner Salzhandel treiben und überhaupt dem Handel obliegen. Kanar ist auch mit Ghat durch eine Karawanenstraße verbunden.

Das eigentliche Stammland der Teda ist Tibesti oder Tu, welches uns durch Dr. Nachtigal erschlossen wurde. Tibesti soll nach Nachtigals Vermutung mit dem Gebirgsstock des Hochlandes Ahaggar im Zusammenhange stehen und das an der Südgrenze Jéssans gelegene Tümmogebirge dürfte den Zusammenhang der beiden Hochländer vermitteln. Dr. Nachtigal erforschte das Land auf der Karawanenstraße von Jéssan kommend, die sich über Tibesti bis Borku und Wadai zieht. Die Landschaft stellt ein von Nordwest nach Südost gerichtetes Gebirgsmassiv von mehr als 700 Kilometern Länge dar. Seine Breitenausdehnung zu bestimmen war bisher nicht möglich. Die höchste Erhebung stellt der massige Tarso (2400 Meter) im nordwestlichen Teile dar. Im Südosten soll der Emi Kussi die höchste Erhebung sein. Das Gebirge ist vulkanischer Natur; an manchen Stellen sprießen Thermen aus der Erde hervor. Der östlichste Teil des ganzen Massivs ist die Landschaft Wadjanga und Ennedi, von wo aus der Karawanenverkehr nach Kufra und an die Meeresküste getrieben wird. Das Hauptzentrum der Bevölkerung, Bardai, liegt an der Nordseite des Gebirgsmassivs. Tibesti wird vom Passate bestrichen, hat ein warmes Klima (die höchste Temperatur, die Dr. Nachtigal beobachtete waren 40° C.) und häufigen Regenschall, ohne den die Gartenkultur und Dattelpflanzung nicht gedeihen würde. Die Dattelpalme spielt die größte Rolle in der Ökonomie der Einwohner Tibestis, obgleich sie keineswegs auch nur annähernd in solcher Menge und Güte wie in Jéssan vorkommt. Andere Frucht bäume sind der Granat-

apfel- und der Feigenbaum. Wein wird nicht kultiviert. Kamele und Schafe, gute Esel und Ziegen liefert die Viehzucht; Pferde und Hühner sind selten. Die Bewohner des Berglandes nennen sich Teda und hatten früher eine große Verbreitung in der Wüste. So haben sich diejenigen, welche früher Kusra bewohnten, nach Tibesti zurückgezogen. Die Bewohner von Borku werden von den Teda unterschieden und führen den Namen Amā Borkū, d. h. Leute von Borku, ebenso diejenigen, welche im Süden des Landes, im Gebiete des Bahr-el-Ghazal wohnen, welche Dasa heißen.

Die Einwohnererschaft von Tibesti ist durchaus homogen, denn es hat sich in ganz Tu kein einziger Araber von Bornu angesiedelt. Die Teda sind im Durchschnitt von bescheidener Mittelsgröße, proportioniertem, zierlichem Körper und sehr mager. Ihr Körper macht den Eindruck großer Beweglichkeit und elastischer Leichtigkeit. Ihre körperliche Gewandtheit, namentlich im Laufen und Springen, ist staunenswert. Ihre Hautfarbe ist dunkel, allein doch durchschnittlich heller, als jene der Bewohner des Sudan. Geistig sind sie ein ausgezeichnet veranlagtes Volk und besitzen einen gewissen Hang zur Eitelkeit. Sozial teilen sie sich in Edle und Volk. An der Spitze des Gemeinwesens stehen Fürsten, „Dardai“, die aus den Häuptlingsfamilien der Stämme gewählt werden. Die Teda sind Mohammedaner. Ihre Bewaffnung ist eine gute und zeichnet sich durch das sogenannte Wurfspeer (Midschri, Schandernagor) aus, welches ca. 3 Spannen lang ist, mehrere Metallfortsätze hat und welche den Teda als Lieblingswaffe gilt, die sie vortrefflich handhaben. Die Bewohner von Tibesti betreiben Gemüsekultur, Dattelpflanzung, Viehzucht, obliegen der Jagd und dem Handel. Ihr energischer, rastloser und zäher Sinn hat sie zu vortrefflichen Kaufleuten gemacht. Kleinere kaufmännische Reisen unternehmen sie nach Borku, Wadjanga, Ennedi, Kanem und Wadai. Ihre Hauptziele bleiben aber Gessan und Borku. Der Verkehr mit Gessan, das vortreffliche Datteln liefert und wo europäische Produkte angehäuft werden, ist ihnen fast unentbehrlich geworden. Da die eigenen Produkte des Landes sehr geringe sind, so ist an einen bedeutenderen Export nicht zu denken, man exportiert nur die großen schwarzen Schafe, Kamele, Felle, importiert dagegen Getreide, Datteln, Baumwollstoffe. Eine schlechte Baumwollstoffsorte (Cham) bildet das Tauschmittel, daneben wohl auch der Maria-Zheresiathaler, den man in Ermangelung von Kleingeld auch mechanisch zerteilt.

Sudan.

Das ausgedehnte Gebiet des Sudans mit seinen zahlreichen Völkerschaften ist uns im zen-

tralen östlichen Teile viel besser bekannt als im westlichen. Die Landschaften innerhalb des großen Nigerbogens sind zum größten Teile noch völlig unbetreten, während z. B. Bornu in mancher Hinsicht zu den bestbekannten Territorien Afrikas gehört. Der Sudan ist das Kernland der echten afrikanischen Negerrasse; er liefert den größten Anteil der Waren, die als echtafrikanische gemeinhin auf den europäischen Märkten erscheinen, z. B. das Elfenbein, Straußensfedern, Goldstaub, Senna u. v. a. Vom westlichen Rande des Sudans, vom Mittel- und Oberlaufe des Niger, zieht sich durch den ganzen Sudan bis an den Nil eine Reihe von Staaten, die mit ihrer für die Verhältnisse des afrikanischen Kontinents ziemlich entwickelten Kultur, wenn einmal die Kommunikation mit dem Sudan durch moderne Verkehrsmittel hergestellt sein wird, für Europa hoch bedeutend werden. Am Oberlaufe des Niger bestanden schon im 12. und 13. Jahrhundert blühende Reiche, die indessen versielen. In neuerer Zeit erhob sich im Westen wieder das wadere Volk der hellfarbigen Fellata (Zulan, Pullo, Zulla), welches als eroberndes Hirtenvolk weit nach dem Osten vorgebrungen ist und eine Reihe von Staaten begründet hat.

Die Reihe der Sudanstaaten eröffnet im Westen das Fellatareich Massina (Dr. Lenz hörte nur Moasina aussprechen), dessen Territorium ungefähr von der Einmündung des Bahr in den Niger in ziemlicher Breite an beiden Ufern des Flusses von Djenne bis gegen Timbuktu reicht. Massina hat Dr. Barth erforscht und er beschreibt das Land als mit bebauten Fluren bedeckt und malerische Partien aufweisend.

Massina war das erste Reich, welches die Fellata begründet, nachdem sie über die Nigirvölker des äußersten Westens die Oberhand gewonnen. Die Politik der Fellata war überhaupt die der Eroberung, Staatengründung und gewaltsamen Verbreitung des Islams. Auf die Negervölker blieb die Ausbreitung der Eroberer nicht ohne Einfluß. Namentlich im Westen fanden vielfache Mischungen mit den Negern statt und es entstanden die Mischvölker der Torodos, Djallonki, Essilbe, Essilbawa, Djawambe und Soromawa. Die Fulbe sind vom Hause aus ein Nomadenvolk, doch haben sie von den sesshaften Negern den Ackerbau, häusliche Einrichtungen und Handwerke gelernt, besonders in den Städten, ja sie haben, mit Anlagen und einem gewissen Schönheitsinne begabt, in vielen Stücken ihre Lehrmeister übertroffen. Ihre Webereien, Gerbereien, Färbereien und Schmiedearbeiten stehen an einzelnen Orten in hoher Blüte, die Produkte derselben in großem Ansehen. Auch Schulen richteten die Fellata ein, wo im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Arabischen unterrichtet wird. Die gesamte Fellatabevölkerung zerfällt in Freie und Sklaven und

wird auf 7 bis 8 Millionen Köpfe beziffert. Was den physischen Charakter der Fellata betrifft, so sind sie von zierlichem, hagerem Wuchse, edlen Gesichtszügen und stolzer, ernster Haltung. Jedenfalls sind sie, wie Rohlf's meint, bei weitem der schönste Menschenschlag des Sudans. Ihre Hautfarbe ist gelb wie matte Bronze. Sie sind zuverlässig, offenerherzig und von einer großen Entschiedenheit des Charakters. Die südlichen Nachbarn der Fellata auf dem Territorium von Massina sind die Mandingo, deren östlicher Verbreitungsbezirk uns nicht näher bekannt ist. Sie wohnen zwischen dem Ober- und Unterlauf des Niger in den Landschaften Baninko, Juluna, Tombo, Mossi und Gurma bis gegen Assanti und Dahome. Die nordöstlichen Nachbarn der Fellata von Massina sind am Rande der Wüste die Songhayneger, welche ehemals in der Geschichte des westlichen Mittelafrika eine wichtige Rolle gespielt haben. Sie zerstörten nämlich das Reich Ghana und begründeten jenes von Mali. Die Songhay sind von zierlichen Formen, dunkler bräunlicher Hautfärbung und krausem Haar. Ihre Hauptstadt ist Gagh'o am Niger. Die Songhaysprache, ein unter den Neger Sprachen isoliert dastehendes Idiom, herrscht über Timbuktu und viele Oasen der Sahara hinaus.

Am mittleren Niger und im Osten desselben begründeten die Fellata gleichfalls einen Staatenkomplex, der nach dem der Mehrheit nach vorherrschenden Negervolke, den Hausa, gewöhnlich die Hausastaaten genannt wird und aus den Reichen Zgwandu (Gwandu, Gando), Sokoto (Segseg) und Adamana oder Zumbina besteht. Sokoto und Zgwandu (erstes mit Adamana 438 300 Quadratkilometer und 12 Millionen Einwohner, letzteres 213 640 Quadratkilometer und 5½ Millionen Einwohner umfassend) sind die bedeutendsten Reiche unter den drei Staaten und umfassen eine Reihe tributpflichtiger Länder, worunter die Sultanate Bantschi oder Jakoba, Kano, Keffi, Katsena u. a. m. Das ganze Gebiet des Sokotoreiches ist eine große gebirgige Hochebene mit bedeutenden Erhebungen, namentlich in dem zentralen Teile derselben, dem Gora-gebirge. Die Gebirge bestehen meist aus Granit und bergen offenbar einen großen Metallreichtum. Man fördert jedoch nur die zwei Metalle zu Tage, die an der Oberfläche erscheinen, Zinn und Eisen. Auch Antimon wird gewonnen. Die Vegetation ist eine äußerst mannigfaltige. Palmen, Myrrhen finden sich hier, aber besonders zahlreich der Butterbaum, aus welchem die Schibutter gewonnen wird, ferner alle afrikanischen Getreidearten mit Ausnahme des Weizens, der nur im Norden und Osten gebaut wird. Die Fauna entspricht dem Pflanzenreichtum an Menge der Arten. Die Völkerstämme, welche das Gebiet zwischen dem Ninné und Niger bewohnen, sind die körper-

lich und geistig am meisten entwickelten von Zentralafrika. Fast die ganze nördliche Hälfte haben die Hausaneger inne, ein Stamm, in dessen Körperformen und Gesichtszügen der eigentliche Negertypus sich am meisten erhielt. Selbst wo die Vermischung mit Berbern oder Fellata stattgefunden hat, hat das schwarze Element als das stärkere den Sieg behauptet. In intellektueller Beziehung stehen die Hausa allen anderen Stämmen voran; sie brachten es zur Bildung geschlossener Staaten, die zum Teile schon eine Geschichte haben, wie Bornu, Sokoto, Bantschi, Saria, Kano, Gando, und ihre Sprache ist bis zum Niger hinab die herrschende geworden. „Wenn die Hausa“, schreibt Rohlf's, „in manchen technischen Künsten, in der Anfertigung von Zeugen, Kleidern, Matten, Geräten, Stickereien und Glasarbeiten von den Nyse-, Aso- und Bassanegern übertroffen wurden, so darf man nicht vergessen, daß diese Stämme ihre Kultur von der Küste her durch die Yoruba empfangen, die Hausa aber sich selbständig gebildet haben“. Südlich von den Hausa wohnen eine Menge verschiedener miteinander verwandter Negerstämme: die Gere, Bolo, Bara im Norden, die Gali und Befe im Osten, dann die Kiffi, Dscheraua, Ringer, Germana, Bankalaua, Kubaua, Kynaua, Abjaua, Kaddera, Kado, Kadsche, Dschaba, Tomi, Aso, Baffa, Koto, am Niger die Nyse (Nyse). Ein Drittel der Bevölkerung ist für den Islam gewonnen, namentlich im Norden, während das Landvolk keinen religiösen Kultus kennt oder dem Götzendienste huldigt.

Rohlf's hält dafür, daß angesichts der reichen Produktionsfähigkeit der Hausastaaten der Handel Europas sich dereinst diesen in ausgedehntem Maße zuwenden wird. Für Dampfer bis drei Meilen Tiefgang ist der Niger bis oberhalb Nabba und der Ninné, gleichfalls eine bedeutende Strecke hinaus jederzeit zu befahren. Durch Errichtung besetzter Faktoreien längs des Niger und dem linken Ufer des Ninné wären die räuberischen Stämme der Eingebornen leicht in Schach zu halten und die zivilisierende Macht eines geregelten Handelsverkehrs, würde nicht verfehlen, auch an ihnen sich bald auf das Vorteilhafteste zu bewähren. Handelsgegenstände der Hausastaaten sind selbstgefertigte Baumwollstoffe, gegerbte Ochsenhäute, bunt gefärbtes Ziegenleder und namentlich Gurrüffe. Die letzteren, auch Kolanüsse genannt, sind eines der verbreitetsten Heilmittel bei den zentralafrikanischen Völkern. Die Nuss wächst in der Größe einer Kastanie auf staudenartigen Bäumen, ihr Inneres ist dunkelrotbraun, von angenehmem bitterem Geschmack und hinterläßt einen süßlichen, süßholzartigen Nachgeschmack. Die Araber schreiben ihr eine starke erotische Kraft zu. Die Gurrüffe werden durch ganz Nordafrika versendet; man findet sie so gut in Tripoli,

wie in Sierra Leone, überall gleich beliebt und gern genossen.

Das Igwalandreich, im Westen von Sokoto, besteht aus einer Menge von Provinzen, die locker unter einander verbunden sind, so Kebbi, Mauri, Saberma, Dendima, Borgu, Gurma, Jauri, Nupe u. a. m. Saberma produziert Natron, Nupe hat eine blühende Baumwollendustrie. Der Handel konzentriert sich am Niger. Der Gesamthandel der Hausstaaten pulsiert nach zwei Richtungen, nach Norden, wohin ihn die Tuaregs vermitteln, und nach Süden, den Niger entlang, wo sich seiner die Engländer schon seit Jahren eifrig annehmen. Die wichtigsten Städte der Hausstaaten sind: Sokoto, ehemals Haupthandelsstadt des gleichnamigen Reiches mit Leder-, Baumwoll- und Eisenwarenfabrikation und 20—22 000 Einwohner, Wurao, jetzige Hauptstadt, Kano, (30 000 Einwohner), Zentralpunkt des Handels am östlichen Niger, Bābāgil, (20 000 Einwohner), Badarana, (10 000 Einwohner), Jakoba oder Garo-n-Bautschī (150 000 Einwohner), Gando, Saria, Abdessenga, Katsena, Flori (70 000 Einwohner), Sarafi, (40 000 Einwohner), Sai, Bussa, Bidda, Egan.

Das Reich Adamaua oder Zumbina (angeblich 130 000 Quadratkilometer) an beiden Ufern des mittleren Vinuē, mit Bergland, dessen Süd-, Ost- und Westgrenze uns noch nicht genau bekannt sind, hat ein gesundes Klima, reiche Vegetation, (Bananen, Ölpalmen, Butterbäume, Zuckerrohrarten, Erdmandeln, Baumwolle) und wird ein großes Gebiet für den Handel werden, sobald einmal eine nur einigermaßen geregelte Schifffahrt auf dem Vinuē hergestellt sein wird. Die Bewohner, meist heidnische Neger, von dem Stamme der Batta, Marghi, Fali und Mbun, sind von den Fellata überflügelt worden, welche eben das Reich begründeten. Die Hauptstadt Zola, (12 000 Einwohner) ist Sitz eines Sultans, der im leichtesten Abhängigkeitsverhältnis zu Sokoto steht.

Um den Tjadsee gruppieren sich die Reiche Bornu, Bagirmi, Wadai und Kanem. Bornu ist der größte und mächtigste unter diesen Staaten. Das Gebiet dieses Reiches erstreckt sich zwischen 10° und 15° n. Br. und 10° bis 17° östliche L. v. Gr. und umfaßt etwa 133 250 Quadratkilometer mit 5 Mill. Einwohnern. Das Land ist eine ausgedehnte Ebene, von wellenförmigen Hügelzügen unterbrochen, von der Nordseite von der Wüste begrenzt, oft von derselben unterbrochen. Die Bevölkerung ist auf die großen kulturfähigen Eilande, die durch das Hineingreifen der Wüste gebildet werden, zusammengedrängt. Hauptstrom des Landes ist der Komadugu mit dichtbewaldeten und bevölkerten Ufern. Das Klima von Bornu ist sehr heiß, namentlich vom März bis

Juni, wo die Temperatur oft bis 40° C. erreicht und durch die heißen Süd- und Südwestwinde unerträglich gemacht wird. Im Mai herrschen heftige Stürme und Regengüsse. Im Oktober verlieren sich die während der heißen und Regenzeit über dem Lande lagernden fiebererzeugenden Nebel und den Winter über herrscht eine angenehme Temperatur. Das Hauptkontingent der Bevölkerung bilden die Kanuri (1½ Millionen); sonst wohnen im Lande noch Maja (Kotoko) oder Melarineger, dann zerstreut Araberstämme, ferner Teda, Hausa und a. m.

Dr. Nachtigal beschreibt die Kanuri als nicht groß, plump, grauschwarz und rotschwarz, ohne elastische und energische Bewegung. Besonders die Frauen seien häßlich. Dem Charakter nach gelten die Kanuri für gutmütig, furchtsam und indolent, wie sie auch nicht besonders reinlich sind. Ihre Sprache ist eine völlig selbständige und hat nur mit der Tschuaprahe einige Verwandtschaft. Sonst sind sie außerordentlich rührig und unternehmend, soweit sich dies mit ihrem Mangel an Mut verträgt, und intelligent in ihren Kombinationen. Sie haben eine große Geschicklichkeit, sich Fremdes anzueignen, sind fleißig und auch in Kunstfertigkeiten geübt. Sie sind Ackerbauer, während die Araber (Schua) der Viehzucht obliegen. Produkte von Bornu sind die allgemeinen Mittelafrikas. Der Baumwuchs besteht aus Akazien, Tamarinden, Palmen. Kultiviert werden Indigo, Baumwolle, Durra, Mais und Erdnüsse. Die Fauna ist reichhaltig; als vorzügliches Haustier gilt das Pferd und das Rind. Industrieerzeugnisse sind Lederwaren, schöne Hausgeräte, Holz- u. Eisenwaren zc. Der Handel wird schwunghaft betrieben, namentlich auf den Märkten der Hauptstadt des Landes Kuka. Der Sklavenhandel ist in hoher Blüte. Dr. Nachtigal erzählt, daß die gangbarste Klasse der Menschenware der sogenannte Sedasi sei, d. h. der vom Fußknöchel bis zur Spitze des Ohres sechs Spannen messende männliche Sklave, dessen Maß einem ungefähren Alter von 12 bis 15 Jahren entspricht und dessen Preis den Stand der ganzen Ware kennzeichnet. Der Marktverkehr in Bornu ist außerordentlich erleichtert durch die vollständige Handels- und Gewerbefreiheit und durch die Einführung eines offiziellen Marktwertes. Allgemein gültige Münze ist der Maria-Theresienthaler, welcher in 120—130 Kottel zerfällt und ungefähr 4000 Kaurimuscheln aufwiegt. Das gangbarste Kaufmittel der Nachbarn bilden Baumwollensstreifen, Glasperlen u. a. m. Ein Baumwollensstreifen kommt 4 Kotteln gleich, gilt also etwa 12 Pfennig. Die Produkte des Landes sind sehr billig, eine Milchkuh kostet in Bornu 3 bis 5 Maria-Theresienthaler, ein gutes Reitpferd 15 bis 24 Thaler, ein Schaf 1 bis 1½ Thaler. Die Bornuaner Kaufleute

arbeiten übrigens auch mit Kredit. Dies wissen die Händler aus dem Norden und schlagen vor: sichshalber gleich 100% auf den Preis ihrer Ware. Das Kapital ist, wenn kreditiert wurde, sehr schwer wieder zu erhalten, was die Kaufleute von Tripoli und Murfuk davon abgebracht hat, ihr Geld nach Bornu zu tragen und die Verlegung ihrer Handelsinteressen nach Wadai und den Haussaataaten zu betreiben; das Kreditwesen ist eben bei dem lebhaften Pulsieren des Handelsverkehrs gar nicht geregelt.

Die Karawanen nehmen ihren Weg von Bornu meistens durch die Wüste über Murfuk nach Tripoli. Die Reise ist jedoch unsicher und häufig wurden Karawanen völlig ausgeplündert, so daß man sich sogar mit dem Gedanken trug, die Karawanen über Nir und Ghadamesch nach Algier zu dirigieren. Gerhard Rohlfs hält dafür, daß der Europäer mit dem Araber auf dem Wege von Norden, der 6 bis 8 Monate dauert, nie konkurrieren können und macht darauf aufmerksam, wie vorteilhaft es wäre, vom Meerbusen von Guinea aus nach den reichen Tschadseeländern Handel zu treiben und zwar über Zola. „Würde man erst vorher den Handel auch nur bis Zola treiben, so wäre dies schon ein ungeheurer Gewinn, da die Bornuaner, Bagirmier und Haussaner sehr bald gewahr werden müßten, um wie viel vorteilhafter es für sie sei, die Waren dort von den Europäern selbst auszutauschen, als sie sich von den Arabern und Berbern auf dem weiten Wege durch die Wüste bringen zu lassen.“ Produkte, die aus Bornu exportiert werden können, sind: Pferde, Rinder, Esel, Schafe, Ziegen, Wildbret, Elfenbein, Straußenseiden, getrocknete Fische, Honig, Wachs, Häute, Felle, Getreide u. Es ließe sich nach Rohlfs' Versicherung auch der Anbau von Baumwolle, Tabak und Indigo sehr erweitern, sowie Gummis aus dem großen Mimosenwalde nördlich vom Tschad zu einem Exportartikel machen. Von europäischen Waren brauchen die Völker am Tschadsee Kattun, Tuch, Papier, Messer, Flinten, Nadeln, kleine Spiegel, Glaskorallen, Bernstein, Pulver, Blei, Schwefel, Salpeter, Salz, Zucker u. s. w. Ein großer Teil dieser Artikel, die gegenwärtig an den Tschadsee gelangen, ist deutsches Fabrikat und könnte im Falle direkter Handelsbeziehungen auch von deutschen Kaufleuten an Ort und Stelle gebracht werden.

Bornu, das in mehrere Provinzen geteilt ist, beherrscht ein Sultan, der sich mit einem Hofstaat umgeben hat und eine Armee erhält. Sultan Omar hat sich den deutschen Reisenden wiederholt freundlich erwiesen und wurde dafür vom deutschen Kaiser mit Geschenken bedacht. Hauptstadt des Reiches ist Kuka mit 50—60 000 Einwohnern. Andere volkreiche Städte sind Ngornu und

Dioga am Tschad, je 30 000 Einwohner zählend, Birni, Affagai, Sinder, Logone, Sogama, Ringoa, Dolo u. a. m.

Bornus östlicher Nachbarstaat ist Bagirmi (ca. 146 470 Quadratkilometer und 1½ Millionen Einwohner zählend), dessen Territorium sich am Unterlaufe des Schari ausbreitet. Der Boden des Landes ist vorwiegend Niederung, die Fauna und Vegetation wie in Bornu. Das Nashorn findet am Schari seine Westgrenze. Das Klima ist ein sehr heißes, dem von Bornu verwandtes. Bagirmi bewohnen neben den vom Schari gegen Westen dringenden Masanegern (Kotoko oder Mesari), einem reinlichen, intelligenten Volke, die echten Bagirmier, welche das isolierte Targimma sprechen, sich durch kräftigen Körperbau und Mut auszeichnen. Ihre Frauen, proportioniert und angenehm gebaut, werden als die schönsten Frauen des Sudan gepriesen. Die industrielle Tätigkeit des Volkes ist eine geringe. Die Viehzucht liegt in den Händen der zahlreich angesiedelten Schua- (Schoa-) Araber. Zu Bagirmi zählen die zahlreichen unterworfenen Heidenstämme im Osten und Süden des Landes: Sokoro, Sarua, Buakorbol, Bua Gankul, Nyillem, Sara, Ndamu, Tummot u. a. m. Sie sind sämtlich durch grausame Sklavenjagden dezimiert, welche der König von Bagirmi alljährlich arrangiert und die eine bedeutende Quelle seiner Einnahmen bilden. Dr. Nachtigal berichtet, daß die Völker Bagirmis fast alle von gleichmäßig schwarzer Farbe seien, sich durch hohen Wuchs auszeichnen, in physischer Beziehung die Fehler und Vorzüge primitiver Nationen besitzen. Der gelehrte Forscher fand Bagirmi bei seinem Besuche im Jahre 1872 in vollständiger Zerrüttung. An Gewerbe- und Handelsstätigkeit ist unter den despotischen Verhältnissen nicht zu denken und eben Bagirmi scheint unter den Tschadseereichen das am weitesten zurückgebliebene, vom europäischen Handelsverkehr so gut wie gar nicht berührte Land zu sein. Die alte Hauptstadt war Massenja, Residenz des Sultans, welche Sultan Ali von Wadai zerstört hat. Andere Städte sind Bidderi, Vusso, Gundi, Gogomi.

Das Reich Kanem, das Nordostufer des Tschadsees umsäumend und über die Bewohner der östlichen Tschadseeinseln gebietend, ist von Arabern (Melab-Sliman) und von den Kanembu bewohnt, unter denen die Kubarier die königliche Abteilung darstellen. Sie sind alle typisch; jeder einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau, ist hochgewachsen, fett und muskelreich. Im allgemeinen sind sie von edler Gestalt. Sie führen kleine Schilde, Speere, Lanzen und lange Armmesser, Wurfscheiben, Bogen und Pfeile. Pferde kennen sie nicht. Von Industrie ist bei ihnen, wie bei den Bewohnern der Tschadseeinseln, den Budduma oder Jedina, nicht

viel vorhanden. Diese sind starke kräftige Gestalten, treiben Viehzucht, Jagd und Fischerei, und gewinnen das Natron, an welchem ihr Boden eine große Ausbeute liefert. Kanem stand lange in politischer Abhängigkeit von Bornu und Wadai, ist aber gegenwärtig selbständig. Hauptstadt ist Mao; andere Orte Mondo, Nguri.

Das Sultanat Wadaï (ca. 319 000 Quadratkilometer, mit 3—6 Millionen Einwohnern) erstreckt sich von Wadjanga im Lande der Tebu bis 9° südl. Br. und grenzt im Osten an das ägyptische Dar For, im Süden an uns noch unbekannte Negerländer. Der Boden ist nicht besonders fruchtbar, die Vegetation und Fauna eine reiche, das Klima ein heißes aber dem organischen Leben sehr zuträgliches. Neben Palmenfrüchten werden dem Boden Dohn, Weizen, Reis, Mais, Melonen, Durra, Baumwolle und alle Arten von Gemüse abgewonnen. Auch die Ausbeute an Eisenstein und Rhinoceroshäuten ist eine bedeutende. Kamel- und Rinderzucht betreiben die im Lande wohnenden Araber, welche zwischen die im Süden und Zentrum wohnenden Neger (Tingur) eingebrungen sind. Auch Kaffern sollen in Wadai leben(?) Im Norden Wadaï wohnen Tebu. Die Herren des Landes sind die sogenannten Maba, welche das Bora-mabang, die allgemeine Verkehrssprache Wadaï, sprechen. Die Maba zerfallen in eine bedeutende Anzahl von Stämmen, unter denen die Kodoj, Uelad Djema, die Malanka, Madaba, Debba, Abissah, Warfa, Nassalid, Kaschemere und Kurunka die wichtigsten sind. Auch Kaufleute aus Bornu und Fellata haben sich im Lande festgesetzt. Die Individuen der herrschenden Rasse sind Neger mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen; aus ihrer Mitte allein darf der König geboren werden, sodas kein Prinz zur Regierung, (welche eine monarchisch tyrannische ist) befähigt ist, dessen Mutter nicht eine Maba gewesen. Bis in die neueste Zeit war Wadai für den Verkehr mit außen fast völlig verschlossen. Der Handelsverkehr beschränkte sich auf Wassereinfuhr von Dar For und Ägypten. Seit aber Ägypten Dar For in Besitz genommen hat, brach Wadai die Beziehungen zum Vizekönigreich ab und dirigierte seine Karawanen vorwiegend nach Norden an das Meer (Bengasi, Tripoli). Aber langsam hat sich der Sultan zum Handeltreiben entschlossen, wobei er der einzige monopolisierende Kaufherr ist. Drei Wege verbinden das Land gegenwärtig mit den Nachbarstaaten. Der eine führt nach Norden über Austra nach Bengasi am Mittelmeer und nach Ägypten; der andere über Borku und Tibesti nach Tripoli, der dritte durch Dar For nach dem Nil. Exportiert werden: Straußenfedern, Eisenstein, Tamarindenholz und Sklaven, importiert die im Mittelafrika gebrauchten europäischen Handelsartikel. Der Fürst handhabt die Regierung mit eiserner Strenge. Hauptstadt ist Abeschr. Früher

residierten die Sultane in Wara, wo der deutsche Reisende Dr. Vogel, wie Dr. Nachtigal, der Erforscher des Landes erkundet, hingerichtet worden ist.

Von den südlich von Wadamaua, Bagirmi und Wadai gelegenen Landschaften ist uns nur sehr wenig bekannt. Ein Diener Dr. Nachtigals gelangte bis 6° 7' südl. Br., ebenso der Grieche Dr. Potagos sehr weit nach Süden, allein erforscht sind die Gebiete, deren Einwohner zum Teil im Geruche des Kannibalismus stehen, durchaus noch nicht.

Senegambien.

1. Französisches Gebiet.

Die Weltlage der Landschaften zwischen dem Senegal, Gambia und Rio Grande ist eine kommerziell sehr günstige. Der große Reichtum von Naturprodukten, den die Küstenlandschaft, noch mehr aber ihr goldreiches Hinterland, birgt, veranlaßte die Franzosen, nachdem der Senegal im Jahre 1447 entdeckt worden war, zur Anlage von Kolonien, ja bereits im Jahre 1364 sollen normännische Schiffahrer Handelsniederlassungen an der Westküste Afrikas von der Mündung des Senegal bis zu Ende des Golfes von Guinea begründet haben. Seit 1620 beuteten Kaufleute aus Dieppe und Rouen die Komptoirs am Senegal aus und überließen dann ihre Rechte an die 1664 gestiftete „Compagnie des Indes Orientales“. Durch eine Reihe von Gesellschaften gingen die Ansiedelungen in Senegambien, welche im Laufe der Zeit durch weitere Erwerbungen vermehrt worden waren, an die Krone von Frankreich über, nachdem in dem Kriege mit England einzelne Punkte in den Besitz dieser Macht gelangt waren. Erst seit 1851 wandte die Regierung den senegambischen Besitzungen immer mehr ihr Augenmerk zu. Seit 1854 der thatkräftige General Faidherbe Gouverneur von Senegambien geworden war, blühten die Kolonien immer mehr auf und sollen heute ein Gebiet von 250 000 Quadratkilometern mit 220 000 Einwohnern umfassen. Durch eine Reihe von Kämpfen und Expeditionen gelang es Frankreich, die im Gebiete des Faleme und oberen Senegal, wie auch an dessen rechtem Ufer gelegenen Landschaften (Bambuk, Fulaadugu, Bambara, Kaarta) seinem Einflusse zu unterwerfen und in jüngster Zeit erreichten die französischen Vorposten, freilich unter beständigen Kämpfen, den Niger, sodas bis hierher sich der Einfluß der Franzosen erstreckt und die Negerhäuptlinge unter dem Protektorate der gallischen Republik stehen.

Einteilung. Das zur Kolonie Senegambien gehörige Areal zerfällt neben den Niederlassungen am Casamance in die unmittelbaren Besitzungen Frankreichs und in die Dependenz. Die ersteren umfassen das Arrondissement St. Louis mit

St. Louis, Dagana, Podor, Bakel (mit 141 700 Einwohnern) und den steuerpflichtigen Provinzen Dimar, Wallo und Nord-Cayor, sowie den der Steuer nicht unterworfenen Provinzen Toro, Zentral-Cayor und Damya, ferner das Arrondissement Gorée mit Gorée, Dakar, Rufisque, Kap Vert, Mbidjen, Kaolack, Sedhiu, Carabane, Rio Nuñez, Rio Pongo und Mellacorée (mit 71 000 Einwohnern). Sitz des Gouverneurs ist St. Louis.

Klima. Senegambien gehört zu den heißesten und ungesündesten Ländern der Erde. Die höchste beobachtete Temperatur soll 29° R. im Schatten, 52° R. (!) in der Sonne betragen haben. Die größte Hitze herrscht in der Regenzeit, d. i. von Juni bis November. Die feuchtwarme Luft erzeugt im Vereine mit einem schnellen Temperaturwechsel das gelbe Fieber, welchem die Europäer so leicht erliegen. Die gewöhnliche Temperatur beträgt 30° C. Während acht Monate wehen die heißen Saharawinde. In den gebirgigen Teilen ist das Klima etwas gesünder.

Bevölker. Werfen wir einen Blick auf die topographische Verteilung der Bevölkerung von Senegambien, so finden wir, daß die atlantische Küste entlang viele kleine, im Binnenlande aber größere Negerstämme angesiedelt sind. Auf dem Territorium zwischen der Küste und dem Niger ist der Negertypus überall sehr rein erhalten. Zwischen dem Senegal und Gambia wohnen in Wallo, Cayor und Salum zunächst die Djolof (Djolos, Wolof, d. h. die „Schwarzen“, im Gegensatz zu Füllah, die „Gelben“ oder „Braunen“), ein schöner Negerstamm mit glänzend schwarzer tiefdunkler Leibesfarbe. Sie sind intelligente, kräftige, zur Arbeit geschaffene Leute, munter, ungezwungen und sollen jedermann durch ein sehr einnehmendes Betragen gewinnen. Im Südwesten von dem Gebiete der Djolof wohnen die Serer oder Sarar mit den ihnen verwandten gliederreichen Sprachfamilien der Fulu (Fulup), Füllah, Bafars, Papel, den Balantes und Cassanques. Die Serer sind ein fleißiges Ackerbau treibendes Volk und bewohnen vorwiegend flache bewaldete Landstriche. Nordöstlich von den Wohnsitzen der Djolof saß ehemals das Volk der Serehule oder Sarakulé (Soninke), jener Stamm, welcher in der Blütezeit von Ghana das Hauptkontingent seiner Bevölkerung bildete. Dieses gründete nördlich von Massina das Reich Walata, ist gegenwärtig stark mit Berbern vermischt und wohnen in manchen Gegenden von Galam, dann aber vorzüglich am Rande der Wüste zwischen dem Senegal und Niger. Anstoßend an das Gebiet der Djolof und Fulu in den Hinterlandscapen von Sierra-Leone, dann vom Gambia und Casamance beginnend bewohnt die ausgedehnten Landschaften am Oberlauf des Niger bis gegen die Haussastaaten hin das vor den Eroberungen der Fellaata mächtigste

Volk, die Mandingo (Mallinke, Mandenke, Wafore, Wangara). Der größte Teil ihrer Wohnsitze ist noch wenig bekannt. Sie sind von hoher Statur, schlank, mit offenen Gesichtszügen des echten Negertypus. Dr. Barth schätzte die Zahl der Mandingo auf 6 bis 8 Millionen Seelen. Sie zeigen sich für die Zivilisation sehr empfänglich, betreiben die Hauptgeschäfte der Europäer in den Senegalländern und sind im Besitze des Großhandels im Sudan. Stammverwandt mit den Mandingo sind die Bambara und Susu. Die letzteren bewohnen den Landstrich vom Rio Nuñez bis zum Scarcias und einen bedeutenden Teil des Binnenlandes. Sie waren auf dem Felde der Eroberung in Westafrika abwechselnd Verbündete und Rivalen der Mandingo und teilen mit diesen wesentlich dieselben Schicksale. Die Bambara bewohnen das Land Segu am oberen Niger, vor dem Zusammenflusse des Stromes mit dem Bafio und werden ihrer Zahl nach etwa auf 2 Millionen geschätzt. Sie sind geistig minder begabt, dafür kriegs- und beute-lustig, aber auch thätige Landbebauer und Handelsleute. Neben diesen zwischen dem Meere und Niger ausgebreiteten Völkern bewohnen Senegambien im Norden auch Araber, Berber und Fellaata, welche letztere besonders im Futa Toron und Futa Djallon, dann im Gebiete der Djolof festen Fuß gefaßt haben.

Produkte. Die Vegetation ist in Senegambien eine äußerst üppige, aber keine mannigfaltige. Ausgedehnte Grasfabannen, welche in der trockenen Jahreszeit angezündet werden, wechseln mit Waldbeständen von Mangrove, Akazien, Affenbrotbäumen, Eibäumen, Pandanen, Tamarinden, Drachenblut- und Ebenholzbäumen. In die Waldvegetation schließt sich die Flora der kultivierten Pflanzen, der Baumwolle- und Kaffee-stande, des Gurrußstrauches, des Indigo, Tabaks, Zuckerrohrs, Manioks, des Schi-Butterbaums, Arachis (*Arachis hypogaea*) und Nams. Im nördlichen Teil von Senegambien gedeihen vortreflich Zitronen-, Orangen- und Johannisbrotbäume, dann Bananen. Der Ackerbau wird wegen des glänzenden Ertrags der Baum- und Strauchvegetation nur flau betrieben. Dafür hält die Bevölkerung mehr auf die Viehzucht, welche ausgezeichnete Esel, Ziegen, Schafe, Rindvieh, Kamele und Pferde liefert. Das Mineralreich liefert Eisen und Gold. Ersteres gewinnen besonders die Mandingo. Gold findet sich auf sekundärer Lagerstätte als Waschgold. Die ursprüngliche Lagerstätte desselben ist aber ein aus kristallinischen Schiefer und Quarziten bestehender Gebirgszug zwischen dem Oberlauf des Niger und Senegal. Von diesem Gebirge aus geht goldführendes Schwemmland sowohl nach Westen zum Goldlande Bambuk, zwischen dem Faleme und dem oberen Senegal, als auch nach Osten

zum Lande Bure am Oberlauf des Niger. Noch weiter aber erstreckt sich das goldführende Schwemmland, ein roter, etwas sandiger Thon, in südlicher Richtung, indem das ganze gewaltige Gebiet zwischen dem Oberlauf des Niger und dem atlantischen Ocean mit goldführendem Erdreich bedeckt zu sein scheint. Dieses Gebiet hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitze der erwähnte Gebirgszug (Kong) zwischen Senegal und Djoliba bildet, während als Basis die Meeresküste zwischen Kap Palmas und der Mündung des Voltaflusses angenommen werden kann.

Handelsbewegung und Verkehrsverhältnisse. Senegambien verspricht in neuester Zeit für den Verkehr mit dem Innern Afrikas bedeutend zu werden. Die Bemühungen der Kolonialverwaltung sind vorzugsweise darauf gerichtet, die Schifffahrt auf dem Senegal zu sichern und damit eine bequeme Handelsverbindung herzustellen. In jüngster Zeit sind von der französischen Regierung zwei Kredite bewilligt worden, welche dazu dienen sollen, eine Eisenbahnlinie zwischen St. Louis und Dakar (dieselbe ist bereits in Angriff genommen worden) und eine zweite an dem Niger zu errichten, und zwar zwischen Medina und Basulabe. Ferner soll eine Telegraphenlinie zwischen Dakar und St. Vincent auf den Kap Verdischen Inseln hergestellt werden. Expeditionen arbeiten bereits an der Tracierung der Bahn von Basulabe über Kita nach Damaku am Niger. Es ist nicht zu leugnen, daß es die hauptsächlichste Aufgabe der Franzosen ist, im Thale des Niger so schnell als möglich festen Fuß zu fassen. Die Exporte aus der senegambischen Kolonie bestehen gegenwärtig aus Elfenbein, Baumwolle, Gummi, Goldstaub, Wachs, Häuten u. Auch Straußenfedern werden in geringer Masse exportiert. Der Betrag der Ein- und Ausfuhr beläuft sich gegenwärtig auf ca. 16 Millionen Mark. Gummi geht über St. Louis, Goldstaub, Elfenbein, Wachs, Palmöl u. über den Gambia. Verbunden ist Senegambien mit Europa durch französische und englische Dampfer, wovon die ersten nach Südamerika verkehren, aber in Dakar anhalten, die letzteren die ganze afrikanische Westküste zweimal im Monate bestreichen. Die Post gelangt von Frankreich ein- bis zweimal in 13 bis 16 Tagen nach Senegambien. Die Kolonie ist wie manche andere französische, was Ertrag betrifft, passiv. — Münze, Maße und Gewichte sind die französischen.

Städte: St. Louis am Senegal 15 000 Einwohner, Sitz des Gouverneurs. — Gorée 2400 Einwohner. — Dakar 2800 Einwohner. — Rufisque 2500 Einwohner. — Bakel 2600 Einwohner. — Dagana 1200 Einwohner. — Bakel, Sennebu, Medina sind Forts im Innern.

2) Britisches Gebiet.

Die britischen Besitzungen in Senegambien (179 Quadratkilometer, mit 14 000 Einwohnern) bestehen aus der Kolonie an der Mündung des Gambia und einzelnen Punkten am Unterlaufe dieses Stromes, so der Elefantinsel, Georgetown (Mac Carthy), Keniebi u. a. Die Hauptstadt ist St. Marie of Bathurst (8000 Einw.), vermittelt die Ein- und Ausfuhr mit den Hinterlandscschaften. Exportiert werden hauptsächlich Erdmandeln und Öl, importiert Salz, Baumwollstoffe, Tabak, Glaswaren, Korallen, Flinten, Pulver u. a. m. Wert der Ausfuhr ist ca. 180 000 Mark, der der Einfuhr: ca. 175 000 Mark. Die Kolonie gehört zum Gouvernement Sierra Leone.

3) Portugiesisches Gebiet.

Die portugiesischen Niederlassungen, bestehend aus Cacheo, Farim, Bolor, Zighinchor, Geba, Bolama und Bissao (69 Quadratkilometer, 9000 Einwohner) sind stark im Verfall und lehnen sich in ihren kommerziellen Beziehungen an die Kap Verdischen Inseln an. Hauptort: Bissao.

Sierra Leone.

Die Küste von Sierra Leone (ungefähr 1211 Quadratkilometer mit 38 000 Einwohnern) an der Mündung des Rokelle und der beiden Scarries ist im Besitze Englands. Zur britischen Kolonie gehören: die Losinseln, die Halbinsel Sierra Leone, ein am rechten Ufer des Rokelle befindlicher Landstrich im Gebiete der Timanineger, und die Insel Scerbro mit ihrer nächsten Umgebung am Festlande. Die Kolonie treibt vorzüglich mit den Timani-, Kuranko- und Schimaineger Handel. Britische und französische Bestrebungen kreuzen einander an dieser Küste, denn auch französische, besonders Marseiller Handlungshäuser haben sich nördlich von Sierra Leone etabliert und den Franzosen ist die Entdeckung der Nigerquellen von hier aus vor kurzem gelungen. Auch die Briten streben immer weiter nach dem Innern und bereiten eine Expedition vor, welche den Handel des Nigertales nach Sierra Leone lenken soll, was unter Verhältnissen früher gelingen könnte, als den Handel nach dem Senegal zu leiten. Der Name des englischen Gouverneurs von Sierra Leone, Mac Cartley, soll, wie die Entdecker der Nigerquellen, Zweifel und Mysterium, versichern, bei allen Negerstämmen zwischen der Küste und dem Niger hochgeachtet sein, während die Franzosen am Senegal nur unter großen Schwierigkeiten vorrücken, wie das Schicksal der halbaufgeriebenen Expedition Gallienis in jüngster Zeit beweist.

Sierra Leone war lange Zeit hindurch der Platz,

wo die Briten befreite Negerklaven anzusiedeln sich bemühten. Die Rücksichten gegen die Schwarzen gingen so weit, daß hierdurch die weißen Kolonisten arg geschädigt wurden. Die Hauptstadt von Sierra Leone ist Freetown (12 000 Einwohner), Sitz des Gouverneurs und bedeutender Handelsplatz.

Interessant ist, was uns Soyaux über das gesellschaftliche Leben in Freetown erzählt. Das Gouvernement behandle die schwarzen und farbigen Unterthanen mit einer außerordentlichen Zuverlässigkeit, welche an ein Kokettieren mit Humanität und Philanthropie streife und in ihren Konsequenzen weder dem Einheimischen noch dem Eingewanderten zum Segen gereichen kann. Charakteristisch ist hierfür, daß z. B. der Ankömmling, wenn auch in halb scherzhafter Weise gewarnt wird, auf offener Straße gesprächsweise das Wort „Negro“ oder gar „Nigger“ oder auch das deutsche „Neger“ zu gebrauchen. Ein „blackman“, der das höre, könnte leicht Beschwerde wegen Beschimpfung führen. Selbst unter den Negern gilt das Wort „negro“ als Scheltwort und der portugiesisch sprechende Neger verlangt auch „preto“ d. h. Schwarzer genannt zu werden. Exportiert werden über Freetown aus den Hinterländern von Sierra Leone Palmöl, Safran, Goldstaub, Hölzer, Erdmandeln, Häute und Felle, Elfenbein u. a. m., importiert Glasperlen, Baumwollenzuge, Gewehre, Pulver, Tabak, Branntwein und allerhand Kurzwaren. Wert des Exports 7 Mill. Mark, des Imports 6½ Mill. Mark. Mit Europa ist Sierra Leone durch die Dampfer der zwei englischen Gesellschaften „African Steam-Ship-Company“ und der „British and African Steam-Ship-Navigation-Company“ verbunden, welche alle bedeutenden Küstenpunkte von Senegambien, Ober- und Niederguinea bis zur Kapstadt anlaufen und die Post vermitteln (1—2 Mal monatlich). Die letztere gelangt von England nach Bathurst und Freetown in 16 bis 20 Tagen.

Ober-Guinea.

Die Küste von Sierra Leone bis zur Bai von Biafra, Nord- oder Oberguinea genannt, ist eine außerordentlich fruchtbare Region, die jedoch teils wegen des heißen Klimas, teils wegen der Abneigung der eingebornen Bevölkerung gegen alle anstrengende Arbeit noch nicht recht ausgebeutet wird. Ursache an dem geringen Handelsverkehre dieses Küstenstrichs ist wohl auch der völlige Mangel eines guten Hafens, ja nicht einmal bequeme Rheden sind vorhanden. Nach den Produkten, die von dem einen oder dem anderen Küstenpunkte früher exportiert worden sind, erhielt die Küste von Guinea an einzelnen Punkten besondere Namen, so die Körner- oder Pfefferküste (von Sierra Leone bis zum Kap Palmas), die

Elfenbein- oder Zahnküste (von Kap Palmas bis zur Mündung des Assini), die Goldküste (von der Mündung des Assini bis Abba), die Sklavengküste (von Abba bis zum Delta des Niger). Der Sklavenhandel und der Handel mit Gold scheint auch die Kolonisation von Oberguinea hauptsächlich veranlaßt zu haben. Nachdem die Portugiesen die Küsten nach und nach entdeckt, traten im 16. Jahrhundert auch die Engländer an der westafrikanischen Küste auf. Ihnen folgten rasch die Niederländer nach und auch Dänen, Schweden und Brandenburger haben sich in Oberguinea vorübergehend angesiedelt. Im Jahre 1682 schickte der große Kurfürst von Brandenburg zwei Fregatten mit geringer Besatzung an die Goldküste, wo Ansiedelungen begründet wurden, die erst 1720 König Friedrich Wilhelm I. um eine sehr geringe Entschädigung abtrat. Die Holländer ihrerseits verkauften erst in jüngster Zeit (1872) ihren afrikanischen Besitz, nachdem die Dänen und Schweden ihre Forts schon früher aufgegeben hatten. Gegenwärtig haben nur noch die Briten an der Oberguineaküste Kolonien, die sie selbst unter Gefahren und Bedrängnis aufrecht zu erhalten bemüht sind. (Skantikrieg.) Auch einige selbständige Staaten haben sich hier entwickelt.

Das Klima der ganzen Küste ist ein mörderisches, der Gesundheit der Weißen sehr gefährliches, wie das Klima der Regionen am Äquator überhaupt. Die Bevölkerung bilden echte afrikanische Neger und zwar um Sierra Leone herum die Banyan, weiter südlich die Thapi, Laduma, Nalu, Vaga, Scherbro, an der Pfefferküste die begabten Beys, am linken Ufer des St. Paulsflusses die Bassa, Kru und Grebo oder Gedebo, welche nach einer Sage von den Eroberern des Binnenlandes, den Felata und Mandingo, aus dem Zairen in ihr jetziges Gebiet gedrängt worden sind. Die Kru sind große starke Leute und die einzigen Neger, die sich als Matrosen auf die Schiffe verdingen und als geschickte Bootführer einen guten Ruf genießen. An der Elfenbeinküste wohnen die Akekom. Östlich vom Fluß Assini bis an den Unterlauf des Nigir finden wir einen großen Völkerkomplex, dessen einzelne Stämme sprachlich mit einander sehr nahe verwandt sind. Die erste Gruppe bewohnt das Reich Aschanti, wozu die Aschanti, Assini, Fanti, Akim, Anapim und Akwambu zählen, weiter schließen sich dann die Akra, die Dahomeer, welche das Ewe sprechen, endlich die Völker von Zoruba an. Im Norden von Aschanti und Dahome wohnen in Landstrichen, die noch nicht bekannt sind, wahrscheinlich die Mandingo. Im Norden von Zoruba sind Völkerschaften, welche die Nuse- oder Nusepsprache sprechen und an die Hausa sich anreihen. Im Nigerdelta wohnen Stämme, welche

das Igbo oder Ibo, Bras, Bonny, Kwa, Andonny, sprechen, am unteren Calabar die Esik u. v. a. Die Foruba oder Jariba wurden durch die vom Norden eindringenden Fellata hart bedrängt, haben aber den Sieg der nationalen Selbständigkeit davongetragen. Sie sind sehr betriebsam. Produkte von Oberguinea sind Kug- und Farbhölzer, Kotosnüsse, Palmöl, Kautschuk, Reis, Safran, Gold, Elfenbein, Felle, Pfeffer, etwas Zucker und Kaffee.

An der Pfefferküste befindet sich das Gebiet der Negerrepublik Liberia (24 000 Quadratkilometer, 718 000 Einw.), welches 1820 von einer Gesellschaft von Nordamerikanern freigelassenen Negern als Asyl in ihrer afrikanischen Heimat überlassen wurde. Es umfaßt die Strecke von der Mündung des Schabarflusses bis fast zum Kap Palmas und reicht landeinwärts 70—180 Kilometer.

Die Gründung einer Kolonie an der Küste des jetzigen Liberia erfolgte 1826 durch die „American Colonisation Society“, welche schon 1820 das Land östlich vom Kap Mesurado gekauft hatte und einige Negerfamilien dahin verpflanzt hatte. 1837 bestanden in der Nachbarschaft dieser ersten Niederlassung drei andere, von ähnlichen Vereinen gegründete Kolonien. Gouverneur Buchanan gelang es, die sich feindlich gegenüberstehenden Niederlassungen zu vereinigen, benachbarte Eingebornenstämme schlossen sich dem Bunde an und 1847 erklärte sich die ganze Kolonie als selbständige freie Republik. Im Jahre 1857 wurde noch die von der Maryland Colonisation Society 1834 vom Kap Palmas bis zum Kap Rio Negro angelegte Kolonie Maryland mit Liberia vereinigt. Die Konstituierung Liberias als selbständiger Staat und gar als Republik war ein Fehler, da die republikanische Staatsform selbst hochgebildeten Völkern viel zu schaffen macht. Übrigens fehlt es auch nicht an günstigen Urteilen über die Kulturfortschritte dieses Regersfreistaats.

Das Land ist vorwiegend niedrig, mit Mangrovenwäldungen bedeckt und steigt im Innern terrassenförmig an. Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima aber den Weißen sehr verderblich. Die Republik zerfällt in vier Grafschaften (Mesurado, Grand Bassa, Sino und Maryland oder Kap Palmas), welche wieder in Townships eingeteilt sind, deren Geschäfte durch selbstgewählte Beamte besorgt werden. Die Regierung ruht in den Händen der Neger. Sonst bietet Liberia das Zerrbild eines Staates. Mit der Bewirtschaftung des fruchtbaren Landes befaßen sich vorwiegend die aus Amerika eingewanderten Neger und bauen besonders Kaffee, Kartoffeln, Kaffee, Reis, Katao, Zuderrohr, Baumwolle. Die Kaffeernte betrug 1876—77 1500 Zentner. Exportiert werden für circa 2 900 000 Mark, vorzüglich Palmöl (40 000 bis 50 000 Zentner), Palmnüsse, Zucker, Elfenbein,

Kampescheholz, Arrowroot, Ingwer zc. Der Wert der Ausfuhr wird 2 Millionen Mark nicht erreichen. Importiert werden im Werte von 900 000 Mark alle europäischen Artikel. Der gesamte Handel befindet sich in den Händen einiger reichen schwarzen Kaufleute und wird besonders nach England, Amerika, Belgien und Hamburg betrieben. Eingangshäfen sind Robertsport, Monrovia, Marshall, Buchanan, Greenville und Harper. An dem Dampferverkehr, den englische Schiffe längs der ganzen Küste Afrikas vermitteln, partizipiert auch Liberia. Zu Monrovia, Kap Palmas und Grand Bassa versehen Steuererheber den Postdienst auf eine sehr willkürliche und oberflächliche Weise. Ist die Post den schwarzen Beamten übergeben oder der Postbeutel an Bord des englischen Schiffes geöffnet worden, so find die Sendungen auch schon am Ende ihrer Tour; wurden sie nicht von den Adressaten abgeholt, so hat man sie wiederholt ganz einfach ins Meer geworfen. — Münzen wie in Nordamerika. — Gewichte, Maße wie in England. — Hauptstadt der Republik ist Monrovia (3500 Einw.), Sitz des Präsidenten. Deutsches Consulat. Andere „Städte“ sind Marshall (600 Einw.), Edina, Greenville, Louisiana, Millsburg, Begley, Grejfon.

Die Bewohner der Elfenbeinküste befaßen sich gegenwärtig fast ausschließlich mit dem Handel von Palmöl, das die Engländer aufhäufen. Der Verkehr mit ihnen ist ein sehr schwieriger, da sie das Palmöl tropfenweise zur Küste schaffen und die Schiffe an dieser höchst ungesunden Küste oft monatelang warten müssen. An der Goldküste haben die Engländer nach und nach eine aufblühende Kolonie begründet und derselben durch Bekämpfung der Aschanti einen ziemlich breiten Landstrich als Hinterland geschaffen. Auch den Eingangshafen nach Dahome und die Küste von Foruba haben die Briten in Besitz genommen und dazu auch ihren Einfluß in Abbeokuta und Ibadan, den zwei größten Städten in Foruba, zum herrschenden gemacht. Diese Kolonien exportieren Baumwolle, Erdnüsse, Tabak, Gold, Öl, Zuderrohr, Ingwer, Rizinus, Indigo und viele andere Produkte und versehen die Eingebornen mit den bei ihnen beliebten Artikeln. Der britische Landbesitz an der Goldküste zählt 43 000 Quadratkilometer mit 520 000 Einw., jener an der Forubaküste 189 Quadratkilometer mit 60 000 Einw. Der Voltafluß bildet eine ziemlich praktikable Fahrstraße nach dem reichen Aschanti und von Lagos aus wird nach dem Innern von Foruba, auf dem Neger durch eine ziemlich geregelte Dampfschiffahrt bis in die Nupeländer unter britischer Flagge Handel getrieben. Besonders wichtig scheint die Kommunikation auf dem Volta zu sein, weil sie zur Bekanntheit mit den uns zumeist nur dem

Namen nach bekannten Gegenden im Norden von Aschanti führen wird, wo auch dem Handel neue Absatzquellen erwachsen müssen. Die Residenz des Gouverneurs an der Goldküste ist Elmina, in der Nähe dieses Forts die Stadt Cape Coast Castle (10 000 Einw.) und weiter östlich Akkra, der größte Hafen an der Goldküste. Die Einfuhr beläuft sich auf circa $6\frac{1}{2}$, die Ausfuhr auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Der Hafen von Dahome ist Wida oder Whydah. Die Zornbaküste hat das wichtige Emporium Lagos (35—40 000 Einw.), leider wie alle Städte an dieser Küste, mit einem für die Weißen mörderischen Klima. Hier hat sich auch bereits deutscher Handel (von Hamburg aus) befestigt und es ist hier ein deutscher Konsul. Von Europäern wohnen in Lagos etwa 100, von denen 60 Engländer, 20 Deutsche und Franzosen sind, die übrigen aus Spaniern, Portugiesen und Italienern bestehen. Es hat hier auch der Mohammedanismus bereits durchgegriffen. Die Handlungshäuser bestehen aus Faktoreien und Detaillisten. Große Faktoreien gibt es etwa 20, darunter eine deutsche (Hamburger). Die Ein- und Ausfuhr übersteigt 1 Million Mark. Exportiert werden hauptsächlich Indigo, Erdnüsse, Elfenbein, Mais, Baumwolle, Gurmnüsse, Öl- und Palmnüsse eingeführt werden: Cowries (Kaurimuscheln), Pulver, Tabak, Messingdraht, Spiegel, Waffen, Manufakturwaren, Salz, Spirituosen u. s. w. Unter der freisinnigen englischen Administration hat Lagos, die volkreichste Stadt an der Westküste Afrikas, einen rascheren Aufschwung genommen, wie andere Punkte Afrikas. Selbst das Klima scheint sich durch gute sanitätspolizeiliche Maßregeln, als Erweiterung der Straßen, Pflasterung der Wege, Ausrottung der Mangrovebüsche u. v. verbessert zu haben und auch die Gesittung und Zivilisation unter den Eingebornen nimmt erfreulich zu. Da das Landen der großen atlantischen Schiffe an der Guineaküste sehr schwer ist, so wird die Post von Lokalschiffen an Bord der englischen Postdampfer abgeholt. Nach Lagos gelangen Sendungen am 33. Tage nach ihrem Abgange von Liverpool.

Das Reich Aschanti reichte ehemals mit einer viel breiteren Basis an das Meer, wurde aber infolge des Krieges mit den Engländern bis auf 130 Kilometer weit von der Küste zurückgedrängt. Es umfaßt ungefähr 193 000 Quadratkilometer (3500 Quadratmeilen) mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern. Aschanti ist vorwiegend eine fruchtbare waldbreiche Ebene, die gegen Norden terrassenförmig ansteigt und vom Asini, Prah und Volta bewässert wird. Das Klima ist an der Küste heiß, im Norden gemäßig. Zweimal im Jahre, Ende Mai und Oktober, ist die Regenzeit, dazwischen der warme Sommer. Die Bewohner des Landes sind die Aschanti, welche

zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch ein unbedeutendes Volk im Hinterlande des heutigen Gebietes von Aschanti saßen. Erst in der Gegenwart unterwarfen sie das Inneland und gründeten Kumassi. Wie tief sie in das Binnenland eingedrungen sind, ist bis jetzt noch unsicher; doch dürfte ihr Einfluß schwerlich bis an den Niger reichen. Die Aschanti sind im Teppichweben und in Goldarbeiten sehr geschickt. Ihr Land ist das eigentliche Goldland. Während des Feldzuges der Engländer gegen dieses Reich (1874) fand man an zahlreichen Orten in den Alluvialgegenden der Flüsse tiefe Schachte, aus denen die Eingebornen Gold gewonnen hatten. Gegenwärtig freilich ist die Ausbeute an Gold sehr gering und nur ganz geringe Summen rohen Goldes werden nach England geschickt. Doch werden noch immer Goldarbeiter im Lande und an der Goldküste verfertigt und, wenn ein Schiff erscheint, in Cape Coast Castle, Elmina u. an den Mann zu bringen getrachtet. Das Pflanzenreich liefert Palmen, Gummibäume, Baumwollensäure; es gedeihen auch alle Arten tropischer Gewächse. Die Hauptnahrung gibt die Yamswurzel, gebaut werden sonst noch Reis, Kürbisse u. Das Tierreich hat viele Gattungen und Spezies, namentlich Schlangen. Der Handel hat eine bedeutende Ausdehnung. Überall in den Ortschaften finden sich Warenniederlagen, in denen englische Waren aufgestapelt sind und zur Unterstützung des Handels besteht ein vom Gesetze geschütztes Kreditssystem. Trägerkarawanen vermitteln, da es an Lasttieren fehlt, den Verkehr im Lande. Die Hauptstadt ist Kumassi, eine Stadt, die angeblich 7 Kilometer im Umfange und 100 000 Einw. haben soll. Sie ist die Residenz des Königs, der an der Hand einer Art monarchisch-aristokratischen Verfassung die Herrschaft führt.

Das Nachbarreich Aschantis Dahome (10 350 Quadratkilometer, 188 Quadratmeilen) ist noch in tiefe Barbarei versunken. Das Land ist im Innern ein Plateau von weiten Thälern durchschnitten und mit ausgedehnten Wiesen und Wäldern bedeckt. Im Norden sollen sich auch große Sümpfe finden. Das Klima ist gesund. Die Bewohner werden als gewerbsleißige und intelligente Leute geschildert, welche Ackerbau treiben und Mais, Hirse, Maniok, Indigo, Bohnen, Yams, Erdnüsse gewinnen. Auch die Gemüsekultur und die Viehzucht wird von ihnen gepflegt. Die Industrie liefert Baumwollengewebe, Thongefäße, Leder. Sehr viel Öl kommt aus Dahome in den Handel. Als Münze gelten Kauris, deren 2000 = 1 spanischen Thaler sind. Gesang und Tanz sind bei den Bewohnern beliebt. Der König ist ein völlig unabhängiger Despot, der durch großes Blutvergießen sein Ansehen stützen muß und mit einem großen Hofstaate umgeben ist.

An Festen wird die schrecklichste Menschenjagd von der Menge mit völliger Gleichgültigkeit betrachtet. Die Leibgarde des Königs bilden 5000 Amazonen; die übrige Truppenmacht (40 000 Mann?) des militärisch organisierten Staates beteiligt sich an Elefantenjagden und Raubzügen. Hauptstadt ist Abome (60 000 Einwohner), andere Orte und Marktplätze Toffo, Allada und das in englischen Händen befindliche Waiida (Whydah).

Zoruba ist dicht bevölkert mit sehr reicher, undurchdringbarer Vegetation erfüllt, welche, wie Moßls erzählt, dem Reisenden nur auf schmalen Stegen den Durchgang gewährt. Die Ortschaften sind von Urwäldern so eng umschlossen, daß man sie, wie schon erwähnt, nicht umgehen, sondern nur mitten durch passieren kann. Die Einwohner der größeren Orte betreiben verschiedene Gewerbe und Industrien mit großer Geschicklichkeit. Sie verfertigen schöne Lederwaren, Schüsseln und Teller mit Holzschnitzerei, Matten von ausgezeichnet zierlichem Flechtwerk, Stickerien, Thongefäße aller Art, Schuhe etc. In der Landwirtschaft brachten sie es bis zur Käsebereitung, deren Kenntnis bei den meisten Negerstämmen nicht anzutreffen ist. Hauptstadt ist Abbeokuta (100 000 Einwohner).

Das Gebiet des Nigerdeltas ist mit undurchdringlicher Vegetation bedeckt, die Küste am Calabar und Camerun nur wenige Kilometer tief erforscht. Handelsniederlassungen bestehen dort wenige (Bonny, Abon Town, Fish Town). Das Klima ist hier geradezu mörderisch. Kein Weißer lebt auf dem Lande, noch werden daselbst Waren aufbewahrt. Die Waren sind viel sicherer an Bord der abgetakelten Fahrzeuge aufgehoben, als auf dem Lande. Der alles beherrschende Handelsartikel in Bonny sowohl wie auf den übrigen Mündungsarmen des Niger ist das Palmöl, welches die Früchte der Palme in unermesslicher Fülle liefern. Die Europäer kaufen das Öl hier meist aus zweiter Hand und in sehr unreinem Zustande, so daß es, weil oft Verfälschungen vorkommen, sofort in eisernen Kesseln über Feuer zerlassen und auf seine Qualität geprüft werden muß. Kulturen von Mais, Maniok und Bananen sind auch überall zu finden. Der Camerun und seine Umgebung dürfte dereinst ein Handelsemporium werden, denn noch unbekannte aber angeblich dichtbevölkerte Regionen werden hier neue Absatzgebiete eröffnen. Die große Bahnbahn auf dem Niger bis Rabba, die gegenwärtig von den Pionieren der Kultur fleißig benutzt wird, führt namentlich in die Landschaft Nupe, die eine Fülle kostbarer Bodenerzeugnisse wie Baumwolle, Indigo, Reis, der im ganzen Thale des Niger wild wächst, und verschiedene andere Getreidesorten hervorbringt.

Niederguinea.

Die Landschaften von Niederguinea bieten eine sehr ungünstige geographische und Verkehrsstellung. Dieselben liegen teils auf der sehr schmalen Küstenebene, teils auf den terrassenförmig zum südafrikanischen Plateau aufsteigenden Höhen. Da die an der unteren Guineaküste mündenden Ströme in ihrem Unterlaufe ausnahmslos kataraktenreich sind und die Vegetation am Äquator eine ungeheuer dichte, völlig undurchdringliche ist, so besitzt dieser Teil Afrikas weder nasse noch trockene Kommunikationswege. Handel und Verkehr scheinen die Völker in den äquatorialen Gegenden der Westküste Afrikas vor Ankunft der Europäer kaum gekannt zu haben.

Das Klima des Landstriches scheint etwas angenehmer zu sein, als jenes von Oberguinea oder Senegambien und ist, da sich das Land über verschiedene Breitengrade erstreckt, auch mannigfaltiger. Man unterscheidet zwei trockene und zwei Regenzeiten. Am Gabun dauert die erste Regenzeit vom Juni bis Oktober, die zweite von März bis Mai. In Benguela herrschen vom Mai bis September statt der Regen Nebel, während im Inneren Angolas auch im Oktober und November noch Gewitter eintreten. An der Küste herrschen fast immer gefährliche Fieber; die Hochebene hat eine trockene und gesunde Luft. Die gewöhnliche Temperatur in den Äquatorgegenden ist 30—32° C.

Die Bevölkerung bilden zahlreichen Stämme, welche zu den N-Bantus (Bantu-Neger) gerechnet werden, am Gabun (Dschaba, Benga, Diwaka), die stets nach der Küste drängenden Fan und die sesshaften Mpungwe, deren Sprache jener der Suaheli verwandt sein soll, ein lebhaftes listiges Volk, die Balumba, Bawili, Bongo, Kongo, Minungo, Bangela, Mbundu, Cabinda, Kijjama u. a. m. An der Südgrenze der portugiesischen Besitzungen reichen die vom Süden gegen Norden in Bewegung stehenden Herero schon nach Niederguinea. Die Völkerschaften treiben Feldbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, beteiligen sich wohl auch am Handel. Am Unterlaufe des Gabun und im Delta des Ogowe befindet sich eine alte französische Ansiedelung. Südlich davon an der Meeresküste und an den zahlreichen Küstenflüssen finden sich die großen niederländischen Faktoreien der „Afrikaanschen Handelsvereniging“, sowie einzelne Handelsansiedelungen der Engländer und Deutschen. Vom Kongo, richtiger vom Loßesfluß bis Kap Frio (18° südl. Br.) beanspruchen die Portugiesen ein Gebiet, welches an Umfange dem Areal des deutschen Reiches gleichkommt. Die Vegetation im Gebiete der europäischen Kolonisation ist eine überaus üppige und kräftige. Öl-, Wein-, Kotos-, Palm- und

Zwergpalmen, Affenbrot-, Feigen-, Orangen- und Zitronenbäume, dann herrliche Urwälder bilden die Garten- und Waldpartien, der Weinstock trägt in Benguela sogar zweimal Trauben, und sonst finden sich Rizinus, Bataten, Ananas, Maniok, Erdnüsse, Indigo, Kaffee, der an Güte sogar den brasilianischen übertreffen soll, an den Ufern der Flüsse Zuckerrohr und Papyrus, ferner Baumwolle, Tabak, Orseille, dann Gummi- und Zedernbäume, Sandel-, Cam- und andere Farbholzbäume. Die Fauna ist durch den Elefanten, das Flusspferd und zahlreiche andere Tierarten besonders vertreten. Die Wasser sind überreich an Fischen. An mineralischen Produkten wird Wachs in geringeren Quantitäten im Dande und Cumene gewonnen, Kupfererze treten massenhaft auf, Eisenerze sind ebenfalls reichlich, Schwefelager, Gips-, Steinsalzreviere bei Loana werden ausgebeutet, Kalk und Asphalt dagegen wenig beachtet.

Bei all dieser reichen Fülle nutzbarer Produkte ist die Kolonisation in nicht sehr erfreulicher Blüte, wie Adolf Bastian berichtet. Neben französischen und holländischen Faktoreien, gibt es nur wenige deutsche am Ngowe, welche durch das Handlungshaus Wörmann und Comp. in Hamburg begründet wurden, dann eine geringe Zahl englischer Faktoreien am Quillu und Loango-Luz. Die Portugiesen, welche in früherer Zeit vornehmlich den Sklavenhandel nach Südamerika betrieben hatten, fanden sich, nachdem dieses Geschäft lahm gelegt worden war, nicht recht in den Handel mit anderen Produkten hinein. Die Holländer übernahmen ihre Faktoreien und so kam es und ist noch gegenwärtig in Übung, daß der überseeische Großhandel in den Händen holländischer Kontoristen sich befindet, während der Tauschhandel mit den Negern von den mit den Gewohnheiten der Eingeborenen durch langjährigen Aufenthalt vertrauten Portugiesen vermittelt wird. Der Hauptstapelsplatz der holländischen Faktoreien ist Banana auf einer Sandbank des Kongo gelegen. Zwischen Banana und dem Quillu vermitteln 16 Faktoreien den Handel mit den Eingeborenen, von denen Landana, Massaba, Ponto Negro und Cabinda die hervorragendsten sind. Südlich vom Kongo und diesen Strom aufwärts vermitteln die Stapelplätze Ambrijette, Ambris, Dande, Punta de Lenha und Roma den Handelsverkehr; alle Handelsstationen werden aber von Banana aus geleitet. Eisenbein, Gummi, Palmöl, Wachs, Orseille und Erdnüsse sind die Exportartikel und könnten, wenn die Eingeborenen den Produkten der Vegetation Sorgfalt zuwenden würden, noch um mehrere andere (Tabak, Indigo, Farbehölzer) vermehrt werden. Also das Handelsgebiet nördlich vom Kongo, an demselben und etwa bis zu 7° südl. Br. ist für die Portu-

giesen nach und nach im Laufe unseres Jahrhunderts verloren gegangen. Dieser Umstand verdient hervorgehoben zu werden, weil man in den meisten Büchern irrigen Berichten über das Handelsverhältnis der Portugiesen in Westafrika begegnet.

1) Gabun. Corisco.

Der nördlichste Handelsstationsplatz wurde von den Spaniern an die Coriscoebai und auf die Coriscoinsel verlegt und ist von keiner besonderen Wichtigkeit. Am Gabun-Astuarium und im Delta des Ngowe befindet sich eine alte französische Kolonie, deren Anfänge bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts zurückreichen. Doch erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts haben die Franzosen von der schönen Bai von Gabun recht Besitz ergriffen. Die Kolonie besteht aus zwei kleinen von Europäern bewohnten Ortschaften Plateau oder Libreville und Glas. Während im ersteren Orte die Franzosen wohnen, haben sich in Glas Engländer und Deutsche niedergelassen (mit 8 bis 10 Faktoreien) und einer anglikanischen Mission. Politisch gehört Gabun zu demselben Verwaltungsbezirk wie Senegambien. Deutschland besitzt daselbst einen Konsul. Die klimatischen Verhältnisse sollen, wie Dr. Lenz versichert, besser als ihr Ruf sein. Schädlich ist der zeitlich in der Frühe und nachmittags um 3 Uhr wehende Luftzug, welcher die Mangrowemiasmen verbreitet. Die mittlere Jahrestemperatur am Gabun ist 28° C., aber selbst in der kältesten Jahreszeit sinkt das Thermometer nie tiefer als 21 bis 20° C., was das Klima für den Europäer doch sehr erschaffend macht. Die einheimische Bevölkerung gehört den M'pungwe an, einem friedliebenden, in gewissem Grade zivilisierten Stamme. Zu ihrer Bekehrung befindet sich auch eine französische Mission am Gabun, die mit reichen Geldmitteln ausgestattet ist und vorzügliche Werkstätten für Schmiede, Zimmerleute, Tischler u. s. w. eingerichtet hat, aber keine rechten Erfolge erzielen kann. Der Handel ist bedeutend, befindet sich aber fast ganz in den Händen der Nichtfranzosen und dann ist es das Hamburger Haus Wörmann und Comp., ferner ein Liverpooler Needer, welche aus ihren großartig angelegten Faktoreien jährlich beträchtliche Mengen von afrikanischen Produkten (Eisenbein, Gummi, Wachs, Palmöl) nach Europa verschiften. Der vollständige Mangel einer gangbaren Münze erschwert den Handelsbetrieb. Die französischen Kolonisationsbestrebungen wurden in den letzten Jahren auch nach Süden weit über das Delta des Ngowe ausgedehnt, so daß die Angaben von ca. 20 000 Quadratkilometern und 150 000 Einwohnern für die Kolonie Gabun erheblich größer werden. Interessant ist es noch zu wissen,

daß die Franzosen nach dem Jahre 1871 Gabun als Kolonie gänzlich auflassen und zu einer Kohlenstation degradieren wollten. Die Post wird an den Gabun von Lagos und Bonny aus gebracht.

2) Loango.

Die Mitglieder der deutschen Expedition in Westafrika berichten, daß die Oberfläche von Loango in ihrer Beschaffenheit manchen Dünenstrichen der Ostseegeüste gleiche. Vom Meeresstrande, schreibt Hermann Soyaux, bis an den Fuß des Gebirges streichen mit Thalfalten abwechselnde Hügelzüge von weniger als 100 Meter Höhe; die Berge erfreuen fast alle durch sanft abgerundete Konturen, nur die am Wasser und vegetationsreichen Thaleinschnitten fallen oft steiler ab und ziehen den Baumwuchs aus dem Thale an ihren Hängen hinauf. Am Meere entlang haben sich in einzelnen Vertiefungen stehende Cyperusstümpfe gebildet, sowie Reihen von Brackwasserlagunen, welche teils von einer plötzlich und gewaltsam einbrechenden Meeresflut herühren, teils Alt- und Hinterwasser sind oder, wo durch starke Brandung die Flußmündungen verlegt wurden, als Flußseen zurückblieben. Die Temperaturen an der Loangoküste zeigen im Juli und August einen Minimalstand von 21° C. und erreichen im März und April ihr durchschnittliches Maximum von 24,4° C. Die mittlere Jahrestemperatur kommt an 25° C. Die Extreme schwanken zwischen 17 und 22° C. Die Regenzeit währt vom Oktober bis Dezember und vom Februar bis Mai (tempo de chura), welche großartige Gewitter mit bedeutenden Niederschlägen mit sich bringt. Die eigentlich trodene und kühle Zeit (tempo de cacimba) dauert von Mitte Mai bis September. Dieser Periodizität des Klimas entsprechen die Hauptvegetationsformen des Küstenlandes: kleiner und niedriger Buschwald auf den Bäumen der Berge, mannigfacher gefaltete Galeriewaldungen in den wasserreichen Thalsenken der vorherrschenden Hügel-savannen. Während im Osten im Gebirge und noch an dessen westlichen Abdachungen, in der Region stetiger Regen, immergrüne Wälder, Majombe genannt, auftreten, werfen westlich davon bis zur Küste die meisten Laubbäume in den trockenen Monaten ihre Blätter ab und die Savannengräser verdorren bis an ihre Wurzeln, das Gras steht meist in Büscheln zusammen, dazwischen den hellen, lehmgelben Boden freilassend. Bald nachdem die trodene Jahreszeit eingetreten ist, fangen die Halme und Blätter mit der Frucht-reife an zu verdorren und nun wird von den Eingebornen die Savanne abgebrannt, so daß die Grasstengel bis einige Zentimeter Höhe verkohlen. Die Graswurzeln besitzen so zähe Lebenskraft, daß sie nach dem Abbrennen der Savanne

sofort wieder Halme treiben. Soyaux nennt diese Savannen eine „tote Kapitalanlage der Natur“, da sie dem Menschen bis jetzt wenig nützen und ihr hartes Gras selbst vom Wilde verschmäht wird. Die hervorragendsten Charakterbäume der Savannen sind die Akasie, der Baobab und der Wollbaum.

Die Eingebornen von Loango, die Vasiote (Singular: Vsiote), sind von stattlicher, imponierender Gestalt, wohlproportioniertem Gliederbau, und gefälliger brauner Hautfarbe. Sie sind heiter, äußerst leicht erregbar, mäßig, reinlich, aber auch hinterlistig, habgierig und puschüchtig, tragen mit einem Worte die meisten typischen Eigenschaften der echten afrikanischen Neger an sich. Die Vasiote treiben Landbau, wenig Viehzucht, an der Küste vorzüglich Fischfang. Gebaut wird Maniok, Bananen, Mais, Bohnen, Erdnüsse, Tabak, Hanf, Melonen u. v. a. Die angebauten Felder tragen in der Regel sehr reichlich. Die Viehzucht liefert Ziegen, Hühner, Gänse und Schweine. Die Jagd spielt eine untergeordnete Rolle. Den Fischfang betreibt jedes Dorf getrennt für sich. Nur die Männer, von den Knaben unterstützt, befassen sich damit. Der Verkauf des Viehes und der in den Handel kommenden Produkte ist Sache der Männer, die Feldfrüchte werden meist von den Frauen zu Markte gebracht. Die Landesprodukte tauscht man gegen leichte Baumwollenzuge ein. Das Leben der Vasiote ist ein friedliches. Die Frau nimmt trotz der Polygamie dem Manne gegenüber eine selbständige Stellung ein; sie behält die Verfügung über ihr Eigentum, ja aller Besitz erbt nur in weiblicher Linie fort. Der Mann kann weder seinen Kindern etwas hinterlassen, noch der Erbe seines Weibes sein. Auch einem Manne gegenüber, der in Polygamie lebt, wissen die Frauen durch einmütiges festes Zusammenstehen ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten. Die Sklaverei ist allgemein, doch erfreuen sich die Sklaven einer milden Behandlung; sie sind Kriegsgefangene, Verbrecher und zahlungsunfähige Schuldner, die in Sklaverei verfallen sind. Soyaux erzählt von den Sklaven der Vasiote folgende merkwürdige Sitte: ein Sklave, der sich der Züchtigung von seiten seines Herrn entziehen will, sucht sich einen Freien aus, zerbricht demselben ein Gefäß oder zerreißt ihm das Gewand, versetzt ihm einen leichten Schlag oder fügt ihm sonst einen Schaden zu. Dadurch wird er Schuldeigentum des so Beschädigten, der nun als sein neuer Herr ihn zu beschützen verpflichtet ist. Auch zu den Mitgliedern der deutschen Expedition kamen öfters solche ihren Besitzern entlaufene Sklaven. Diese Sitte ist geeignet, ein merkwürdiges Licht auf den Schutz zu werfen, den das Eigentum in Loango genießt.

Die Mitglieder der deutschen Expedition an der Loangoküste schildern uns die große Handelsbewe-

gung an der Küste zwischen 3° und 8° südlicher Breite. Die Hauptrolle als Handelsartikel spielt das Palmöl, das bereits gereinigt in großen Fässern aufgespeichert daliegt. Dann kommen die Beeren der Ölpalmfrucht (Palmlernen, Kokonotte), die ein geschätztes feines Öl liefern, ebenso wie die gleichfalls in großen Mengen vorhandenen Erdnüsse. Auch sieht man Kautschukballen und gewaltige Stoßzähne von Elefanten. Gegen diese Produkte treten Erzeileflechte, Sesam, Kopal an Umfang und Bedeutung sehr zurück. Der letztgenannte Artikel könnte vielleicht von Wichtigkeit werden, weil große Mengen davon in der Nähe der Küste vorkommen, allein der Aberglaube der Eingebornen setzt sich der Gewinnung des geschätzten Erdharzes entgegen. Die Produkte dieses äquatorialen Landstriches bringen, wie schon erwähnt, holländische und englische Schiffe nach Rotterdam und Liverpool und importieren dafür Zenge, die als Zahlungsmittel gelten, Genèvreschnaps (Vin), gleichfalls Zahlungsmittel (!), Feuerstengewehre, die von den Eingebornen dringend begehrt werden, weil vollkommene Schusswaffen hier nicht in den Handel kommen, Messer, Messingringe und Stäbe, Kupferringe, Steingutkrüge, Wajschbeden, Glaswaren, Spiegel, Rasiermesser, gestrichte Jaden, Uniform- und Livrerecke und Kopfbedeckungen aller Art, Korallen u. v. a.

Merkwürdigerweise blieb dieser Landstrich mit den geradezu großartigen Handelsverhältnissen bis zum Jahre 1873 eine terra incognita, da es einer europäischen Macht nicht gelungen war, sich an irgend einem Punkte des Loangolitorals festzusetzen und auch von wissenschaftlichen Reisenden war das Land bis zum Eintreffen Dr. Bastians noch nicht betreten worden. Nun haben die Mitglieder der deutschen Expedition das Land an mehreren Punkten bis auf einige Hundert Kilometer ins Innere hinein erforscht, eine Station Tschintschoscho gegründet und die Küste aufgenommen. Allein für die Einbürgerung oder Anbahnung deutschen Handels an der Loangküste konnte nichts geschehen. Das Land ist politisch in voller Anarchie, es fehlen ihm alle Kommunikationsmittel und Wege, und der Mensch, noch dazu der für Reisezwecke ganz untaugliche Loangoneger, ist das einzige zur Verfügung stehende Transportmittel, auf dessen Kopfe und Schultern alle Gegenstände, die zum Reisen in dieser Gegend notwendig sind, fortgeschafft werden müssen. Die Benutzung der Flußläufe ist nur von verschwindendem Nutzen. Auch ist die Konkurrenz mit den Holländern nicht leicht zu bestehen, obgleich diese bei der angeborenen Fähigkeit und dem Fleiße der Deutschen doch vielleicht mit der Zeit überwunden werden könnte.

Im Süden des Zaïre besteht ein kleines un-

abhängiges Königreich Kongo, das ehemals ein ziemlich bedeutendes Territorium besaß, in 6 Provinzen zerfiel, deren Häuptlingen die Portugiesen Titel wie Herzog, Graf, Marquis etc. beileigten, und wo das Christentum, durch die Mitglieder des Dominikanerordens verbreitet, freilich in einer entstellten Form, einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte. Schon am Ende des 17. Jahrhunderts zerfiel das große Reich und das Christentum schwand. Der König von Kongo führt allerdings jetzt noch den Titel eines Königs von Angola, allein seine Macht ist unbedeutend. Die Herrschaft in dem Reiche wird stets von einer Anzahl von Thronbewerbern angestrebt. Neuester Zeit versuchte abermals Missionare, das gesunkene Christentum zu heben, aber mit wenig Erfolg. Professor Bastian, der das Reich 1857 besuchte, beschreibt dessen Hauptstadt San Salvador oder Ambassi als auf einem flachen Hügelplateau liegend. Von dem Glanze, der einst geherrscht haben soll, sind nur Ruinen von einigen Kirchen und anderen Gebäuden übrig. Das Reich ist kommerziell von gar keiner Wichtigkeit.

3) Portugiesischer Besitz.

Die Portugiesen teilen ihre unmittelbaren Besitzungen in Südwestafrika in vier Distrikte: 1) Ambriz, zwischen den Flüssen Kongo und Ambriz; 2) Das Königreich Angola zwischen dem Dande und Kwanja; 3) das Königreich Benguela, zwischen dem Kwanja und Katumbela, und 4) Mossamedes südlich bis zu 18° südlicher Breite. Der gesamte Besitz beträgt etwa 809 000 Quadratkilometer (14 700 Quadratmeilen) und hat über 9 Millionen Einwohner. Die Ostgrenze des portugiesischen Gebietes ist nicht genau fixiert. Die Portugiesen beanspruchen auch die Landschaften nach Osten bis zum Kwango, tatsächlich sind aber dort die Schwarzen Herr. Die Küste wurde im Jahre 1486 von Diego Cão entdeckt. Die Portugiesen besiedelten dieselbe bald und gründeten im Jahre 1578 die Stadt San Paolo de Loanda. Sie wurden im Jahre 1640 von den Holländern vertrieben, gewannen das Land aber nach zehn Jahren wieder und blieben fortan in ungestörtem Besitz desselben. Durch Kriege mit den Eingebornen wurde das Gebiet auf den gegenwärtigen Umfang erweitert. Angola, Benguela und Mossamedes stehen heutzutage unter einem Generalgouverneur, der zu San Paolo de Loanda seinen Sitz hat und die Landschaften kann man wohl nicht so recht als Kolonien Portugals betrachten. Sie bilden ja eine Deportationsgegend, in welche die Verbrecher aus dem Mutterlande geschafft werden. Nach mehr als dreihundertjährigen Bestrebungen beträgt das weiße Element unter den Negern etwa ein Zehntel %! Schon hieraus läßt sich schließen, daß Angola eine der kläglichsten Kolonisationen des ganzen Erdballs sein wird,

was um so augenfälliger ist, wenn man erwägt, daß die Provinz bei ihrem Bodenreichtum eigentlich gar keinen Ertrag liefert, sondern noch Hilfsmittel vom Mutterlande beanspruchen muß.

Die Bodenformation der portugiesischen Besitzungen umfaßt zwei mit der Küste parallel verlaufende Zonen. Die erste dieser Zonen, etwa 150 Kilometer breit, ist ein flaches, unbedeutend wellenförmiges, dürres und ödes Küstenland, nur an den Rändern der größeren Flüsse teilweise von Höhenzügen unterbrochen, deren Höhe etwa bis 120 Meter ansteigt. Auf diese Region folgt nach einer mit reicher Vegetation bedeckten Übergangsstufe zur Hochebene mit Gebirgen bis 1000 Meter diese selbst, durchschnittlich etwa 800 Meter hoch und mit zahlreichen Gebirgszügen, die bis 1300 Meter ansteigen, bedeckt. Das Plateau hat eine sanfte Abdachung nach Norden, und eine reiche Bewässerung.

Das Klima ist in der Hochebene nicht so ungesund, an den Küsten aber sehr ungesund. Es gibt eine trockene kalte (Mitte Mai bis Mitte September) und eine heiße regnerische Zeit in den übrigen acht Monaten. Die mittlere Wintertemperatur ist etwa 20° C. auf der Hochebene. Die Vegetation ist eine tropische. Es werden Jams, Tabak, Indigo, Zuckerrohr, Reis, Baumwolle, Kaffee etc. gebaut. Als Produkte aus dem Tierreiche sind Wachs, Häute und Elfenbein zu erwähnen. Pferde, Kamele und Rinder gedeihen nicht besonders. Palmöl wird in Massen gepreßt. An mineralischen Produkten ist das Land reich; es liefert Salz, Eisen, Kupfer, Silber, Blei, Schwefel. Auch Petroleum findet sich vor, wird aber nicht ausgebeutet. Die Bevölkerung besteht aus Buntstämmen, die unter Häuptlingen stehen und den Portugiesen zur Steuerzahlung verpflichtet sind. Die bedeutendsten sind die Kongo, Dembo, Mahungo, Bondo, Basongo, Kimbundu, Woluweo, Kibai, Muchimba. Die Weißen sind in sehr beschränkter Anzahl im Lande, man spricht bloß von 3000, während es an 30 000 Mulatten geben soll. Die weiße Bevölkerung bilden zum großen Teile aus Portugal deportierte Verbrecher, die sogenannten Degradados. Die Handelsbewegung im Innern ist eine geringe. Die Transporte werden durch Trägerkarawanen besorgt. Der Handel mit den Binnenterritorien Südafrikas, (dem Lunda-, Unua- und Marutse-Mambundareiche) besorgen Mulatten (Pombeiros), Kaufleute, welche weithin die Landschaften bis in die Nähe der Äquatorialseen durchziehen, um Elfenbein und namentlich Sklaven einzuhandeln. Sie übertreffen an Grausamkeit die arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler vom Nil. In neuester Zeit hat sich Major Serpa Pinto Mühe gegeben, auch die Eingebornen Innerafrikas, besonders die Uninas, zur Absonderung von Karawanen nach den

portugiesischen Besitzungen zu bewegen. Der Erfolg dieser Maßregel bleibt erst abzuwarten. Eingehandelt wird im Innern von den Portugiesen Baumwollenzug (Gazenda), das in Form von Streifen die Einheit des Tauschwertes bildet. An der Küste vermittelt eine Dampfschiffahrtsgesellschaft den Verkehr und desgleichen eine solche (Empresa Lusitana) den Verkehr mit dem Mutterlande. Die Kommunikationsverhältnisse will man neuestens durch den Bau von Eisenbahnen verbessern, deren eine von Loanda nach Massangano am Kwanja erbaut werden soll. Material zum Baue von Straßen soll, wie alle Reisende versichern, in Massen vorhanden sein.

Die sozialen Verhältnisse Angolas und Benguelas sind sehr traurige. Allmonatlich bringen die Dampfer 30 bis 40 Verbrecher aus Portugal, welche verurteilt sind, eine bestimmte Anzahl von Jahren oder lebenslänglich im Lande zu verbleiben. Zur Verschärfung der Strafe müssen sie oft mehrere Jahre an der Küste Militärdienste leisten und werden dann erst frei und müssen sich ihren Lebensunterhalt selbst verschaffen. Oft folgen diesen Degradados ihre Familien ins Exil. Die so beschafften und beschaffenen Kolonisten werden wohl hier und da auch wohlhabend, allein keineswegs vermögen sie auf die schwarze Bevölkerung zivilisierend einzuwirken und geben sich auch keine Mühe, Handel und Verkehr im Lande zu heben. Durch die Masse der Deportierten erhält natürlich das ganze Land, besonders die Städte, eine eigene soziale Färbung, die sich aber nicht auffallend bemerkbar macht. Die renitentesten Degradados werden nämlich unter strenger Aufsicht gehalten. Viele aber, oft Söhne aus angesehenen Familien und Männer, die in der Heimat eine angesehene Stellung einnahmen, dürfen frei umhergehen. Sie etablieren sich als Handwerker, wenn sie genügende Geldmittel besitzen als Kaufleute, und von den nicht auf Lebenszeit verbannten fehlt mancher nach Abbüßung seiner Strafzeit als vermögender Mann nach Portugal zurück. Der Export ist ein so geringer, daß man unter anderen Verhältnissen von einem so reichen Lande das Zehnfache an Produktion zu erwarten berechtigt wäre. Die Einnahmen kommen den Ausgaben an Höhe gleich. Man kann also mit Recht sagen, daß diese Besitzungen Portugals in argem Verfall sind. Wohl spornt das Klima nicht zur Thätigkeit an (im Oktober und November soll die Temperatur an der Kongomündung und in den Städten Benguelas 30–40° C. betragen), die Kräfte der Europäer erlahmen, ihre Kraft schwindet, eine konstante europäische Bevölkerung kann sich unter dem Klima nicht bilden; aber das Grundübel der Kolonie ist auch ein beständiger Wechsel der Beamten, der Garnison und der Kaufleute. Ein festes System der Ver-

waltung ist deshalb nicht möglich und von Ackerbau durch die Europäer ist selbstverständlich auch keine Rede. Selbst auf dem gesunden Hochplateau gedeihen die portugiesischen Niederlassungen nicht besser. Die Regierung ihrerseits bekundet, wie versichert wird, auch nicht das Geringste, gesunde Plätze zu Niederlassungen zu erwählen. Auch sind die Buntstämme in Angola und Benguela nicht in dem richtigen Abhängigkeitsverhältnis, wie in den Kolonien anderer Mächte. Die Regierung hat fortwährend Aufstände zu dämpfen. Die Eingebornen gewöhnen sich allerdings an europäische Bedürfnisse und Waren, keineswegs aber an europäische Zivilisation. Alle Reisenden versichern uns, daß die portugiesische Regierung auch nicht das Mindeste thue, um den Handel Angolas und Benguelas zu fördern oder durch Anlage von Straßen eine weitere Ausdehnung des Verkehrs zu ermöglichen und auch für die Zukunft dürfte von dieser Seite kaum etwas zu erwarten sein. Darum sollte der europäische Handel, wie die Reisenden weiter berichten, nicht so sehr auf Angola, sondern hauptsächlich auf Loango sein Augenmerk richten. „Loango ist sozusagen ein herrenloses Land, denn die alten Regereiche sind zerfallen und jedes Dorf hat seinen eigenen unabhängigen Häuptling. Eine europäische Macht könnte unter solchen Verhältnissen leicht von Loango Besitz ergreifen und dadurch, daß dieselbe einen Nachkommen der früheren Landesherren als Regenten einsetzt, geordnete Zustände schaffen. Die Küste bietet zwei ausgezeichnete Meeden für die größten Seeschiffe: die Bai von Kabinda, einen jumpffreien, gesund gelegenen Platz und die Bai von Loango, südlich von Luilu, welche, mit den erforderlichen Bauten und Anlagen versehen, bald San Paulo de Loanda an Lebhaftigkeit überflügeln würden“.

Die Münzeinheit vertritt ein Stück Baumwollentuch (Zazenda) von bestimmter quadratischer Größe. Zwei solche Tücher sind ein „panno“, 4 pannos ein „cortado“ und der cortado baumwollenes Zeug von der gangbarsten Sorte hat den Wert von circa 1000 Reis = 2 Mark 73 Pfennig.

Neben der Fazenda wird viel blauer und roter Flanell (Caieta) in schmalen Streifen zu Schärpen geschnitten; wollene Hemden, blaue rotgefütterte Mützen werden in Saftform importiert. Altes Bandeisern wird gleichfalls importiert und von den Eingebornen verarbeitet, dann folgen Steinschloßgewehre, welche den Wert von 5 cortados (13 Mark 65 Pfennig), Rum (agoardente), wovon eine Flasche (garrafa) den Wert von 60 Pfennig hat (5 garrafas sind eine Gallone), Glasperlen, Ohr- und Fingerringe, Korallen zc. Der Transport durch Träger verteuert natürlich die Artikel ungemein. So kosten z. B. 15 Kilogramm Zucker in Lissabon 13 Mark, in Loanda 20, in

Pungo-an-Dongo 35, in Kassandje schon 80 Mark, ein Stück Baumwollenzug in Lissabon 9½ Mark, in Loanda 13¼, in Pungo-an-Dongo 19 Mark, in Kassandje 27 Mark. Exportiert werden von der Loangoküste: Palmöl und Palmkerne, Gummi elasticum (Kautschuk), wovon das Kilo an Ort und Stelle 2 Mark bis 3 Mark kostet, Elfenbein (1 Kilogramm 10 bis 20 Mark), Bienenwachs (1 Kilogramm zu 1 Mark 60 Pfennig), Erdnüsse, Kopalharz, Baumwolle, Zucker, Katao, Kotos, Orseille, Ebenholz, Rotholz, Ingwer, Pfeffer, Indigo, Lfrüchte zc. Bemerkte sei noch, daß es portugiesische Firmen nicht selten unternehmen, um für eine Einwanderung nach Angola Propaganda zu machen, in Druckschriften lächerlich viele Exportprodukte von ganz Niedergutina anzuführen und dabei oft ein und dasselbe Ding mehrmals unter einem verschiedenen, weniger bekannten Namen zu verzeichnen.

Städte. Hauptstadt von Angola ist San Paulo de Loanda, 18—20 000 Einwohner (darunter 2000 Weiße und 14 000 Neger). Sitz des Gouverneurs; es ist der beste Hafen der Küste, geschützt durch zwei Citadellen, unrein und soll auf den ankommenden Europäer keinen günstigen Eindruck machen. Die Stadt hat eine Münze, eine Bank und ein Theater. Ihr Handelsverkehr ist ein relativ bedeutender. Die Post von England erreicht sie erst in 35—40 Tagen. — Ambria, nur aus einigen Häusern bestehend, ist der nördlichste Küstenpunkt der Provinz und ein wichtiger Handelsplatz für Eisenbein und Kupfer. Von hier aus wird der Handel mit San Salvador, Bembe und Enfoche vermittelt. — Pungo-an-Dongo, Handelsplatz am Kwanja. — Malandsche, Grenzstation gegen das Thal des Kwango. — Ambacca, Dondo, Handelsstationen, letzteres Endpunkt der Dampferschiffahrt am Kwanja. — Duque de Braganza, eine der am meisten nach Osten vorgeschobenen „Presidios“ oder Militärstationen. — Benguela (San Felipe di Benguela), in einem sehr ungesunden Thalle gelegen, treibt Handel mit Bihé, dem östlichsten Posten in dieser Breite. Es ist eine malerisch gelegene Stadt mit ca. 2000 Einwohnern (etwa 100 Weißen). Im Jahre 1838 wurde sie von den wilden Jaggas zerstört und hat sich nicht wieder erholt. — In Bihé, einer Handelsniederlassung an der östlichen Grenze, wird noch ziemlich flott der Sklavenhandel betrieben, wie uns Pinto berichtet. — Quillengues und Ngola, Dörfer mit Handelsniederlassungen. — Mossamedes, erst 1848 angelegt, entwickelt sich verhältnismäßig am besten unter den portugiesischen Handelsstädten an der Westküste. Es besitzt einen guten Hafen und die Pflanzungen in der Nähe der Stadt nehmen immer mehr zu.

Kapland. Basutoland, Britisch-Kaffraria, West-Griqua-Land. Transkai-, Namaqua-, Damaraland.

Die britische Kapkolonie hat, wiewohl sie auf einer dem Weltverkehr gänzlich abgekehrten Seite des afrikanischen Kontinents liegt, eine glückliche Weltlage, weil ihr Gebiet von drei Seiten vom Meere bespült wird und eine Reihe von kleineren Baien (Vollas-, Donlin-, St. Helena-, Saldanha-, Falso-, Simons-, Wudge-, Waffers-, Struys-, Fijch-, Sebastians-, Mossel-, Plettenberg-, St. Francis-, Algoa- und Watterloobai) den Schiffsverkehr verhältnismäßig erleichtert. Vor der Eröffnung des Sueskanals hatten die Häfen des Kaplandes als Mittelstationen für die Ostindienfahrer eine viel größere Bedeutung, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Das Kapland wurde im Jahre 1487 von dem Portugiesen Bartholomäo Diaz erreicht und von Vasco da Gama 1497 zum erstenmale umschifft. Von vielen Seiten wird auch behauptet, bereits im Jahre 1291 hätten die Brüder Vivaldi aus Genua das Kapland umsegelt. Die Portugiesen eiften nach dem an Naturschätzen überreichen Indien und ließen das Kapland unbefiedelt. Im Jahre 1601 verlegte die holländische ostindische Kompanie eine Bauernkolonie dahin und erbaute 1651 an der Stelle der heutigen Kapstadt ein Fort. Die holländischen Kolonisten (Voers, sprich: Buhrs) mußten sich das Terrain von den Kaffern blutig erkämpfen und drangen immer weiter gegen Osten und Norden vor. Verstärkt wurden die Kolonisten durch viele reiche Holländer und französische Hugenotten, welche nach dem Kaplande auswanderten, als Ludwig XIV. die Niederlande zu vernichten drohte. Im Jahre 1795 okkupierten die Engländer ohne Schwertstreich das Kapland; als Holland 1803 französische Provinz geworden war, gaben sie es wieder zurück, eroberten es 1806 von neuem und ließen sich daselbe auf dem Pariser Frieden 1814 abtreten. Von nun an verblieben sie in ungeschmälertem Besitze des Landes. Die Bevölkerung betrug damals ca. 62 000 Weiße und Eingeborne. Erst im Jahre 1820 fand, um das britische Element zu kräftigen, eine Masseneinwanderung von Schottländern statt, welche sich an der Algoabai niederließen, wo sie Port Elisabeth begründeten. Gleichsam als Reagens gegen die sich immer mehr ausbreitenden Weißen erfolgte in Südafrika eine Reihe von Staatsgründungen von seiten der Eingeborenen (Zulureich, Basutoreich, Matebele-reich, Griqua- und Bakatlareich). Die Briten vertrugen sich bald mit den Holländern (Afrikanern) nicht, und da die Voers schon von jeher eine starke Abneigung gegen die britische Annexion hegten, die Einfälle der Kaffern in das Gebiet

der Kolonien abzuhalten hatten und, als 1837 die Emanzipation der Hottentotten, 1839 jene der Neger erfolgte, welche Maßregel die früher obligatorisch zur Arbeit genötigten Elemente zu aufgeblasenen und ungehorsamen Leuten gemacht hatte, die niederländischen Kolonisten von den Briten hiedurch und auch sonst noch gedrückt wurden, da griffen die Voers zum Wanderstabe und siedelten sich außerhalb des englischen Gebietes jenseits, d. h. nördlich vom Dranje an, wo sie eine freie Bauernscharft gründeten, die sich seit 1842 unter Andreas Pretorius als Präsidenten konstituierte. Von hier überstiegen sie die Drakenberge und gelangten nach Natal, wo sich seit 1823 einige englische Ansiedler niedergelassen hatten. Diese verbanden sich mit den Voers, schlügen die Kaffern wiederholt in offener Feldschlacht, gründeten die Stadt Pietermaritzburg und erklärten 1839 die Unabhängigkeit ihres neuen Freistaates Natal. Die englische Regierung trachtete nun in der Folgezeit, das Gebiet der freien Voers mit dem Kaplande zu vereinigen. Sie besetzte das Voergebiet jenseits des Dranje (1848), den Dranjefreistaat, zwang die Voers zu einer neuerlichen Auswanderung über den Baal nach Norden, wo ein neues Gemeinwesen, die Transvaalrepublik, gegründet wurde. Blutige Kriege mit den Kaffern hielten die englische Regierung eine Zeitlang von Annexionen ab, allein schon 1868 erfolgte die Einverleibung des Basutolandes, 1871 die Besitznahme des West-Griqua-Landes und 1877 wurde das Hoheitsrecht Englands auch auf das freie Kafferland und auf Transvaal ausgedehnt, nach einem blutigen Kriege mit den Voers aber in allerjüngster Zeit bezüglich Transvaals wieder fallen gelassen.

Das Kapland, dessen Bodenformation wir schon beschrieben haben, besitzt seit 1850 seine eigene **Verfassung und Einteilung**. Es besteht ein gesetzgebender Rat (Legislative Council) aus 15 und ein Parlament (House of assembly) aus 46 Mitgliedern. Die oberste Gewalt hat der Gouverneur, der mit den höchsten Beamten der Verwaltung von der britischen Regierung bestellt wird. Die Königin von England sanktioniert die von den beiden Körpern beratenen Gesetze. Eingeteilt wird das Kapland in zwei Provinzen, eine westliche, bestehend aus 23 und in eine östliche, bestehend aus 21 Distrikten. Zur östlichen Provinz gehören außer dem Britisch-Kaffraria und Ost-Griqua-Land. Die Kapkolonie hat inklusive Britisch-Kaffraria 517 849 Quadratkilometer (9404,7 Quadratmeilen), und 720 984 Einwohner. Das Basutoland 21 886 Quadratkilometer (397 Quadratmeilen), mit 127 701 Einwohnern, West-Griqua-Land 43 076 Quadratkilometer (782 Quadratmeilen), 45 277 Einwohner, Kaffraria 32 250 Quadratkilometer (585 Quadratmeilen) und 254 500 Einwohner. Es entfallen also in der Kapkolonie auf 1 Quadrat-

kilometer Land 1 Bewohner, im Basutoland 6, im West-Oriqua-Land 1, in Kaffraria 8 Bewohner. — Kapland und Natal haben ein ca. 20 000 Mann zählendes stehendes Heer.

Klima. Das Klima ist trocken und gesund. Das Kapland wird wegen seines gesunden Klimas von vielen ostindischen Briten zur Kur aufgesucht, welche auch zeitweilig dorthin übersiedeln. Der Sommer beginnt im September, hat vorwiegend Südostwind, der nebelreiche Winter dagegen Nordwestwind bei 15—20° C. Der Regenfall ist höchst unregelmäßig, daher auch die vielen Störungen des Landbaus. In manchen Gegenden des Innern und Westens fällt 2 bis 3 Jahre gar kein Regen. Im allgemeinen nehmen die Regen ab und das Land geht einer langsamen Austrocknung entgegen. Die heißen Nordwinde beeinträchtigen den Pflanzenwuchs. Der östliche bewaldete Teil des Kaplandes ist kühler, als der kahle westliche. Das Klima ist übrigens von vielen lokalen Verhältnissen abhängig, die oft nebeneinander große Kontraste in der Temperatur erzeugen.

Bevölkerung. Die ursprüngliche Bevölkerung des Kaplandes bildeten ausschließlich die Hottentotten und die Buschmänner (Saan). Die letzteren wurden von den Kaffern Abatua, von den Basuto Ba-roa, von den Holländern Bosjemaans genannt. Die ersteren bewohnen gegenwärtig den westlichen Teil des Kaplandes, während die Buschmänner in vielen Horden zerstreut mehr die gebirgigen Teile des Innern bewohnen. Im Osten wohnen die Kaffern und im Nordosten die Betschuane. Neben diesen Völkern finden sich noch Weiße, an 10 000 Malaien, Neger, Mischlinge. Die Zahl der Europäer (Holländer und Engländer, Deutsche und Franzosen) beträgt 236 700, die der Hottentotten 98 500, die der Kaffern und Betschuane 214 100, die der Ama-Zengu (Zingos), eines besonderen Kafferstammes, 73 500, die der Mischlinge über 87 000. Die vorherrschende Religion ist die holländisch-reformierte Kirche. Doch gibt es auch viele Anglikaner, Dissidenten, Wesleyaner, Katholiken, Mohammedaner etc. Die Hottentotten und Kaffern sind teilweise noch Heiden. Die Kolonisten betreiben durchweg Landbau und Viehzucht, einige Stämme der Hottentotten und Kaffern wohl noch vorwiegend die Jagd. Neuester Zeit beginnt man, indische und chinesische Arbeiter in das Kapland einzuführen. Diese chinesischen Arbeiter, die sich in Kalifornien und Australien so vorzüglich bewähren, arbeitssame, anstellige, pünktliche, dabei friedfertige, geduldige und äußerst genügsame Leute, werden, wenn die Einwanderung derselben befördert wird, ein Segen für Südafrika sein, und das umso mehr, als man die trunksüchtigen Kaffern- und Hottentottenbevölkerung zu ausdauernder regelmäßiger Arbeit

nur äußerst schwer verwerten kann. Die Kapregierung hat, um die Masseneinwanderung von chinesischen Arbeitern und Dienstboten zu befördern, eine Summe von 140 000 Mark zu dem Zwecke bestimmt, daß davon für jeden Kopf der ersten Tausend Einwanderer dem sie herüber bringenden Unternehmer 140 Mark ausbezahlt werden. Weitere 200 Mark hat der chinesische Kulis beanspruchende Pflanzeur oder Kapitalist zu zahlen. In Europa hat man diese Art und Weise von Arbeiterimport mit Unrecht mit dem Sklavenhandel auf gleiche Linie gestellt, denn es ist unter englischer Flagge wenigstens derselbe Schutz für die chinesischen Einwanderer vorhanden, als in ihrem Vaterlande selbst, vielleicht ein noch bedeutend größerer.

Der wohlthätige Einfluß der europäischen Kolonisation in Südafrika offenbart sich am besten an den Eingebornen des Basutolandes, welches von aller weißen Masseneinwanderung vollständig frei geblieben ist. Ernst v. Weber schreibt, die langsame Kulturrevolution, die sich nach und nach im Basutoland vollzieht, zeige sich hauptsächlich nach vier Richtungen hin: in dem allmählichen Verdrängen der Feldhacke durch den Pflug, der Rinderzucht durch die Schafzucht, der Fellbekleidung durch europäisches Kostüm und dem zunehmenden Bezuge von Ochsenwagen, von europäischen Fabrikaten und Waren. „Diese vier Veränderungen haben eine viel größere Tragweite, als es auf den ersten Blick hin scheinen möchte. Die Einführung des Pfluges bedeutet die Verdrängung der Frauenarbeit durch Männerarbeit und trägt mehr als alles Übrige zur Verbesserung und Erhöhung des gesellschaftlichen Standpunktes des weiblichen Geschlechtes bei“. In der östlichen Hälfte der Kapkolonie waren nach Weber 1875 bei einer Bevölkerung von 1/2 Mill. Köpfen wenigstens 13 000 Pflüge, während vor zwanzig Jahren daselbst der Pflug eine unbekannte Sache war. Die Kultur der Schafzucht bedeutet für die Eingebornen die Übernahme von mehr Arbeit und die Einnahme von mehr Gewinn, was wieder einen großen gesellschaftlichen und sozialen Fortschritt in sich schließt. Die Annahme europäischer Kleidung scheint das Bestreben zu dokumentieren, dem Europäer in allem und jedem ähnlicher zu werden, während der zunehmende Ankauf von Ochsenwagen bei den Wilden einen Übergang zur Gewohnheit der Ortsveränderung, des erweiterten Produktenabsatzes und Handels und des Aufsuchens entfernterer und besserer Märkte bedeutet. Auch eine Neigung, sein Wohngebäude besser zu gestalten, ist an dem Kaffer der Kapkolonie wahrnehmbar, was die erwachende Vorliebe für solidere, stabile und permanente Wohnplätze und für komfortablere Häuslichkeit involviert — alles Beweise fortschreitender Kultur, die aus dem Kaffer, dem ehemals blutdürstigen

Viehräuber, für die Weißen einen friedliebenden thätigen Nachbar schafft.

Produkte. Die größten Komplexe des Ackerlandes der Kolonie erstrecken sich vom Olifantflusse nach Süden längs der Küste und nach Osten und in den Terrassen und auf der Hochfläche, wo sich Wasser findet, oder eine Bewässerung möglich ist. Von Getreidearten baut man Weizen, Roggen, Mais, Kafferkorn, Hafer, dann Reis, Kartoffeln, Melonen, Gurken, Erbsen, Bohnen. Von Früchten hat der Wein die größte Bedeutung. Der Weinbau am Kap wurde 1660 durch französische Hugenotten begründet und seine Produkte haben lange für das köstlichste Getränk der Erde gegolten. Die Weinbauern verfahren nur nicht reinlich genug mit der Bereitung des Weines. Die köstlichsten Rotweine sind die Constantiaweine (nicht über 1000 Hektoliter per Jahr), der Rota aus Stellenbosch (ein Muskatwein) und der Witteboom. Von weißen Weinen werden im Thale von Drakenstein (Paarl) die vorzüglichsten produziert und besonders diese kommen unter dem Namen der Kapweine in den Handel. Die Gesamtweinproduktion des Kaplandes wird auf 380 000 Pfund Sterl. veranschlagt. Die europäischen Früchte gedeihen alle vortreflich. Die Viehzucht liefert in den Distrikten der Kapstadt Pferde, Rinder und Schafe. Auch die Gewinnung von Guano ist eine beträchtliche. Die Schafzucht ist eine der Hauptbeschäftigungen der Kolonisten. Das Kaptschaf ist ein Fetzschwanzschaf, sehr veredelt und mit den besten europäischen Arten gekreuzt, gibt ausgezeichnete Wolle, desgleichen das Merino. Leider zeigt in neuester Zeit der offiziell nachgewiesene Wolllexport der Kapkolonie seit dem Jahr 1872 den nicht unbedeutenden Rückgang von 48,8 Mill. Pfd. Sterl. auf 34,9 Mill. Pfd. im Jahre 1876, und 36 Mill. Pfd. im Jahre 1877. Der Export betrug 1877 32,6 Mill. Zollpfund. Aus den englischen Besitzungen am Kap wurden im Jahre 1877 169,9 Mill. Ballen, 1878 164,2 Mill. Ballen und 1879 183,3 Mill. Ballen Wolle nach Europa exportiert, so daß das Kapland unter den wollproduzierenden außer-europäischen Staaten nur von Australien, der argentinischen Republik, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Uruguay übertroffen wird. Auch die Zucht der Angoraziege, wofür das Klima des afrikanischen Hochlandes sich so sehr eignet, hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Was jedoch den Gewinn betrifft, so kann, wie Ernst von Weber versichert, kein Zweig der Haustierzucht mit der seit den letzten Jahren immer mehr in Aufnahme gekommenen Straußenzucht verglichen werden, die auch im Dranjefreistaate, wie in der Kapkolonie von Jahr zu Jahr an Umfang gewinnt. Bei einem sehr geringen Anlagekapital und gar

keinem Risiko gewährt die Aufzucht zahmer Strauße ihrem Besitzer eine ganz kolossale Jahresrente. Keine Klasse von südafrikanischen Produkten ist in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich im Preise gestiegen, wie die Straußenfedern. Dieselbe Qualität, die man in England vor ca. 30 Jahren das Pfund zu 30 Mark haben konnte, wird jetzt mit 300—400 Mark bezahlt! Der Import von Straußenfedern, die aus der Kapkolonie kamen, betrug z. B. im Jahre 1874 18 608 Kilogramm, im Werte von ca. 1 Mill. Mark. Im Jahre 1865 besaß die Kapkolonie nur 80 zahme Strauße. Gegenwärtig dürften ihrer bis 80 000 daselbst zu finden sein. Die Federn der wilden Strauße sind allerdings schöner, die der zahmen jedoch reiner, da man sie in ihrem Wachsthum beobachten und in ihrer Entwicklung regulieren kann. Die letzteren gelten auch 20—30% weniger. Die Zucht des Straußes ist ganz mühelos, da der Vogel keinen epidemischen Krankheiten unterworfen ist, wie etwa das Pferd oder Rind, bei der Fütterung so gut wie nichts kostet und die Wartung selbst durch Kinder bewerkstelligt werden kann.

Die Vegetation des Kaplandes ist eine sehr artenreiche und in den mit hinlänglichem Wasser versehenen Distrikten eine stropfende und kräftige. Im Norden und Westen freilich sind bloß harzige Gebüsch, Heiden, dürre und fastlose Gewächse anzutreffen. Hier verwandelt sich die Gegend nach einem Regen in einen wahren Blumengarten. Wo sich wie z. B. im Osten selbst schöne Waldbestände finden, herrscht doch ein Mangel an Brennholz, weil dieses auf den schlechten Wegen nur schwer beschafft werden kann. Das Mineralreich liefert Kupfer, besonders aus dem Westen und die berühmten Diamanten. Die Diamantensfelder Südafrikas liegen, wie Dr. Holsub schreibt, überwiegend in dem West-Oriqua-Lande, welches gegenwärtig in 3 Distrikte eingeteilt ist. Die Aufindung der ersten „Kieselsteine“, wie die Diamanten von den Voers anfänglich spöttlich genannt wurden, erregte in ihnen allen die Ländergier und als später die Annexion der Diamantensfelder durch die Engländer eine erbitterte Streitfrage zwischen diesen und der Regierung des Dranjefreistaates hervorrief, hielten sich beide Teile als die allein berechtigten Besitzer kraft der ihnen von den eingebornen Häuptlingen eingeräumten Konzessionen. Der erste Diamant wurde 1867 auf der Farm des Bauers Jakob am Dranjestrom bei Hope Town gefunden. Der Straußenjäger und Händler O'Neill hatte bemerkt, daß die Kinder des genannten Landmannes mit einem glühenden Steine spielten, den er an sich brachte und der als Diamant von 22½ Karat erkannt wurde. In der Folgezeit fand man mehrere solcher „glühender Steine“, darauf auch den berühmten 88½ Karatigen „Stern von Süd-

afrika", den der Earl of Dudley seiner schönen Frau um 500 000 Mark gekauft hat. Die Entdeckung der Diamanten war gemacht und nun bewegte sich ein gewaltiger Menschenstrom nach dem Vaalsflusse hin. Das Diamantensuchen war bisher auf die Oberfläche des Bodens beschränkt geblieben. Ende 1869 begann man aber tiefer nach Diamanten zu graben und den ausgegrabenen Boden systematisch durchzuwaschen. Die ersten Diggerpartien bildeten der Kaufmann J. B. Robinson in Hebron und die Herren Stafford Parker und Kapitän Rolleston auf dem Gebiete der Berliner Missionsgesellschaft in Pniel. Ihr Erfolg war ein außerordentlicher. Bald fand man auch in Dutoit'span Diamanten an der Oberfläche und bald folgten dahin die Diggers. 1871 wurden auch auf der Farm Ruisfontein Diamanten gefunden, ferner auf dem der Missionsstation gegenüberliegenden Klippdrift, seit den letzten 10 Jahren auch in Kimberley. Im Thale des Vaalsflusses, schreibt Dr. Holub, wo vor der Entdeckung der „wasserhellen Steinchen“ nur der eitle und müßige Koranna sein Dasein zu verträumen gewohnt war, reichten sich schon ein Jahr nach dem Bekanntwerden der Entdeckung ganze Kolonnen von lustigen Zelten an einander. Ganz Südafrika schien wie vom Fieber befallen. Jung und alt, Gesunde und Kranke, Lords und Diener, Landleute und Städter, entlaufene Matrosen und Soldaten, Boers mit ihren ganzen Familien wanderten nach dem gepriesenen, gelobten Lande. In überraschend kurzer Zeit verwandelten sich die Zeltlager in Städte von 3000—8000 Einwohnern. So entstanden neben Klippdrift die Städte Hebron, River-Town, Gong-Gong, Blue Jacket, New-Kirks-Ruth, Delpoortshope, Waldefspplant u. a. Im Vaalsflusse werden die Diamanten in dem angeschwemmten Gerölle gefunden; die Gräber nach Diamanten holen sie aus den ihnen von den Behörden oder nach Übereinkunft abgesteckten Gruben „Claims“, fahren bis zum Fluß herab, um es durch Sieben von den gröberen Steinstückchen zu befreien und dann in eigenen Wiegen zu waschen, worauf dann in dem vom Lehmgrunde befreiten Rückstand nach Brillanten gesucht wird. In Kimberley sind 4 Hauptfundgruben („Digging's"), jede in eine Anzahl Quadrate oder Parallelogramme geteilt, welche an die Digger abgelassen werden, die hiervon Steuern zu bezahlen haben. Die in Afrika auf diese Weise massenhaft zu Tage geförderten Diamanten haben die Edelsteine in Europa im Preise sehr herabgedrückt.

Bei dem Reichtum von Produkten und der eifrigen Ausbeutung derselben ist auch die **Handelsbewegung** eine bedeutende. Der Wert der Einfuhr betrug 1877 ca. 110 Millionen Mark, jener der Ausfuhr ca. 113 Millionen Mark. Der

Vandelsverkehr zur See wird namentlich von der Kapstadt und vom Port Elizabeth aus betrieben. Doch bringen auch schon seit vielen Decennien britische Kaufleute alljährlich mittelst Ochsenwagen über den Dranje in die Grenzgebiete der Kalahari, um die Produkte der nördlichen Landschaften an sich zu ziehen und europäische Artikel abzugeben. Importiert werden namentlich Modeartikel, Steinkohle, verarbeitete Metalle, Maschinen, Musikinstrumente, Waffen, Papier u. s. w. Die eigene Gewerthätigkeit beginnt sich erst zu entwickeln und hat ihren Sitz in den größeren Städten. Die Handelsbewegung von der See aus vollzieht sich durch die Häfen: Port Beaufort, Mosselbai, Vimanstadt, Port Alfred und East London. Ungefähr 1900 Schiffe mit circa 1 Million Tonnen Gehalt besuchen alljährlich das Kapland. Zur Ausfuhr gelangen neben Wolle, Straußenfedern, Diamanten, Wein und Kupfer noch in geringen Mengen Getreide, Aloë, getrocknete Fische, Ziegen- und Schafsfelle, Talg, trockene Früchte &c.

Die **Maße und Gewichte** sind seit 1861 die englischen, während früher vorwiegend holländische im Gebrauch waren. Neben englischen Münzen (1 Pfund = 20 Schilling à 12 Pence) zirkulieren auch französische, spanische, indische und andere fremde Münzen. Das Wechselrecht ist das niederländische.

Die **Verkehrsverhältnisse** sind noch unentwickelt. Man hat allerdings 1863 mit dem Eisenbahnbaue begonnen und seither einige Hauptlinien und mehrere Lokalstrecken in Betrieb gesetzt (über 1000 Kilometer). Die eine Hauptstrecke führt von der Kapstadt nach Beaufort. Die andern von Port Elizabeth nach Graaf Reinet. Die Bahnen sollen nach dem Dranjefreistaat fortgesetzt werden. Die Kommunikation mit den größten Orten des Binnenlandes geschieht mittels Postwagen auf schlechten Straßen. Auch die Länge der Telegraphenlinien ist eine beträchtliche. Eine Kabelverbindung ist erst in jüngster Zeit von Sansibar nach Natal hergestellt worden. Das Kapland hat eine direkte Dampferverbindung mit Plymouth und Dartmouth; daher kommt es, daß in der Kapstadt z. B. Postsendungen aus Mitteleuropa schon zwischen dem 27. und 30. Tage nach ihrem Abgange eintreffen. Von der Kapstadt aus werden die Postsendungen mittels Eisenbahn und Landpost nach den Binnendistrikten versendet. Höchst eigentümlich ist der Umstand, daß die Dampfschiffkompanien auf der Ostseite von Afrika bedeutend höhere Preise haben, als die auf der Westseite. Während auf dieser die ganze Reise von London nach Kapstadt (ca. 25—35 Tage) 1. Platz: 31 Pfund Sterling kostet, beträgt der Fahrpreis von der Kapstadt über D'Urban, Sansibar und Alexandrien bis Venedig nicht weniger als 145½ Pfund Sterling. Die Reise zwischen London und der Kapstadt fällt um Afrika herum

kostet gerade fünfmal so viel als die um die Westseite, während die Zeit etwa um ein Drittel länger dauert. Die in Südafrika gebräuchlichen Ochsenwagen, jeder bespannt mit 18 bis 20 Ochsen, transportieren je eine Ladung von 10 bis 12 000 Kilogramm. Sie fahren sehr langsam (in der Stunde 3 bis 4 Kilometer) und die Ochsen müssen dreimal täglich zum Ausruhen und Grasens ausgepannt werden, so daß man also jeden Tag ca. 20 Kilometer zurücklegen kann. Von Port Natal nach Bloemfontein kostet der Transport von ca. 100 Kilogramm im August ca. 40 bis 45 Mark, im März 18 bis 20 Mark. Man reist am liebsten in der Nacht, wo die Zugtiere von den Insekten nicht zu sehr zu leiden haben. Die Rückfracht nach der Küste besteht in Zellen und Wolle und da diese nur in gewissen Jahreszeiten verladen werden, so fehlt es in der andern Zeit den Transportunternehmern vollständig an Rückfracht. Im Oranjesfreistaate werden wegen der großen Transportverteuerung jedes Jahr an 9 Millionen Mark für den Ochsentransport ausgegeben. Die Anlage einer Eisenbahn von der Küste nach Bloemfontein ist daher das Ziel der sehnächtigen Wünsche der ganzen Bevölkerung, obwohl sich die Boers den Transportneuerungen sehr unzugänglich zeigen. Die Übersteigung des Drakengebirges wird riesige Kunstbauten in Tunneln, Brücken u. s. w. erfordern, deren Herstellung bei dem Mangel verfügbarer Arbeitskräfte im Lande nur durch Import chinesischer Kulis ermöglicht werden und ungeheure Geldsummen beanspruchen wird. Vielleicht kommt früher die Bahn von der Südküste aus zu stande. Im Oranjesfreistaate sind schöne und reiche Kohlenflöze, aber die Kassen scheuen jede anstrengende Arbeit und die holländischen Farmer sind darüber unwillig, daß ihnen die wenigen für sie disponiblen Arbeitskräfte noch durch den Eisenbahnbau entzogen werden.

Dem geringen Personenverkehr in Südafrika dienen mehrere gut betriebene Eilwagenunternehmen. Ein Postkarren, der aber nur Platz für zwei Passagiere hat, geht jede Woche einmal in sechs Tagen von Bloemfontein nach Port Natal (Passagierpreis 210 Mark). Andere Eilwagen durchziehen das Kapland und gehen besonders von Queenstown nach Kimberley. Diese Eilwagen sind einfache zweirädrige Karren mit einem Schuttdach gegen Sonne und Regen und rollen, von vier auf allen Stationen gewechselten Pferden gezogen, in windstchneller Eile ohne nennenswerten Aufenthalt Tag und Nacht über die mitunter sehr gefährlichen Wege. Der Postkarren, den zumeist ein Farbiger leitet, braucht von Kimberley bis Bloemfontein nur 12 Stunden, von Bloemfontein nach Harrysmith dritthalb Tage, von Harrysmith nach Pietermaritzburg 2½ Tage und von da nach Port Natal einen halben Tag.

Städte. Der Sitz der Regierung des Kaplandes ist in der Kapstadt (Cape Town, 35 000 Einwohner), an der Tafelbai und am Fuße des Tafelberges in schöner Lage. Unter den weißen Bewohnern überwiegt das holländische Element. Die Rechte der europäischen Staatsangehörigen wahren die Konsula, meist Kaufleute, die hier ihren Sitz haben. Die Kapstadt ist nicht der größte Hafenplatz des Kaplandes, sondern dieser ist Port Elizabeth (16 000 Einwohner), dessen bedeutender Handel sich meist in den Händen englischer und deutscher Kaufleute befindet (die Zolleinnahmen betrugen 1879: 39915 Pfund Sterling). Nach der Kapstadt folgen ihrem Range nach als Seehäfen: East London, dann Port Alfred. Bezüglich ihrer Lage gilt Graham'stown (die Stadt der „Settlers“), als die schönste Stadt der Kapkolonie (12 000 Einwohner). — Malmesbury hat zum Hafen die Saldbanhabai. — Paarl (3 800 Einwohner), in dem größten Weindistrikt der Kolonie. — Worcester (2 500 Einwohner), Stellenbosch (3 900 Einwohner), Swellendam (2 200 Einwohner), Caledon (Thermen), Beaufort, jenseits der großen Karoo, Colesberg, Graaf Meynet (5 000 Einwohner), Nitenhage (Missionen), Georgetown, Cradock (Angoraziegen und Straußenzucht), Somerset. Im West-Oranjesland liegt Vullfontein, Oriqua Town und Kimberley (Diamantengruben). In Br. Kaffraria ist King William Town (3 000 Einwohner) und East London (2 500 Einwohner).

Zur Kapkolonie gehören auch die von den Engländern in Besitz genommenen Küstenstriche im Groß-Namaqua-Land (Ningra Pequena-bai, Itschaboinfel) und im Damara-Land (Walvischbai).

Natal.

Das Territorium der Kolonie grenzt an das Kapland, den Oranje- und Transvaalfreistaat, das Zululand, den Indischen Ozean und ist vorwiegend Bergland und zwar sind es die östlichen Ränder der Drakenberge, welche in drei Stufen (1200—250 Meter) gegen das Meer abfallen und das Gebiet der Kolonie bedecken und an deren Fuße ein reiches Wassergeäder sich entwickelt. Der Hauptfluß ist der Tugela, die anderen Flüsse sind meist golbführend. Entdeckt wurde die Küste der Kolonie auf der Fahrt Vasco da Gamas nach Indien (1497) und weil sie am Weihnachtstage gefunden wurde sie Natal genannt. Im Jahre 1719 gründeten die Holländer daselbst eine Kolonie, die aber bald unterging. Erst 1834 siedelten sich daselbst mehrere Engländer an, und Kapitän Gardiner bereiste 1835 das Land, erhielt von den Zulus einen bedeutenden Landkomplex und gründete die Republik Viktoria, die aber nach

1838 wieder einging. Als die Boers aus der Kapkolonie auswanderten und die Kaffern in mehreren Treffen geschlagen hatten, gründeten sie unter Vert Maritz und Andreas Pretorius die „Batavisch-afrikanisch Maatschappij“ in Natal und die Stadt Pietermaritzburg. 1840 begannen die Engländer Feindseligkeiten mit den Boers, nahmen ihnen das Gebiet der neuen Kolonie ab und zwangen sie, in das Gebiet des Vaal und Dranje auszuwandern. Natal blieb im Besitz der Briten und breitete sich nach Norden und Südwesten immer weiter aus. Gegenwärtig beträgt das Areal der Kolonie 4 856 Quadratkilometer (887 Quadratmeilen) und hat eine Bevölkerung von 326 959 Seelen, so daß durchschnittlich 7 Personen auf einen Quadratkilometer kommen. Es ist in 12 Distrikte (Grafschaften, Counties) eingeteilt und steht unter einem Gouverneur, der zu Pietermaritzburg seinen Sitz hat.

Das Land hat eine ähnliche Verfassung wie das Kapland. Das Klima ist nach der Bodenbildung verschieden, in dem niedrigen Wüstenstrich heiß, auf den Terrassen gemäßig, im Winter kalt. Der Winter dauert vom April bis September. Auf der mittleren Terrasse hat das Thermometer 70° C. niedrigste, 34° C. höchste Temperatur. Der Durchschnitt in den Sommermonaten beträgt 20° C. Die Bevölkerung besteht aus Kaffern vom Stamme der Amakosa und Amazulu und aus holländischen und englischen Kolonisten (etwa 22 000), dann aus indischen Arbeitern (11 000) und Mischlingen. Die Hauptnahrungsquelle besteht im Bodenbau und in der Viehzucht. Der erstere liefert alle europäischen Kulturgewächse, dann Zuckerrohr, Kaffee, Arrowroot, Bananen, Süßfrüchte, Baumwolle, Indigo, Mais. Häufige Dürre und Fröste schädigen die Ernte. Dem Pflanzenreiche werden namentlich Nutz- (Bau-) Hölzer entnommen, übrigens alljährlich große Landstrecken in Brand gesteckt. Die Viehzucht liefert Wolle besonders in den nördlichen Distrikten. Auch Angoraziegen werden des Haares halber gezüchtet und die Straußenzucht ist gleichfalls in hoher Blüte. Häute und Elfenbein werden aus den Hinterländern über Natal exportiert. Im Zugeladistrikt sind reiche Eisenlager.

Die Handelsbewegung vollzieht sich zum größten Teile in dem Haupthafen des Landes D'Urban oder Port Natal. Exportiert werden: Zuckerrohr, Wolle und Baumwolle; der Export anderer Waren ist unbedeutend. In D'Urban verkehren jährlich an 300 Schiffe. Der Wert der Einfuhr derselben Produkte wie nach dem Kaplande betrug 1877 23,3 Millionen Mark, der der Ausfuhr 13,3 Millionen Mark. Von D'Urban geht eine Eisenbahn nach Pietermaritzburg; nach dem Dranjefreistaat und Ladysmith gegen Norden nach Transvaal führen Poststraßen auf Wegen, die ebenso beschaffen wie jene der Kapkolonie

sind. Projektirt sind zwei Bahnen von D'Urban nach Zugela durch kohlen- und mineralreiche Distrikte. Natal wird mittels Dampfzügen sowohl von der Ost- wie von der Westseite Afrikas erreicht. Der erstere Weg wird über Brindisi und Aden in 41 Tagen zurückgelegt, während der letztere im Anschluß an die direkten Fahrten der englischen Dampfer nach dem Kapland in 36 Tagen zurückgelegt wird, daher für Korrespondenzen entschieden vorzuziehen ist. Von Natal, das mit Port Elizabeth und der Kapstadt in telegraphischer Verbindung steht, ist ein Kabel nach Sansibar und Aden gelegt worden. Den Mangel einer telegraphischen Verbindung mit Europa hat man besonders in dem jüngsten Zulukriege schwer empfunden. — Maße, Münzen, Gewichte sind die englischen.

Die Hauptstadt Natal ist Pietermaritzburg (4 000 Einwohner), Sitz des Gouverneurs. Der Hafen der Kolonie ist D'Urban (Port Natal) (6 000 Einwohner). — Ladysmith wichtiger Verkehrspunkt im Norden.

Oranje-Fluß-Freistaat.

Die Dranjeriver-Republik liegt zwischen 27° und 31° südl. Br. und 25° und 29¼° östl. v. Gr. und grenzt im Süden und Westen an die Kapkolonie, im Osten an Natal, im Norden an Transvaal. Noch im Jahre 1836 war das Gebiet des jetzigen Freistaates eine nur von Buschmännern und Betschuanen bewohnte Wildnis, bis die aus Natal und der Kapkolonie auswandernden Boers dieselbe urbar zu machen begannen. Auch hierher folgte ihnen die Annexionslust der Engländer und 1848 wurde das Dranje-freistaatsgebiet der Kapkolonie einverleibt, aber 1854 wieder herausgegeben, worauf die Konstituierung des völlig unabhängigen Staates erfolgte. Die reichen Diamantfelder von Kimberley wurden aber dennoch 1868 zur Kapkolonie geschlagen, obgleich sie von Rechtswegen zur Dranjeriverrepublik gehörten.

Das Gebiet des Staates breitet sich am West- abhang des Kathlamba- oder Drakengebirges gegen den Vaal hin aus, welcher zum Teil die Nord- und Westgrenze bildet und hat eine Neigung gegen Westen. Der Flächeninhalt des in 5 Distrikte eingeteilten Staates beträgt 110 000 Quadratkilometer (1998 Quadratmeilen). Die Zahl der weißen Bevölkerung beträgt 80 000 Seelen, dazu kommen etwa 70 000 Eingeborne. Die größere Hälfte der Einwohnerschaft ist europäischen Ursprungs, die kleinere Eingeborne (Koranna, Griqua, Buschmänner, Betschuanen) und Mischlinge. Die Bewässerung ist eine mäßige, nur für das Weideland ausgiebige, das Klima ein sehr gesundes, im Sommer weniger heiß wie in

der Kapkolonie, im Winter dagegen empfindlich kalt. Das Land bedeckt vortreffliche Weiden, zum Teile auch angebautes Kulturland. Die Vegetation ist eine spärliche, nur aus Mimosen und Buschwerk bestehende. Die schönen Tristen ernähren viel Hornvieh, Schafe und Pferde, wie denn das Land zur Viehzucht besonders geeignet ist. Auch Wild ist in großen Mengen vorhanden. Steinkohlen und Eisen hat man an mehreren Punkten gefunden. Der Ackerbau liefert Weizen, Mais und Durra. In den Handel, der vorzüglich nach Port Elizabeth gerichtet ist, kommen Wolle, Straußenfedern, Vieh, Häute u. a. m. Die Republik soll durch Eisenbahnen mit der Kapkolonie verbunden werden. Wert der jährlichen Ausfuhr circa 25–40 Millionen Mark. Die inneren Angelegenheiten des Landes sind in bester Ordnung. Die Regierung führt ein auf 5 Jahre gewählter Präsident, der mit mehreren Bürgern den „uitvoerende rad“ bildet, während die gesetzgebenden Funktionen von einem „volksrad“ geübt werden. Amtssprache ist die holländische. Hauptstadt ist Bloemfontein (4500 Einw.), Sitz der Regierung. Andere Orte sind: Winburg, Smithfield, Harrysmith, Gaussmith.

„Bloemfontein erscheint“, schreibt Weber, „dem aus der trostlosen Staubwüste Kommenden wie ein entzückendes Paradies, so anmutig und gesund ist es zwischen Gärten und dunkelschattigen Baumgruppen gelegen. Die weiße Bevölkerung der Stadt mag etwa 3000 Einwohner betragen, die eingeborne Bevölkerung lebt getrennt von den Weißen auf einem abgesonderten Platze im Osten, unter den Kanonen der Festung in einfachen Lehmhäusern und Kaffernhütten. Unter den europäischen Kolonisten befinden sich sehr viele Deutsche und hier hat auch ein deutscher Konsul seinen Sitz. Das Leben in Bloemfontein ist im Verhältnis zu der auf den Diamantenfeldern herrschenden Teuerung noch nicht so teuer, wenn auch die gewöhnlichsten Bedürfnisse für Küche und Haus sehr anständige Preise haben (ein Sad Weizenmehl kostet 3. B. in Bloemfontein 25 bis 38 Mark, in Kimberley 40 bis 62 Mark, ein Huhn in Bloemfontein 1½ bis 2 Mark, in Kimberley 4 bis 6 Mark. Alle Manufakturen, Kleiderstoffe, Möbel, Eisenwaren etc. sind sehr teuer, da sie, nachdem in Südafrika kaum eine nennenswerte Industrie irgend einer Art besteht, sämtlich aus Europa bezogen werden müssen, wobei zu der Schiffsfracht die außerordentliche Ochsenfracht hinzutritt.“

Transvaalstaat.

Das Gebiet dieses Staates bildet eine gegen Westen sanft geneigte Hochfläche. Gegen Osten fällt das Hochland terrassenförmig, gegen Norden

steil ab. Die Nordgrenze bildet der Limpopo oder Krokodilenfluß, der auch fast das gesamte Gewässer des Landes an sich zieht. Begründet wurde die Transvaalrepublik, die nach dem Vaal oder gelben Fluß ihren Namen führt, von den Boers, welche aus Natal ausgewandert waren. Anerkannt wurde sie von England erst 1852. 1853 wurde Pretoria, die Hauptstadt gegründet. Die Boers hatten jeden Quadratkilometer Boden von den Zuluskaffern zu erkämpfen und es war daher begreiflich, daß sie sich energisch wehrten, als die englische Regierung bereits 1876 sich in die Angelegenheiten der Republik mischte, diese eine Eisenbahn nach der Delagoabai zu bauen beschloß und zu diesem Behufe mit dem Könige von Portugal, dem die Küste an der Delagoabai gehört, verhandelte. Der Handel würde von Natal gänzlich abgelenkt worden sein und deshalb wurde 1877 die Einverleibung von Transvaal in die Kapkolonie von britischer Seite ausgesprochen. Die freiheitsliebenden Boers fügten sich unwillig dem britischen Joch, planten einen Aufstand, der 1880 zum Ausbruche kam, wobei die Engländer furchtbar geschlagen und aus dem Lande vertrieben wurden. 1881 wurde Transvaal den Boers wieder zurückgegeben und eine unabhängige Republik neu konstituiert.

Das Land zerfällt in 12 Distrikte, welche von Landdrosten verwaltet werden, hat ein überaus gesundes herrliches Klima, an der Ostseite zahlreiche Niederschläge, während die Westseite regenarm ist. Die mittlere Temperatur beträgt 15° C. Der Sommer währt vom September bis April, während welcher Zeit namentlich in den gebirgigen Partien reichlicher Regen fällt. Das Land hat eine üppige Vegetation, ist zum Teil noch mit prächtigem Urwald bedeckt, der aus Gelbholz und Stinkholzstämmen besteht. Die Einwohner des 296 175 Quadratkilometer (5379 Quadratmeilen) zählenden Gebietes, 275 000 Köpfe, (1 auf 1 Quadratkilometer), worunter 60 000 Weiße, sonst Kaffern, Betschuanen und Basutos, obliegen dem Ackerbau und der Viehzucht, wohl auch der sehr ergiebigen Jagd auf Antilopen, Gnus, Springböcke, die in großen Herden die grasreichen Ebenen bedecken. Gebaut wird Mais, Korn, Hirse, Hülsenfrüchte, Durra, Melonen, Zuckerrohr, gezüchtet werden Pferde, Rinder (denen aber die schon hier häufig vorkommende Tsetsefliege schadet), Schafe, Ziegen, Strauße. An Mineralien ist Transvaal sehr reich. Es finden sich große Kohlenlager, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Bleiglanz, Graphit, Gold, Diamanten, Nickel, Kobalt. Die reichsten Goldfelder Transvaals liegen etwa 70 Kilometer von der Stadt Lydenburg und sind nur auf sehr schwierigen Bergwegen zugänglich. Von der Delagoabai können sie von Fußgängern in 10 Tagen, von Port Elizabeth in 12 Tagen erreicht werden. Die

größte Masse Goldes wurde in Pilgrims Nest gefunden und zwar in Ruggets, d. i. Klumpen, von 3—10 Pfd. Sterl. In der Nähe von Pilgrims Nest sind die Goldbaggings von Mac-Mac, wo mehr feiner Goldsand gefunden wird. Das Leben in den Goldfeldern ist sehr teuer. Die monatliche Erlaubniß, Gold zu graben, beträgt nur 5 Mark, allein der Transport der Güter von der Küste her verteuert das Leben. Der Gewinn ist kein besonderer. In den Jahren 1873—78 betrugen die durchschnittlichen Einnahmen aller Diggers zusammen genommen selten über $\frac{1}{2}$ Unze täglich pro Kopf, so daß nach Abzug der teuren Arbeitskosten $\frac{1}{2}$ Pfd. Sterl. täglicher Reinertrag verbliebe. Weber riet dazu, es möchte kein Digger nach den Goldfeldern kommen, der nicht wenigstens 50—100 Pfd. Sterl. zu seiner Verfügung hat, da er sonst als Lohnarbeiter sich fortbringen müßte. Der Handel ist nach Natal und zur Delagoabai gerichtet. Exportiert werden: Wolle, Straußenfedern, Vieh, Elfenbein und Gold, importiert: alle europäische Artikel. Wenn eine praktische Kommunikation mit der Meeresküste hergestellt sein wird (die Post gelangt nach Transvaal über die Kapstadt oder Durban), so geht das Land im Morgenrote tapfer erkämpfter Freiheit einer schönen Zukunft entgegen. Die Kommunikation im Innern ist noch eine sehr mangelhafte. Die Boers, sehr tüchtige Reiter und Schützen, bekunden leider eine Abneigung gegen den Bahnbau. An der Spitze des Staates befindet sich ein wählbarer Präsident und der gesetzgebende Körper ist durch einen Volksrat repräsentiert. Die Engländer waren bemüht, den Einrichtungen einen britischen Stempel aufzudrücken, das Land dürfte aber zu seinen alt-holländischen Institutionen wieder zurückkehren. Hauptstadt ist Pretoria (1500 Einw.). Andere Orte: Potchefstroom (2000 Einwohner), Rustenburg (500 Einwohner), Lydenburg (500 Einwohner), Maraba, Nylstroom. Die Farmen der südafrikanischen Boeren hat uns Ernst von Weber annützig geschildert. „In der Gegend zwischen Kimberley und Bloemfontein“, schreibt er, „passiert man ein einfaches Farmhäuschen, das einsam in der Steppe gelegen und gewöhnlich, wo ein Bächlein oder ein Regendamm künstliche Bewässerung zugelassen, fünf bis sechs Morgen kultivierten und sorgfältig durch Gräben und Hecken geschützten Landes zur Seite hat. Der rote Boden ist, sobald er nur bewässert werden kann, sehr fruchtbar.“ Die Haupterzeugnisse der Bodenkultur sind: Weizen (Weizen), Gerste, und Hafer, Kartoffeln und Küchengemüse, Kürbisse, Melonen, Pfirsiche und Wein. Diese künstlich bestellten Bodenflächen sind gewöhnlich von lebendigen Hecken von Feigen- und Granatbäumen, oder von undurchdringlichen, stacheligen Cactus *Opuntia* und *Aloe* eingefast.

Hier und da sieht man auch Drangenbäume, die Blüten erfrieren aber im Winter regelmäßig, wenn die Lage nicht eine sehr geschützte ist.

„Die Boeren“, schreibt der eben zitierte gründliche Kenner südafrikanischer Verhältnisse, „sind durchwegs einfache ehrliche, phlegmatische Leute, die einen ganz originellen Menschenschlag repräsentieren. Physisch sehr den Backwoodsman Nordamerikas ähnlich, meistens 6 Fuß bis 6 Fuß 4 Zoll hoch und dabei sehr kräftig und breitschulterig gebaut, sind sie freilich im Temperament sehr verschieden von jenen, indem sie in aller Treue den phlegmatischen, ausdauernden, ruhigen und soliden Charakter ihrer holländischen Vorfahren bewahrt haben, und von der feurigen Beweglichkeit und dem fieberhaften und ruhelosen Thätigkeitstriebe, den das nordamerikanische Klima fast durchgängig seinen Kindern ausprägt, nicht im mindesten beunruhigt werden. In ihrer Lebensweise und ihren schlichten patriarchalischen Sitten sind sie vollständig ihren ehrwürdigen Vorfahren gleich geblieben, so daß man bei einem Besuche ihrer ärmlichen Farmhäuschen das Gefühl hat, als sei man um ein paar Jahrhunderte in der Zeit zurückversetzt. Auf dem großen runden Tische im Hauptwohnzimmer liegt unabänderlich die dicke alte Familienbibel, woraus jeden Abend nach geschlossenem Tagewerk vom Hausvater einige Kapitel der Familie vorgelesen werden. Diese und ein holländisches Gesangbuch bilden in der Regel die einzige Lektüre des Hauses, denn Zeitungen, die in Nordamerika ihren Weg in die entlegensten Farmhäuser finden, sind in den meisten Boerhäuschen ein niemals zu findender Artikel. Jeden Morgen wird das Tagewerk mit dem langsamen und ernstesten Gesange einer Hymne begonnen und vor wie nach Tages stets gewissenhaft ein kurzes Gebet gesprochen. Die Taufnamen dieser biederen Leute sind in der Regel der biblischen Geschichte entnommen. Vor ihren reformierten Predigern haben sie einen gewaltigen Respekt und eine hohe Achtung und Verehrung. Wenn daher ein Reisender so glücklich ist, mit dem Empfehlungsschreiben eines bekannten Geistlichen versehen zu sein, so darf er sich versichert halten, daß er überall auf allen Farmhäuschen wie ein geliebter alter Familienfreund aufgenommen wird und daß ihm alle nur denkbaren Gefälligkeiten erwiesen werden.“

Die Männer sind im Durchschnitt hübsche imposante Leute und erinnern mit ihren energischen, kräftigen und ausdrucksvollen Köpfen an die Porträts eines Rubens, Teniers, Ostade und van Eyck. Es fehlt eben weiter nichts als die Gelegenheit zu einer guten Erziehung und zum Ansammeln von Kenntnissen, die ja auf ihren gänzlich isolierten und von Städten fernen Wohnplätzen so schwer zu beschaffen sind, um aus diesen kernigen und soliden Menschen und aus

ihren guten natürlichen Anlagen etwas Tüchtiges zu machen. Bei der fortwährenden Einsamkeit, in welcher sie leben und der gewöhnlich so großen Entfernung bis zum nächsten Nachbarn sind sie genötigt, sich in allen schwierigen Lagen des Lebens selbst zu helfen. Daher kommt es, daß jeder Boer in der Regel außer Feldbauer, Gärtner und Viehzüchter auch noch sein eigener Zimmermann, Wagenbauer, Grobschmied, Sattler, Schneider, Schuster, Architekt und Arzt ist; er gleicht in dieser Beziehung ganz dem amerikanischen Backwoodsman, dem er auch in wohlgeübter Führung der Büchse vollständig ebenbürtig ist“.

Einen viel weniger gefälligen Eindruck als die Männer, schreibt Weber, machen die Frauen und Mädchen. „Schönheit und weibliche Grazie scheinen nur in spärlichen Ausnahmen diesem mehr männlichen, fast im Übermaße massig gebauten und kräftig organisierten Frauengeschlechte zugeteilt zu sein, und zur Entwicklung eines lebhaften und aufgeweckten Geistes sind ihr lebenslang so eintöniges und isoliertes Dasein, und der vollständige Mangel an weltlicher Lektüre und anregender gebildeter Geselligkeit ja auch nicht förderlich. Aber thätige und treue Hausfrauen und Mütter sind sie und die zeitigen Heiraten sowohl, als auch das ruhige phlegmatische pflanzenähnliche Dasein, das sie ihr ganzes Leben lang führen, sind wohl die natürliche Ursache einerseits des behäbigen Emboypoint, das fast sämtliche Boerfrauen schmückt, und anderseits des außerordentlichen Kinderreichtums, der sich in der Regel in allen Boerhäusern findet“.

Nur zwei- oder dreimal des Jahres kommt der Boer — und darauf hält er sehr streng, — in zahlreiche Gesellschaft von feiergleichen, das ist zum Nachtmahle (Abendmahlsfeier) in dem nächsten Dorfe oder Städtchen. Die Fahrt dahin wird mit der ganzen Familie auf einem Ochsenwagen gemacht und man bleibt gleich eine ganze Woche beisammen. Käufe werden während dieser Zeit gemacht, Verlobungen eingegangen, Unterhaltungen mitgemacht. Ubrigens ist das Leben eines Boers nicht immer ein ruhiges und zufriedenes Dahinvegetieren. Das friedliche Alltagsleben wird zuweilen grell unterbrochen. Heuschrecken, Hagelschlag, Viehepidemien, Viehdiebstahl durch im Lande herumvagierende Pottentotten- und Kaffernstrolche, plötzliches Weglaufen der wenigen Dienstboten, Viehvergiftung als sehr gebräuchliche Rache gescholtener oder weggejagter farbiger Dienstboten, vollständiger Regenmangel von 6 bis 8 Monaten, infolge dessen die Viehheerden dahinsterven, das sind die Leiden eines Boers. Ein dürres Jahr, das im Durchschnitte alle 7 Jahre einmal eintritt, kann leicht bewirken, daß der ganze Heerdenstam einer Farm zu Grunde geht. Aber auch ein dann und wann kommen-

des nasses Jahr, wird, wegen des gänzlichen Mangels an schützenden Stallungen den Herden gefährlich.

Dem Engländer ist der Boer gänzlich abgeneigt. Wenn sich in einer Gegend eine größere Anzahl von Briten festgesetzt hat, pflegen die Boers ihre dort gelegenen Farmen gern zu verkaufen und in eine andere Gegend zu ziehen, wo sie wieder mehr unter sich sind. Die gesellschaftliche Scheidung zwischen Holländern und Engländern fängt schon in der Kapstadt an und geht von da sehr sichtbar durch die ganze Kapkolonie hindurch, sich in den beiden Freistaaten lebhaft fortsetzend. Das englische Element ist hauptsächlich in den Dörfern und Städten vorhanden, sein Einfluß hört aber vollständig auf, sowie man auf das flache Land kommt. Hier ist das holländische Element und die holländische Sprache durchaus vorherrschend und überhaupt ist die letztere als allgemeine Landessprache viel weiter über ganz Südafrika, namentlich auch unter den Eingebornen verbreitet, als die englische. Englische Sprache und Gesellschaft sind nur in der östlichen Hälfte der Kapkolonie, sowie in den größeren Städten (Kapstadt, Port Elizabeth, East London, Grahamstown, Queenstown u. s. w.) vorherrschend. Auch im Oranjestaat gewinnt das Englische immer mehr an Terrain, und ist daselbst bereits Amtssprache, wiewohl die Republik sonst ganz holländischen Charakter hat. Die Ursache der sozialen Scheidung zwischen der holländischen und englischen Bevölkerung hat ihren Grund weniger in persönlichen oder nationalen Antipathien, denn die Charaktere der Holländer und Engländer sind nicht so verschieden, als vielmehr in der langjährigen schlechten Behandlung, welche die holländischen Kolonien in Südafrika durch die englische Regierung zu erdulden hatten.“

Reiche der Eingebornen.

Nördlich von der Transvaalrepublik und Natal breitet sich zwischen dem Limpopo und dem Sambezi von einer Reihe von Flüssen, die teils nach Norden, teils nach Süden und Osten abfließen ein Territorium aus, auf dem sich zur Zeit zunächst längs der Küste nördlich vom Zugelasse beginnend, das Gebiet der Zulus oder Zulus (ca. 300 000 Seelen) ausbreitet, welche unter unabhängigen Häuptlingen bis über den Inhampura, wie der Limpopo im Unterlaufe genannt wird, in runden, umzäunten Gehöften (Kraals) wohnen, während der Küstenstrich zur portugiesischen Kolonie, der Ostküste Afrikas, gehört, den wir bei dem Abschnitte Ostafrika behandeln werden.

Die Zulus zogen sich seit 1820 von Natal aus immer weiter gegen Norden und ließen sich in den fruchtbaren Landschaften zwi-

schen dem Limpopo und Sambesi nieder, wo der berühmte südafrikanische Häuptling Mosilekatze (Mosilikatzi) ein gewaltiges Reich, das Matebeleereich gründete. Die Nachbarländer wurden von diesem energischen Fürsten alle unterjocht, der Staat, in welchem die adelige Kriegerkaste der Matschagas herrschte, militärisch organisiert und selbst die portugiesischen Niederlassungen an der Küste so hart bedrängte, daß sie sich durch Tributzahlung Ruhe von den Matebele erkaufen mußten. Als der deutsche Forscher Karl Mauch 1865—71 das Matebeleereich durchzog, war Mosilekatze bereits ein hochbetagter schwacher Greis, der denn auch bald starb. Nach seinem Tode hörten die kriegerischen Züge der Matebele auf und unter dem gegenwärtigen Herrscher Labengula hat bei den Kaffern die friedliche Beschäftigung mit Viehzucht und Ackerbau wieder Aufnahme gefunden. Der Export aus diesen Ländern ist sehr gering, wie wohl ehemals das Goldland Manica berühmt war, und geht nach der Sofalaküste. Englische Händler besorgen die Zufuhr europäischer Produkte aus dem Kaplande und durchstreifen das Land, in dessen Mitte man Goldfelder gefunden (Tati, Kaiser-Wilhelms Goldfeld) bis zu den Viktoriasfällen des Sambesi. Im Gebiete der Matebele befinden sich auch die von Mauch entdeckten Ruinen von Simbabwe. Wichtige Kraale sind jener Umzilas, Gubuluwajo und Injati. Das Gebiet zwischen dem Matebeleereich und den portugiesischen Kolonien kennen wir durch St. Vincent Erskine. Der Forscher berichtet, daß dort überall Dörfer eine in größere Stämme zerfallende Kaffernbevölkerung beherbergen, die als gemeinsames Oberhaupt den Häuptling Umzila anerkennt, daher dieses Gebiet als Umzilas Reich oder Gaza auf den Karten verzeichnet wird.

Im Westen grenzt an das Matebeleereich das Reich der Bamaangwato, das sich am östlichen Rande der Kalahari, im Norden bis an den Sambesi und Cuando (Tschobe), im Westen bis in die Nähe des Ngamiesses erstreckt. Es ist in ein östliches und ein westliches Reich geteilt; das letztere umfaßt die Regionen am Ngamiess, das östliche grenzt an Transvaal und hat seinen Schwerpunkt in Schoschong. Dr. Holub besuchte auf seiner Reise nach dem Sambesi den Herrscher des östlichen Bamaangwatoreiches Selhomo, der bald nach des Forschers Abreise durch seinen Sohn Khama verdrängt wurde, und schildert uns das Reich der Bamaangwato, das aus einer Reihe von kleineren unabhängigen Staaten (Mankuruanes Reich, Mantjuas Reich, Chatjites Reich, Sitshelis und Khamas Reich) besteht, dessen Bewohner Betschuanen sind, die meist der Viehzucht und Jagd obliegen. Die wenigen Produkte dieser Länder werden nach Transvaal und dem Kaplande verhandelt. Im Gebiete der Betschuanen wirken seit langem englische

Missionare; auch Livingstone begann hier seine Laufbahn. Die wichtigsten Niederlassungen sind Kuruman (Livingstones Ausgangsstation auf seinen Forschungsreisen), Kolobeng, Molopolo und Schoschong. In diesen Orten kommen namentlich Straußenfedern, Zelle und Elfenbein von Seiten der Eingebornen an Händler aus dem Kaplande zum Verkauf. Die Salzlager an den Salzpflanzen werden noch nicht ausgebeutet, wie denn die Landschaft nördlich vom Ngamiess und dem Salzpflanzenkomplex überhaupt noch wenig erforscht ist. Die Umgebung des Ngamiesses zu besuchen gelingt Jägern und Händlern selten. Der zentrale Teil der Kalahariwüste ist ohne jeden Handel und Verkehr.

Am der Westseite der Kalahari breiten sich die gebirgigen, an Mineralien reichen Landschaften des Namaqua- und Damara- (Dama) und Koatlandes aus. Sie werden nur von Viehzüchtern, Buschmännern und Ackerbauern bewohnt (c. 124 000 Seelen), unter welcher letzteren das Agrikulturvolk der Dwambo hervorragend. Die Länder bieten in kommerzieller Hinsicht wenig Interessantes und sind durch Einförmigkeit des Bodens und der Vegetation charakterisiert. Das Namaqualand bewohnen ca. 16 000 unabhängige Namaqua, das Damara-land die zu den Kaffern gehörigen Damas, fälschlich Damaras und Damras genannt. Die westlichsten Stämme derselben nennen sich Dva-Herero (20 000 an der Zahl), die östlichen Dva-mbandjehern. Nordöstlich von den Dva-Herero liegen die Sige der Dwambo (98 000 Köpfe). Bei diesen Völkern obliegen schon seit vielen Jahren deutsche Missionare dem Befehrs- und Forschungswerke. Über den voraussichtlichen Erfolg ihrer Bemühungen sprach sich Theophil Hahn aus, indem er ausrief: „Wie diese elendesten der elenden Menschen (Dva-Herero) ins Reich der Mission und Zivilisation kommen sollen, bleibt uns noch ein Rätsel. Sie leben so zerstreut und so unstät, sind so unzugänglich und tierisch stumpfsinnig, daß es fast nicht zu glauben ist.“ Bei solcher Sachlage sind Erwartungen von Handel und Verkehr ausgeschlossen. Dennoch versuchten es die Briten an einigen Punkten, die Produkte der Länder an die Küste zu schaffen und hierdurch dürfte sich bei einiger Energie und mit Unterstützung der deutschen Missionare vielleicht auch dem deutschen Handel ein Feld eröffnen, wenn die Länder einigermaßen besser erforscht sein werden. Missionsorte sind Bethanien (Namaqua), Barmen, Windhoek (Damara-land).

Sofala. Moçambique.

Der Küstenstrich von der Delagoabai bis zum Kap Delgado, samt dem Gebiete des Sambesi von der Mündung bis Zumbo untersteht der

Oberhoheit Portugals. Er umfaßt die Landschaften um das Kap Delgado, Ibo, Moçambique, Inhambane, Quelimane, Sofala, die Delagoabai und mehrere kleinere Inseln. Diesem Landstriche fehlen alle größeren einschneidenden Bufen völlig, dagegen ist der Küstenraum mit für die Schifffahrt gefährlichen Stellen reichlich versehen. Vasco da Gama besuchte diesen Teil von Afrika auf seiner Fahrt nach Indien und unter Tristão da Cunha und Albuquerque wurde der Küstenstrich von den Portugiesen wiederholt besucht und besiedelt. Den Sambesi hinauf wurden mehrere Forts angelegt (Senna, Tete, Zumbo), die noch gegenwärtig aufrecht erhalten werden, aber den Verkehr auf dem Riesenstrom nicht zu beleben vermögen. Heutzutage stehen sämtliche Ansiedelungen, die in sechs Distrikte zerfallen, unter einem Generalgouverneur, der in der Stadt Moçambique seinen Sitz hat. Die Kolonie hat 990 000 Quadratkilometer (18 000 Quadratmeilen) und 1 Million Einwohner.

Das Klima der portugiesischen Kolonie im Osten gleicht dem der Westküste. Am Meeresrande ist es ungemein heiß, die terrassenförmig aufsteigenden Hochländer erfreuen sich dagegen einer mäßigen Temperatur. Die Regenzeit dauert von November bis März. In den ebenen Küstenstrichen ist der Sitz der Malaria, die infolge der sich stets zersetzenden Mangrovevegetation grassiert und manche Striche derart ungesund macht, daß sie selbst von Eingebornen gemieden werden. Die Bemühungen der portugiesischen Regierung, dauernde Niederlassungen zu begründen, sind daher ohne Erfolg geblieben. Das Klima wirkt so tödlich, daß von 100 Europäern in den Küstenplätzen gewöhnlich nur fünf das fünfte Jahr ihres dortigen Aufenthalts erleben. Ein solches Land eignet sich zum Deportationsgebiet, als welches es denn auch von der portugiesischen Regierung benutzt wird. Die Bevölkerung der Binnendistrikte und der Küste bilden die Kasserstämme (Küstenkassern), die Tonga, Macombe, Matua, den Sambesi aufwärts die Baniai, Basunga, Batoka u. a. m. Außer den wenigen Weißen haben sich schon von alters Araber an der Küste angesiedelt, welche nach dem Innern Handel treiben und vom Osten her wiederholt bis über die Victoriafälle vorgedrungen sind, dann Vertreter der echten Negerrasse und Indier. Man hat die Zahl der Europäer auf etwa 150 Köpfe angegeben. Mehr als 200 dürften ihrer kaum in diesem mörderischen Klima ihr Leben fristen. Die nutzbringenden Produkte gleichen in ihrer Mehrzahl denen Angolas. Man bringt Elfenbein, Häute, Fische, Schildkröten, Zähne von Flusspferden, Kopal, Salpeter, Gummi, Ambra, Kupfer, Gold (aus Manica) und Ähnliches in den Handel. Mächtige Steinkohlenlager, die noch unbenuzt liegen, hat Livingstone bei Senna, Tete und am Rovuma entdeckt. Sie dürften dereinst für das

Kapland und für die Hafenplätze am Indischen Ozean hochbedeutend werden. Gebaut wird Reis, Mais, Hirse, Kaffee, Baumwolle, Früchte u. Die Portugiesen haben wegen der Gleichheit der Produkte in ihren westlichen und östlichen afrikanischen Besitzungen niemals den Versuch gemacht, beide miteinander zu verbinden. Die Handels- und Verkehrsverhältnisse sind recht traurige. Von den Strömen ist nur der Sambesi eine Strecke weit fahrbar; von seinen sieben Mündungsarmen sind zwei nur mit größter Vorsicht für Dampfer fahrbar; sogar bis Tete, der vorletzten portugiesischen Niederlassung, können sich Dampfer wagen, weiter stromaufwärts verhindern aber zahlreiche Stromschnellen jeden Verkehr. Straßen oder auch nur fahrbare Wege finden sich im portugiesischen Gebiet der Ostküste ebenso wenig als in Angola. Da hier das Lastvieh dem mörderischen Bisse der Tsetsefliege erliegt, so muß der Mensch den Verkehr vermitteln. Durch Trägerkarawanen ist aber ein rascher Verkehr eine Unmöglichkeit. Die Eingebornen sind im hohen Grade unzuverlässig und die Forschungsreisenden waren wiederholt genötigt, hunderte von Warenballen zu vernichten, weil die Träger Reißaus genommen oder nicht erschienen waren. Der Handel wird von den sogenannten Kanariern (Abkömmlingen von Portugiesen und indischen Weibern) betrieben.

Die Handelsplätze an der Ostküste und am Sambesi sind noch bedeutungsloser als jene Angolas. Das aufblühende Sansibar hat fast den ganzen Handel der südtropischen Küste an sich gezogen und die Orte Moçambique (auf einer Insel gelegen, 7000 Einwohner, darunter 750 Europäer, Sitz des Gouverneurs), Quelimane, Sofala (2000 Einwohner), Inhambane (7000 Einwohner), Ibo vollständig niedergedrückt. Die drei bedeutendsten Ansiedelungen am Sambesi: Senna, Tete und Zumbo, sind schon seit Dezennien verfallen und nur kühner Unternehmungsgeist portugiesischer Kaufleute hat in jüngster Zeit auf den Trümmern neues Leben zu erwecken versucht. Die Kolonien an der Ostküste erfordern vom Mutterlande jährlich einen Zuschuß von ca. 130 000 Mark, sind also vollständig passiv. Die wichtigste portugiesische Niederlassung an der Delagoabai ist Lorenzo Marques, gegenwärtig noch eine unansehnliche Ortschaft, von wo ab die projektierte Eisenbahn nach Transvaal führen soll. Vorläufig führt eine 8 Meter breite Fahrstraße in der Richtung nach den Goldfeldern, von den Portugiesen angefangen, aber natürlich nur einige Kilometer in das Binnenland vollendet. Würde die Straße völlig ausgebaut und in gutem Zustande erhalten, so könnte man in vier Tagen von Lydenburg herunter an die Delagoabai gelangen. Die Tsetse vereitelt freilich jeden Verkehr mit Kindern oder Pferden und es werden sich noch am besten Elefanten hier ver-

wenden lassen. Kenner dieses Landstriches sind indessen der Meinung, daß die Tsetse durch Vernichtung der Buschvegetation verdrängt werden könnte. Ernst von Weber riet die Herstellung einer Tramway an. Die Anlage der vielbeabsichtigten Eisenbahn wäre allerdings für Transvaal das Beste, daß ja einst die Kornkammer von Südafrika und die benachbarten Inseln und eine unererschöpfliche Bezugsquelle von Gold, Eisen, Blei, Kupfer und Steinkohlen für alle näher und ferner gelegenen Länder werden soll. Da das östliche Ende der großen Steinkohlenfelder von Transvaal nur ca. 50 Kilometer von der Delagoabai, reiche Eisenerze aber unmittelbar in der Nähe der Kohlenfelder liegen, so würde hierdurch, wie auch durch den Überfluß an Bauholz, der Bau der Eisenbahn sehr erleichtert werden. Die Bahnlänge von Pretoria bis zur Bai würde etwa 330—340 Kilometer betragen und in vierzehn Stunden zurückzulegen sein. In jüngster Zeit ist die Bahnangelegenheit wieder gänzlich ins Stocken geraten. Eingeweihte Kreise behaupteten im Jahre 1873, mit den Distrikten an der Delagoabai und mit Transvaal würde es sich in jeder Beziehung bessern, wenn Deutschland die Delagoabai von Portugal übernehme und über Transvaal eine Art Protektorat ausüben wollte, nach welchem sich die Boers ungemein sehnem sollen. Ernst von Weber riet allen Ernstes zur Erwerbung der Delagoabai durch Deutschland, wodurch in Südafrika ein Neudeutschland entstehen, dessen enge geschäftlich-merkantile Verbindung mit dem Mutterlande außerordentlich auf die Bereicherung des letzteren zurückwirken und vermutlich in späteren Zeiten den friedlichen politischen Anschluß der allmählich germanisierten Freistaaten an das deutsche Reich nach sich ziehen würde. Der erste Schritt, den der neue Besitzer der Bai zu thun hätte, meint Weber, würde die unverweilte Inangriffnahme der Eisenbahn nach Pretoria, mit Verlängerung nach Potchefstroom und Bloemfontein, sein. Beide Bahnen würden leicht in 3—4 Jahren zu vollenden sein und dann eine ungeheure Veränderung in allen südafrikanischen Verhältnissen zur Folge haben.

Sanfibar.

Das Gebiet des Sultanats Sanfibar (Zanzibar) erstreckt sich vom Kap Delgado an der Küste nordwärts ohne Unterbrechung bis Malindi, und umfaßt auch über dieses nordwärts einige Märkte (Lamo, Djumbo, Barawa und Matdishu), ferner die Inseln Sanfibar, Mafia und Pemba (120 226 Quadratkilometer und 800 000 Einwohner). Vasco da Gama besuchte den Küstenstrich 1498 und fand auf demselben reiche gut gebaute Städte, wie denn die Araber hier bereits im 9. und 10. Jahrhundert blühende Reiche ge-

gründet hatten, welche vorzüglich mit Indien Handel trieben. Von Malindi ließ sich Vasco da Gama von arabischen Lotsen nach Indien hinüber führen. Die Portugiesen machten auf die Küste Anspruch und schon im Jahre 1503 fiel ihnen die Insel Sanfibar (das Menuthias der Alten) in die Hände. Die Küstenstädte wurden eine nach der andern belagert und erobert. Mit dem Besitzwechsel nahm der Handel sein Ende. Die Portugiesen wurden indessen am Ende des 17. Jahrhunderts von dem Imam von Maskat von der Suahelküste vertrieben und seit dieser Zeit gehörte Sanfibar zu Oman und zerfiel in mehrere kleinere Gemeinwesen. 1856 machte sich ein Sohn des Imams, Saïd Medschid, vom Vater selbständig und übernahm Sanfibar als unabhängiges Gebiet. Ihm folgte sein jüngerer Bruder Saïd ben Bargasch als Sultan von Sanfibar, ein aufklärter, verträglicher, von den Engländern beeinflusster Fürst, der noch jetzt regiert und unter dem das Land namentlich in kommerzieller Beziehung sehr gedeiht.

Das zu Sanfibar gehörende Gebiet liegt fast unter dem Äquator und hat daher ein hochtropisches, den Europäern schädliches Klima, welches besonders an den fieberreichen Küsten des Festlandes seine verheerende Wirkung äußert. Sämtliche größere Städte sind an der ostafrikanischen Küste infolge dessen auf die in der Nähe gelegenen Inseln verlegt worden (Mozambique, Sanfibar, Mombasa, Mafaua). Die Hauptmasse der Bevölkerung von Sanfibar bilden die Suaheli (Wassawahili), die ursprünglichen Eingebornen der Küste und der dazu gehörigen Inseln. In ihrem Äußern sind sie den Kaffern ähnlich, tragen nicht die dem Wilden den Stempel der Sklavatur aufdrückende europäische, sondern die orientalische (arabische) Tracht, sind schlank große Leute, gutmütig, freundlich und eifrige Bekenner des Islam. Ihre Gesichtsfarbe variiert vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Braun, da im Laufe der Zeiten eine vielfache Vermischung mit arabischem und indischem Blute stattgefunden hat. Ihre Frauen sind schlank und von stattlichem Aussehen. Das Volk ist heiter und lustig, im Gegensatz zu den unter ihnen wohnenden schweigmägen Araber und Indiern. Reisende erzählen, daß an den Suaheli so recht die unverfälschte, sorglose und unbekümmerte Kindernatur der Negerrasse zum Ausdruck komme. Ihre Sprache, ein Bantu-Idiom, ist von schönem, melodischem Wohlklang und bildet die verbreitetste Handelsprache in Äquatorialafrika. Die Herrschaft haben aber die Araber in den Händen, welche infolge der häufigen Vermischung mit Schwarzen, nicht den Teint der reinen Rasse, sondern eine Gesichtsfarbe besitzen, die alle Schattierungen vom jüdenopäischen Braun bis zum abessinischen Schwarz aufweist. Sie tragen lange enge Kasstans und als Symbol

ihrer Herrschaft ein breites gradcs Schwert mit reich verziertem Griff. Sie sind sehr tolerant, gafffrei und gehören verschiedenen religiösen Sekten an. Die dritte Bevölkerungsklasse bilden die Perfer und Baludſchen aus Oman, meist Soldaten des Sultans. Die Hindi und Banyanen (Indier von Bombay und von der Halbinſel Gutfcherat) haben vollſtändig europäiſche Hautfarbe und Züge und obliegen auſſchließlich dem Handel als Groß- und Kleinhändler, Krämer etc. Sie ſind ungemein thätig und ſparſam; einzelne unter ihnen haben ſich ein großes Vermögen erworben. Die europäiſchen Kaufleute pflegen ihre Kaſſenbeamten, Magazinaufſeher, Engroßlieferanten und Detailabnehmer durchweg den Banyanen zu entnehmen, welche ſehr ehrlich ſind und ſich für ſolche Unter geradezu unentbehrlich machen. Außer dieſen Kaſſen gibt es in Sansibar noch zahlreiche Vertreter anderer Volksſtämme, ſo Malagaſchen, Neger aus Zentralafrika u. a. m. Die europäiſche Kolonie iſt durch engliſche, deutſche, amerikaniſche und franzöſiſche Kaufleute, in ihren niederen Kaſſen durch Portugieſen vertreten.

Von den Produkten des Bodens ſind namentlich Reis, Zuckerrohr, Nelken, Maniok, Sorghum, Früchte, Kokoſnüſſe, Öl, Sesam, Orſeille und Pfeffer zu erwähnen.

Hervorragend iſt Sansibar durch ſeinen Handel, welcher vorzüglich nach dem Innern Afrikas betrieben wird. Araber von Sansibar durchſtreifen Oſtafrika nach allen Richtungen und zwar zunächſt gegen den Ufersee und dann gegen den Tanganjika hin. Ihr Verkehr nach dem Njaſſa iſt ein unbedeutender. Elfenbein und Sklaven waren es, denen die Araber vorzüglich nachgingen; ſeit aber der Sklavenhandel wegen der Wachſamkeit der Engländer über Sansibar nicht mehr gehen darf, ſind die anderen Produkte Innerafrikas an Stelle der ſchwarzen Ware getreten. Die wichtigſte Straße nach dem Binnen- diſtrikte geht von Vagamoyo durch das Land Uſagara über Mwapwa und Ugogo nach Uſjamweſi und deſſen Hauptort Taboro oder Kaſeſh. Hier zweigt ſich der Weg: der eine Arm deſſelben führt nach dem herrlichen Bergland Karagwe und nach Uganda zwiſchen Uſereue und Mwitani, der andere ſetzt ſich weſtlich bis Uſchiſchi am Tanganjikagee fort. Den Beſtrebungen der internationalen afrikaniſchen Aſſoziation iſt es bereits gelungen, am ſüdöſtlichen Ufer deſſen Station Karama anzulegen. Dieſe Straße iſt eine viel begangene und führt nach den reichſten Landſchaften Zentralafrikas. Dem Verkehr nach dem Uſereue wollten die Engländer durch Anlage einer Eiſenbahn (Uſereuebahn) eine feſte Grundlage geben. Dieſe Eiſenbahn ſchrieb man in engliſchen Blättern, werde ein Gebiet von 30 Millionen Men-

ſchen durchſchneiden, welches reich iſt an Vieh, Schafen, Ziegen, Baumwolle, Hörnern, Häuten, Farbhölzern, Gummi, Kautſchuk. Ein großer Teil dieſer Produkte bleibe gegenwärtig wegen der großen Transportkoſten unbenutzt im Innern liegen. Dieſe Strecke, welche der Reiſende jezt mit unjäglicher Mühe in vier bis ſechs Monaten zurücklegt, könnte auf dem Schienenwege in 20 bis 25 Stunden durchſeilt werden. Die Transportkoſten von der Küſte nach dem See würden auf $\frac{1}{300}$ der jetzigen Fracht ſinken und doch ſollte es noch möglich ſein, zehn Prozent für Zins und Abſchreibung zu erübrigen. Sollte das Projekt, das nicht im mindeſten janguiniſch genannt werden kann, realiſiert werden, ſo wäre der Umſtand für alle Verhältniſſe Zentralafrikas ein in koſoſalem Maße modiſizierender. Der wichtigſte Verkehrsplatz an den Ufern deſſen Tanganjikagees iſt, wie Stanley und andere Forſcher berichten, Uſchiſchi mit einer Bevölkerung von 3000 Seelen. Es iſt zugleich einer der wichtigſten Märkte deſſen Innern Afrika. Der Hafen wird in zwei Bezirke geteilt, nämlich das von Arabern eingenommene Ugoy und das von Bagwana, Sklaven und Eingebornen bewohnte Kamele. Der Marktplatz liegt in Ugoy auf einem offenen Raum, der aber in der letzten Zeit auf ungefähr 1000 Quadratmeter beſchränkt worden iſt. Im Jahre 1871 umfaßte ſeine Fläche 2500 Quadratmeter. Auf das Geſtade vor dem Marktplatz ſind die gewaltigen arabiſchen Kanoes emporgezogen, der Marktplatz ſelbſt iſt von dem Lärmen und Summen der bunt gemiſchten Repräſentanten vieler Stämme angefüllt. In Uſchiſchi bekommt man allein die reichen Erzeugniſſe der Tanganjikageſtade zu ſehen und zu kaufen, letzteres gegenwärtig zu Preiſen, welche um 100% höher ſind, als jene vor circa 10 Jahren. Das Pfund Elfenbein koſtete zur Zeit von Stanleys zweiter Anweſenheit in Uſchiſchi 4 Yards Leinwand, eine Ziege 8, ein junger Ochſe 40, ein Topf Palmöl 16, eine Sklave 64 Yards Leinwand. Stanley berichtet über den Warenverkehr, daß Uhua täglich auf den Markt von Uſchiſchi ſein Kaſſetorn (Atama), Getreide, Hirſe, Sesam, Bohnen, Geflügel, Ziegen, Ochſen, Schafe und Butter ſende, Urundi außerdem auch Palmöl und Palmnüſſe, Uſira Eiſen und Draht von allen Stärken, Arm- und Knöchelhänder, Uſwari Maniok und getrocknete Fiſche, die anderen Nachbarſtaaten Buttermilch, Erdnüſſe, Kartoffeln, Tomaten, Bananen, Fiſchfrüchte, Yamswurzeln, Widen, Gartenkräuter, Eier, Geflügel, Fiſche, Sklaven, Elfenbein, Körbe, Netze, Speere, Bogen, Pfeile, Zuckerrohr, Honig u. v. a. Die Stelle deſſen Kurantgelbes vertreten Zeuge, „Kamiti“, weißes „Merikani“, Leinen aus den Fabriken von Maſſachuſetts, geſtreifte oder karrierte Zeuge in blauen und roten Farben

aus Manchester, Muskat von Rutsch, sowie Glasperlen, hauptsächlich „Sofi“, welche schwarz-weißen Thonpfeifenröhren gleichen, die in einige Zentimeter lange Stücke zerbrochen sind. Ein solches Stückchen heißt ein Masaro und ist das in seinem Wert niedrigste Umlaufsmittel, mit dem sich etwas kaufen läßt. Die Sofiperlen sind zu Schnüren von 20 Masaro aufgereiht. Eine solche Schnur heißt dann ein Khetu und genügt zum Einkauf von Rationen auf zwei Tage für einen Sklaven. Die roten Perlen, welche Samisami heißen, die Mutanda, kleine blaue, braune und weiße Perlenforten, werden auch auf dem Markte bereitwillig gegen Viktualien umgetauscht, aber es wird bei ihnen ein Abzug berechnet, da die Sofi von allen Klassen der Marktbefucher als allgemein gültiges Kurantgeld angesehen werden. Udschidschi ist ein überaus wichtiger Posten für das weitere Vordringen der Forscher nach dem Innern des Kontinents und man hat in neuester Zeit neben einer Missionsstation eine solche für die Zwecke der internationalen Assoziation daselbst zu gründen sich bestrbt. Die Stadt selbst gehört einem kleinen Fürstentum an, dessen Beherrscher Mtemi (König) Mgasa bei Stanleys Anwesenheit in einem Thale zwischen den an Uguru grenzenden Bergen residierte und eine abergläubische Furcht vor dem Anblicke des Meeres hatte. Die Bevölkerung des Landes schätzte Stanley etwa auf 36 000 Köpfe, dem Stamme der tapferen Wadschidschi angehörig. Die Stadt Udschidschi selbst verwaltet ein Gouverneur des Mtemi. Die bunte Einwohnerschaft derselben bildet ein seditioses, grausames Element.

Der am meisten nach Westen vorgeschobene Handelsplatz, der von den von Sansibar kommenden arabischen Händlern bewohnt wird, ist Nyangwe. Es liegt 26° 16' östl. L. v. Gr. und 4° 15' s. Br. auf der östlichen Seite des Qualaba in weiter, offener Gegend. Die Stadt zerfällt, nach Stanley in zwei Abteilungen, eine nördliche mit dem Quartiere Mutini Dugumbis, des ersten im Jahre 1868 dort angekommenen Arabers, um dessen Haus die Wohnungen seiner Freunde sich gruppieren, etwa 300 Häuser, und einen südlichen, vom ersteren durch eine breite Aushöhlung des Bodens getrennt, wo ein anderer angesehener Arabersched sein Lager hat. Zwischen den beiden großen arabischen Handelsherren und ihren Leuten herrscht beständig große Eifersucht, indem jeder von ihnen darnach trachtet, von den Eingebornen als der vermögendste und mächtigste anerkannt zu werden. Der Marktverkehr zu Nyangwe ist hoch bedeutend. Abwechselnd sind die Quartiere der beiden Handelspatrone der Mittelpunkt desselben. Auf dem Markte von Nyangwe ist, wie Stanley berichtet, alles zu verkaufen und zu kaufen, von dem gewöhnlichsten irdenen Topf an bis zu dem schönsten Mädchen aus Samba,

Marera oder Ukusu. Ein- bis dreitausend Eingeborne beiderlei Geschlechtes und vom verschiedensten Lebensalter strömen hier zusammen, fast alle tragen in Manjema fabrizierte Kleider, zu denen fein aus Gras geflochtene, schön gefärbte und sehr dauerhafte Zeuge benutzt werden. Für Kauris, Glasperlen, Kupfer- und Eisendraht oder viereckige Stückchen von Palmzeug, das aus den Fasern der Palme *Raphia vinifera* verfertigt wird, können alle Lebens- und Luxusbedürfnisse gekauft werden. Die Ureinwohner von Nyangwe bildeten die Wenyu oder Wagenya, wurden jedoch von den Arabern auf das schrecklichste dezimiert. Gegenwärtig dürften ihrer in und um Nyangwe 20 000 leben, während man sie im Jahre 1868 auf 42 000 Köpfe schätzte. Aber 20 000 sind durch die Araber aus dem Lande weggeschafft oder niedergemetzelt worden, oder sie sind weggeschoßen oder ausgewandert. Eine stuchwürdige Megesei fand zur Zeit der Anwesenheit Livingstones in Nyangwe statt. Das Land um Nyangwe herum ist äußerst fruchtbar.

Dem Verkehr nach dem Tanganjika hat die internationale Assoziation bereits eine sichere Grundlage geschaffen. Ihre fünf abgeschickten Expeditionen haben den Bestand der Station Karama gesichert und eine Karawanenstraße hergestellt, welche von Bagamoyo, über Usagara, Mpwapwa, Ngogo, Tabora, Manyara und Simba nach Karama läuft, auf welcher sich acht Stationen befinden, wo Reisende einkehren, übernachten und sich von den Strapazen der Reise wieder herstellen können. Der gesamte Handel mit den Produkten des äquatorialen Seengebietes ist gegenwärtig nach Sansibar gerichtet und vergebens haben ihn die Ägypter nach dem Norden abzulenken versucht. Der Wert des Exports darf gegenwärtig durchschnittlich auf 10½ Millionen Mark, jener des Imports europäischer Waren auf 11½ Millionen Mark veranschlagt werden. Erfreulicher Weise partizipiert auch Deutschland an dem Handel von Sansibar, wenn auch nur in bescheidenem Maße. Namentlich sind es Hamburger Firmen, die in Sansibar engagiert sind und neben den Amerikanern den auswärtigen Handel in den Händen haben. Die Bewegung zur See ist eine ziemlich hohe; 1875 besuchten Sansibar 113, 1878: 118 Schiffe, worunter eine Anzahl Kriegsdampfer. Die Post gelangt über Alden in 28 Tagen nach Sansibar, ein Kabel geht nach Alden und Natal.

Das herrschende Zahlungsmittel in Sansibar ist neben dem Mariatherefienthaler (Zamurio = 1 Dollar) Kupfergeld, das fast ausschließlich im Kleinhandel zirkuliert. Für den großen Handelsbetrieb ist die landesübliche Münze nur die silberne indische Rupee (= 2 Mark). Gold steht um 10% höher im Kurse als Silber. Auf dem Festlande sind die Kauris das zirkulierende Kleingeld.

Das Längenmaß ist die Ohra = 0,571 Meter, das Hohlmaß die Djezla = 257,4 Liter. Gewichte: 1 Bagla = ca. 15 Kilogramm, 1 Mane = $1\frac{1}{2}$ Kilogramm, 1 Franzella à 36 Rotoli = ca. 15 Kilogramm.

Die Hauptstadt ist Sanjibar, auf der gleichnamigen Insel gelegen. Anfang des Jahrhunderts noch ein Dörfchen, zählt die Stadt heute über 3000 Häuser und ca. 80 000 Einwohner. Sie ist Residenz des Sultans und der Konsuln von Amerika, Deutschland, England und Frankreich. Hauptstapelplatz des Handels. Andere Orte sind Bagamoyo, Ausgangsstation des Handels an der Küste. — Kilwa (12 000 Einwohner) und Mombas (15 000 Einwohner) wichtige Hafenplätze. Pangani, Saadani, Mboamadschi, Malindi, Barawa, Makdischu, Küstenplätze.

Die afrikanische Seenregion. Galla- und Somalländer.

Von den ungeheuren Länderräumen zwischen der afrikanischen Ostküste und den Seen Schirwa, Njassa, Bangweolo, Tanganjika, Ukerewe und Mwuta sind uns nur die Landschaften zwischen dem Ukerewe und Mwuta, ferner jene im Süden des Ukerewe und im Osten des Tanganjika durch die Forschung näher bekannt geworden. David Livingstone, Stanley, Young, Burton, Grant und Speke sind die Pioniere, welche das Land unsrer Kenntnis erschlossen. Am Schirwassee und am südlichen Ende des Njassa sind seit geraumer Zeit Kolonien begründet worden, welche ihr Dasein nicht der merkantilen Spekulation, sondern dem idealen Drange, den Völkern die Vorteile und Segnungen der europäischen Zivilisation und des Christentums zu bringen, verdanken. Livingstone gründete 1861 unweit des südlichen Endes des Schirwassees in einer Höhe von 900 Metern die Station Magero. In einer Tiefergegend hatte diese Station bald ein Ende. Im Jahre 1876 ist am Südbende des Njassa die Missionskolonie Livingstonia gegründet worden. Young hat von hier aus den nördlichen Teil des Sees erforscht und rühmliche Erfolge bei der Unterdrückung des Sklavenhandels errungen. Livingstonia wurde auch bald ein Stützpunkt kommerzieller Unternehmungen, wiewohl dieselben bisher nur von sehr geringer Tragweite waren. Dennoch muß man es sich gestehen, daß es nur dann gelingen wird, die dichtbevölkerten Gebiete im Westen des Njassa, zwischen diesem See und dem Bangweolo der Kultur zugänglich zu machen, wenn man bei den Eingebornen auf die Verbesserung ihrer materiellen Wohlfahrt durch Hebung des Handels dringt. Die Landschaften zwischen dem Tanganjika und der Ostküste sind infolge des Sklavenhandels furchtbar herabgekommen und

von einer Ausbeutung der Produkte in diesen Landschaften dürfte vorläufig nicht viel zu erwarten sein, wenn man sich nicht ausschließlich Mühe gibt, den Sklavenhandel in diesen Regionen vollständig zu unterdrücken und die Kommunikationswege zu verbessern. Das Klima ist ein überaus ungünstiges und die Reisenden haben dabei noch von den Plakereien der Eingebornen, welche oft den letzten Ballen Ware zu erpressen versuchen, viel zu leiden. Da wegen der Tsetse Pferde und Ochsen als Lasttiere nicht verwendet werden können, Träger auf der andern Seite schwer zu beschaffen und noch schwerer zu erhalten sind, hat man Elefanten aus Indien kommen lassen und mit Hilfe dieser die Landschaften am Tanganjika durchzugesen. Zentralafrika, das Land der Elefanten, wurde zum erstenmale von dem Fuße gezähmter Elefanten betreten. Die Reise mit den Tieren glich, wie erzählt wird, einem wahren Triumph. Sie überstiegen Hügel und Berge, waten durch Sümpfe, durchschwammen lustig Flüsse und bahnten sich durch die dichtesten Dschungeln den Weg. Überall folgten ihnen die Eingebornen und bezeugten erstamt ihr lautes Entzücken, wenn die klugen Tiere unverdrossen die schwierigsten Dienstleistungen vollzogen. Dennoch starben drei von den Tieren, aber man hatte mit dem fünften den Weg nach dem Tanganjika in 152 Tagen zurückgelegt, während Trägerkarawanen über 400 Tage dazu nötig hatten. Hieraus ersieht man die Wichtigkeit des Elefanten für die Vereisung äquatorial-afrikanischer Gebiete, und schon ist man daran gegangen, Dressurstationen für heimische Elefanten in diesem Teile Afrikas einzurichten. Der Häuptling Mirambo von Nyamiambe macht leider den Verkehr durch seine Kriegszüge unsicher, liegt mit den Arabern in beständiger Fehde und hat schon mehrere Forschungsreisende in die Streitigkeiten verwickelt, die dann bei Austragung derselben ums Leben kamen. Die Einbeziehung dieser Landschaften in den Weltverkehr wird erst dann erfolgen können, wenn man ein besseres Transportsystem mit organisierten Trägerkorps und Bedeckungsmannschaften unter Benützung der bereits gegründeten Stationen wird durchgeführt haben. Die Transportkosten von der Küste nach dem Tanganjikasee betragen gegenwärtig 1250 Franken per 100 Kilogramm.

Die Landschaften am westlichen Ufer des Ukerewe, zwischen diesem See, dem Luta Njige und Mwuta schilderten schon Grant und Speke beim ersten Betreten als wahre „Negerparadiese“. Besonders gilt dies von Karagwe und Uganda und Unjoro, herrlichen, gesunden Gartenlandschaften. Das Klima derselben ist ein außerordentlich gesundes (die mittlere Jahrestemperatur Rubagas in Uganda beträgt z. B. 21,5° C.).

Der Hauptregennonat ist der November; der April hat ein zweites Maximum des Regensfalls. Eine eigentliche Trockenzeit mangelt, sie besteht nur in dem Nachlassen der Regen, welches von Februar bis März und im Juli und August am meisten hervortritt. Die günstige Regenverteilung befördert die Entwicklung einer großartigen Pflanzenwelt und alles dessen, was von dieser seine Existenz fristet. Die Bewohner (Banjoro Baganda), sind zwar kriegerisch, zeigen sich den Reisenden gegenüber aber zuvorkommend, die Fürsten derselben machten den Eindruck intelligenter Leute, wie Rumanika, Beherrscher von Karagwe, M'tesa, König von Uganda und Kabrega, König von Unjoro. M'tesa trat mit der ägyptischen und englischen Regierung sogar in nähere Beziehungen, empfing Missionare aus England und schickte Gesandte dahin ab; dennoch scheint sein Anlauf, Zivilisation anzunehmen, von keiner nachhaltigen Wirkung sein zu wollen. Der Handel mit den Produkten dieser Länder (Elfenbein, Fellen etc.) geht zumeist nach Sansibar und wird nach dem Norden kaum seine Richtung nehmen, weil die ägyptische Regierung ihre Stationen in der Seenregion nunmehr gänzlich aufgegeben hat.

Das mächtigste Reich in der Trias der Reiche an den Äquatorialseen: Karagwe-Uganda-Unjoro ist Uganda, das Reich des Kaisers M'tesa. Die Form des von M'tesa beherrschten Reiches läßt sich nach Stanley am besten mit einem Halbmond vergleichen. Seine äußerste Länge beträgt etwa 2100 Kilometer (300 geogr. Meilen) und seine Breite ungefähr 420 Kilometer (60 geogr. Meilen), so daß es samt den dazu gehörigen Inseln ca. 30 000 engl. Quadrat-Meilen einnimmt. Rechnet man Unjoro und andere Gebiete dazu, die sämtlich an M'tesa Steuer zahlen, so muß man noch eine Fläche von 40 000 engl. Quadratmeilen hinzufügen, wonach sich die Gesamtausdehnung des Reiches auf ca. 3300 geogr. Quadratmeilen beläuft. Nach Stanley's oberflächlicher Schätzung beträgt die Bevölkerung 2 775 000 Seelen, wobei auch schon die Population Karagwes mitgerechnet ist. Die Erzeugnisse des Landes sind von großer Mannigfaltigkeit und würden, nach Stanley's Ansicht, wenn sie in den Bereich des europäischen Handels gebracht werden könnten, guten Absatz finden, so z. B. Elfenbein, Kaffee, verschiedene Sorten Gummi und Harz, Myrrhen, Löwen-, Leopardenz-, Ottern- und Ziegenfelle, Ochsenhäute, schneeweiße Affenhäute und Rindenzug, dann schönes Rindvieh, Schafe und Ziegen. Von den vegetabilischen Produkten sind der Melonenbaum, die Banane, der Pfing, die Yamswurzel, süße Kartoffeln, Erbsen, verschiedene Arten Bohnen, Melonen, Gurken, Pflanzenmark, Maniok und Liebesäpfel, von Körnerfrüchten Weizen, Reis, Mais,

Sesam, Hirse und Wicke zu nennen. Der Boden der Seeüstengegend ist bis an den Alexandria-Nil von unererschöpflicher Fruchtbarkeit. Die Wälder sind hoch und dicht, der Teak- und Baumwollenbaum, die Tamarinde und einige Gummibäume z. B. erreichen eine außerordentliche Höhe, und einige der niedrigeren, unbewohnten Landstrecken in der Nähe des Sees zeichnen sich durch große Dichtigkeit, Uppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation aus. Die höher gelegenen meistens baumlosen und mit Gras bewachsenen Gegenden scheinen sich mehr zu Weideland zu eignen.

Der Charakter der Bewohner Ugandas, der Baganda ist nach Stanley kein einnehmender. Sie haben, erzählt der Reisende, keine Achtung vor Menschenleben und Menschenrecht; unter sich selbst erkennen sie nur die Macht an und M'tesa muß sein Volk mit äußerster Strenge regieren. Stanley nennt die Baganda listige, verschlagene, betrügerische, lügenhafte, diebische Spitzbuben mit unüberstehlichem Hang, Reichtum durch Räubereien, Gewaltthaten und Mord zu erwerben. Infolge ihrer Furcht vor Strafe kann aber doch der Fremde in fast vollkommener Sicherheit durch ganz Uganda wandern.

Das listige Wesen der Einwohner faßt Stanley auch als Zeichen besonderer Intelligenz auf und wird in dieser Ansicht durch viele andere Beweise bestätigt. Ihre Kleider sind feiner angefertigt, ihre Wohnungen besser und reiner, ihre Waffen und Kanoes vorzüglich. Die Baganda, schreibt Stanley, nehmen häufig ihre Zuneigung zu Zeichnungen, die sie auf dem Erdboden entwerfen, um eine unvollkommene mündliche Beschreibung anschaulich zu machen und der Reisende war oft über die Geschicklichkeit und Naturwahrheit erstaunt, mit der sie solche Illustrationen in groben Zügen hinwerfen. Fast alle bedeutenden Personen, welche bei Hofe erscheinen, können arabische Buchstaben schreiben. Die Eingeborenen haben ein außerordentlich scharfes Gesicht, sind meist groß und schlank und zeichnen sich durch gefälliges Aussehen und angenehme Gesichtszüge aus. Allen wohnt ein Hang zur Reinlichkeit, Sauberkeit und Bescheidenheit inne, und Stanley berichtet die Thatsache, daß eine nackte und unbescheidene Person einem Mitgliede von M'tesas Hofstaat geradezu ein Grueul sei, ja selbst die ärmsten Bauern sähen vollkommen nackte Menschen unwillig und spöttisch an. Der Monarch ist von einem zahlreichen Hofstaate umgeben, unterhält eine Armee und Flotte und tritt stets mit großer Prunksucht auf. Mit seinem Eifer für das Christentum, das Stanley nach Uganda verpflanzt und seither Missionare unter den Baganda zu verbreiten bemüht waren, ist es soweit Ernst, wie bei allen anderen afrikanischen Potentaten und Afrikanern überhaupt. Die Haupt-

nahrung des Volkes bilden Milch und Bananen. Die Sklaverei ist allgemein. Der Handel, in den Händen der Araber, gravitiert nach Sansibar seit Ägypten seine Grenzen von den Äquatorialseen weiter nach Norden verlegt hat.

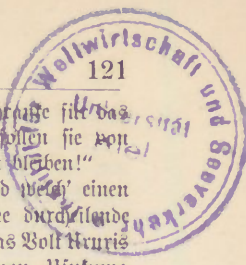
Die Landschaften zwischen Ukerewe und der Küste des Indischen Ozeans kennen wir nur aus Erkundigungen von Erhardt, New, Brenner, Batesfeld, Horer, v. d. Decken, besonders aber aus jenen, die in neuerer Zeit der deutsche Ingenieur Clemens Denhardt gesammelt. Die Regionen sind von den Wambä, Wanika, Wakuasi, Masai und Kawirondo, Bagalla bewohnt, welche sich sämtlich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Rinder bilden ihren Hauptreichtum. An der Ostküste des Nyanza soll viel Handel getrieben werden. Für den Weltverkehr ist das Gebiet dieser Stämme noch zu wenig erforscht.

Die Landschaften am Ukerewesee schildert uns Stanley mit den prächtigsten Farben. In der Nähe der Bumbirehinsel auf dem hohen Gipfel der Ukerewehöhe Musira befand sich der Reisende auf einem Punkte, von dem aus er weithin die Gegend überschauen konnte. Es ist ein Punkt, schreibt er, von welchem das Auge ungestört über einen der fremdartigsten und schönsten Teile Afrikas, über Hunderte von Quadratmeilen der prächtigsten Seelandschaften, schweifen kann, wo es eine große Länge des grauen Plateauwalles überfliehet, der hochaufgeworfen und steil dasteht, aber durch vortreffliche von Pflanzbäumen wie von einer Laube halbumgebene Einfahrten und Buchten ausgezackt ist, wo es Hunderte von Quadratmeilen zur Viehzucht benutzten Hochlandes überfliehet, auf dem man in dichtverstreuten Punkten einzelne Dörfer und Bananenhaine erkennt. „Von meinem hohen Horste“, fährt Stanley fort, „kann ich zahllose Rinderherden sehen und manchen winzigen kleinen weißen oder schwarzen Farbkleck, was nichts anderes als eine Schaf- oder Ziegenherde sein kann. Ich kann auch blaßblaue Säulen des von den Feuern aufsteigenden Rauchs und aufrechte dünne Fingerringe sehen, die sich herumbewegen. In sorgloser Sicherheit kann ich von meinem erhabenen Throne die Bewegungen beobachten und die Höhe ihrer wilden Herzen verlachen; denn ich fühle mich jetzt als einen Teil der Natur und bin für den Augenblick so unverwundbar, wie diese selbst. Sie wissen so wenig, daß menschliche Augen von der Spitze dieser seeumgürteten Insel ihre Gestalten besichtigen, wie daß die Augen des höchsten Wesens auf ihnen ruhen. Wie lange — das möchte ich gern wissen — werden die Völker in diesen Landen ohne Erkenntnis des Gottes bleiben, der die prächtige, im Sonnenlicht strahlende Welt geschaffen hat, auf welche sie jeden Tag von ihren erhabenen Hochlanden hinabblicken! Wie lange soll

ihre ungezähmte Wildheit eine Schranke für das Evangelium sein und wie lange sollen sie von dem Verkünder desselben unbefruchtet bleiben!“

„Weld' ein Land besitzen sie! Und Weld' einen Binnensee! Wie könnten den See durchfliegende Dampfboote“, fährt Stanley fort, „das Volk Morris dem von Usagara, Uganda dem von Usukuma die Hände reichen lassen und die wilden Wavuma mit den Wasinga befreunden, die Watereve mit den Waganda vereinigen! Ein großer Handels-hafen würde dann auf dem Schimji zu schneller Blüte gelangen. Hier würden der Kaffee von Usagara, das Elfenbein, die Schafe und Ziegen von Ugeheya, Usoga, Uruma und Uganda, das Rindvieh von Usogua, Karagwé, Usagara, Zhangiro und Usukuma, die Myrrhen, die Kaffia, die Pelze und Felle von Uganda und Uddu, der Reis von Ukerewe und das Getreide von Uzinga gegen die von der Meeresküste hergebrachten Fabrikate ausgetauscht werden. Das ganze Land würde aus dem Zustande der Wildheit erlöst, der Gewerbesleiß und die Energie der Eingebornen würden angespornt, den Verwüstungen des Sklavenhandels würde Einhalt gethan und alle die rings umher liegenden Länder würden von den edleren Sittenlehren einer höheren Humanität durchdrungen werden. Aber gegenwärtig sind noch die Hände der Völker — mit Mordlust in ihren Herzen — gegeneinander erhoben; wilde Grausamkeit entzündet sich beim Anblick des wandernden Fremden; Seeräuberei ist das von ihnen selbst eingestandene Gewerbe der Wavuma; die Bewohner von Ugeheya und Usoga gehen safernacht; M'tesa läßt seine Schlachtopfer pfählen, verbrennen oder verstümmeln; die Wirigedi lauren längs ihrer Gestade jedem Fremden auf, und die Schleienderer auf den Inseln üben ihre Kunst an ihm; die Wakara vergiften beim Anblick eines Kanoes ihre tödlichen Pfeile aufs neue, und jeder Volksstamm hält sich, Mut und Rachedurst im Herzen, vom anderen fern. Wahrlich, die dunkeln Plätze der Erde sind voll von den Wohnungen der Grausamkeit!“ „O käme doch die Stunde“, ruft Stanley aus, „in der eine Genossenschaft philanthropischer Kapitalisten sich verbindet, diese schönen Länder zu befreien, und die Geldmittel gewährt, daß die Boten des Evangeliums kommen und den mörderischen Haß vernichten können, mit welchem in dem wunderschönen Lande um den Viktoriassee ein Mensch den andern betrachtet.“

Mit den Wakuaasi stehen die Galla und Somali in Verbindung. Die Galla stämme bewohnen die Regionen nördlich vom Danastuß und Ukerewe bis gegen Abessinien, die Somali haben die nach ihnen benannte Halbinsel ungefähr vom linken Ufer des Zuba beginnend, inne. Die Sipe dieser zwei mächtigen Völker sind noch wenig erforscht. Der unglückliche deutsche Baron



von der Decken hat, nachdem er bis über Verdéra am Zuba vorgebrungen, sein Leben verloren. Brenner, ein anderer Deutscher, hat sich an der Galla- und Somalküste mit dem Studium der kommerziellen Verhältnisse speziell befaßt, in der Absicht, dem deutschen Handel hier ein Absatzgebiet ausfindig zu machen. Allein Handel und Verkehr sind hier noch nicht sehr entwickelt, was sich in dieser Hinsicht an den Küsten abspiegelt, kann freilich nicht als Maßstab dienen, obgleich die Produkte der ausgedehnten Landschaften nur einen Weg, nämlich den von der Küste haben. Denhardt berichtet auch, daß die sogenannten Borani-Galla, welche am Mittellaufe des Zuba wohnen und ein großes Hirtenvolk sind, welches viele Kamele und Pferde besitzt, nach „Habeſch“ und „Haräri“ Handel treiben, also nach dem Norden. Übrigens sollen auch die Somal mit den Borani regen Handelsverkehr von Barawa, Kismayo und Lamu aus treiben. Die im Norden an Abessinien grenzenden Landschaften Kaffa und Enarea, schon im Altertum bekannte Handelsbezirke, liefern Kaffee, Myrrhen, Weihrauch, Zibeth und Elfenbein. Aus diesen Regionen geht der Handel bereits über Abessinien nach dem Roten Meere, desgleichen jener von Limmu und Dár Bertat (Gadassí), nach Chartam.

Die Galla oder Orma (d. h. „starke Männer“) haben in den Grenzgebieten gegen Abessinien zum Teile das Christentum angenommen, in den zentralen Teilen ihres Gebietes sind sie Heiden, in den südlichen Mohammedaner. Sie sind ein sittenstrenges Hirtenvolk, durchaus Nomaden, die von dem Ertrage ihrer Herden leben. Die Somal (Singular Somali) werden von den Reisenden, die mit ihnen in Verührung kamen, worunter namentlich der Deutsche Haggemacher und der Franzose Réboil, als ein raubfüchtiges, wildes Volk geschildert. Sie sind Viehzüchter; in moralischer und intellektueller Beziehung stehen sie den Galla nach. Ihr Gebiet, eine Hochebene mit gesundem, warmen, durch Seewinde gemilderten Klima, scheint sehr wasserarm zu sein und ist uns noch wenig bekannt. Vom Standpunkte des Handels ist das Galla- und Somalgebiet, namentlich was die Verührung mit Europa betrifft, fast noch unberührt. Die Galla und Somal zählen eben noch zu jenen primitiven Völkern, welche die europäische Kultur erst lehren muß, die Produkte ihres Landes besser zu beachten und auszubenten. Erst wenn dieses Stadium überwunden ist, kann der Handel erblühen, werden sich gesteigerte Bedürfnisse nach europäischer Ware einstellen.

Abessinien.

Abessinien oder Habeſch (das Abascia des Mittelalters), das fagenhafte Land des Prete Joam, war ohne Zweifel an seiner Nord- und Westseite

den alten Ägyptern bekannt, aber erst die Ptolemäer drangen tiefer in das Land hinein und trugen griechische Bildung dahin, so daß das Land nach Einführung des Christentums schon im 5. Jahrhundert in hoher Blüte stand, wie Kosmas berichtet. Die Missionare, welche von Portugal nach Abessinien geschickt wurden, brachten neue Nachrichten über dasselbe, die kühnen Portugiesen fanden sich aber sehr enttäuscht, als sie nach vollbrachter Umseglung Afrikas an Stelle des vermuteten Glanzes in Abessinien nur Barbarei und ein verwahrlostes Christentum fanden. Ein Deutscher, Gios Ludolf, beschrieb bereits 1681 das Land in seiner *Historia Aethiopica*. 1698 durchzog es der Franzose Poncet, allein wissenschaftlich wurde es erst durch Bruce und Salt erschlossen. Viel trugen zur Erforschung des Landes die Deutschen Hemprich, Ehrenberg, Rüppell, Katte, Schimper, Jsenberg, Krapf, Munzinger, v. Heuglin, namentlich aber die beiden Franzosen Brüder d'Abbadie bei. Heutzutage zählt Habeſch zu den bestbekannten Territorien Afrikas, wenn daselbst auch der Detailforschung noch große Aufgaben harren.

Das Land wird in mehrere Provinzen eingeteilt, zerfiel bis vor kurzer Zeit noch in zwei selbständige Königreiche, nämlich Abessinien und Schoa, steht aber nunmehr unter einem Herrscher (Negus), welcher den Titel Kaiser und König: Negus Negest za Aitiopija führt, der aber häufig Aufstände der Häuptlinge zu dämpfen hat. Habeſch hat eine thatenreiche Geschichte. Es zerfiel in früheren Zeiten in die drei Königreiche Tigre, Amhara und Schoa, litt viele Jahrhunderte an innerer Zerrüttung, bis es im Jahre 1856 dem Negus Theodoros gelang, die Galla zu verdrängen und die drei Reiche zu einem einzigen zu verbinden. Theodoros verwickelte sich leider in einen unheilvollen Krieg mit England und fand in demselben seinen Untergang. Das Reich zerfiel, bis es dem gegenwärtig regierenden energischen Negus Johannes glückte, die Ägypter, welche die Hand nach dem anarchischen Lande ausstreckten, gänzlich zu besiegen und auch den Beherrscher von Schoa, König Menilek, in die alte Abhängigkeit zu bringen. Der mit drakonischer Strenge regierende König Johannes zeigt sich der europäischen Kultur sehr zugänglich und hat wiederholt europäische Botschaften empfangen, darunter in jüngster Zeit eine deutsche, an deren Spitze sich Gerhard Rohlfs befand.

Abessinien (410 000 Quadratkilometer mit 3 Millionen Einwohnern) ist ein Alpenland, „die afrikanische Schweiz“, der Bodenformation nach aus Hochebenen bestehend, die von einigen Gebirgsketten durchzogen sind, welchen enge und tiefe Täler folgen. Um das Plateau dehnt sich im Norden und Westen eine mit dichtem Urwalde bedeckte ebene Landschaft (die Kola oder Kivola).

Diesen Verhältnissen entsprechend unterscheidet man in Abeßinien zwei klimatische Regionen. Die des Tief= (Kola) und die des Hochlandes (Dega) mit einer Übergangsregion, der Wainadega. Das Klima des Hochlandes ist gemäßig und angenehm, auf den Höhen, die im Winter mit Schnee bedeckt sind, kühl. Auf der Ostseite beträgt die mittlere Jahrestemperatur 29—30° C., auf der Westseite 34—36° C. In den Tieflandschaften ist den größten Teil des Jahres eine sehr heiße Temperatur. In der Samhara ist die Luft trocken, weil die Tropenregen fehlen, dagegen auf den höher gelegenen, waldbedeckten Teilen feucht und heiß. Die Regenzeit dauert in den tieferen Gegenden vom April bis September, auf den Hochebenen von Juli bis Oktober. Die abessinischen Regen speisen, wie schon erwähnt, den Nil und sie sind es, die die Befruchtung Ägyptens verursachen. In Schoa dauert die Regenzeit von Mitte Juni bis Anfang September. Für den Europäer ist das Klima des Hochlandes gesund, während er in der Kola an Fieber und Dysenterie zu leiden hat.

Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Das Hauptkontingent bilden die Abeßinier, mit kaukasischen Zügen, aber dunkler Hautfarbe, zur südlichen Familie der Semiten gehörig, eine Kolonie der sogenannten Himjariten, welche einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung aus Arabien über die Meerenge hintüberzogen. Die alte Sprache derselben, das Äthiopische (Geez), ist nunmehr aus dem gewöhnlichen Leben verschwunden und gilt nur als heilige Kirchensprache. Das Tigre, Tigrina, Amharena und das Harari sind Tochter-sprachen des Geez. Die Abeßinier werden von den Reisenden in den schwärzesten Farben geschildert. Man beobachtete an ihnen Mangel an Regsamkeit, Arbeitscheu, Zügellosigkeit. In geistiger Beziehung stehen sie sehr tief. Etwas Malerei und Musik ist alles, wozu sie sich aufgeschwungen. Ihre alte Literatur ist längst verfallen, die Kenntnis des Lesens und Schreibens ist ein Privilegium der höheren Klassen, namentlich der Geistlichkeit. Auch industrielle Regsamkeit ist nicht vorhanden. Die christlichen Abeßinier treiben keine Handwerke. Neben den eigentlichen Abeßiniern sind noch die Galascha oder die abessinischen Juden, ein strenges, sittenreines, aber dem Handel abgeneigtes Völkchen am nordöstlichen Ufer des Tjanasees, die Gamanten und Waito (Seiden), Agaus, Tschersch, Kunama und die Galla, namentlich die Wollo-Galla, ein freizbares, tapferes Volk, dem es gelungen ist, bis in die nördlichsten Distrikte von Schoa vorzudringen, zu erwähnen. Keine Araber und Neger befinden sich in geringer Zahl gleichfalls im Lande. Die Religion der meisten Bewohner ist das mono-physische Christentum, der Patriarch (Abuna, d. h. „unser Vater“) residiert in Gondar; daneben

herrscht auch der Islam und die mosaïsche Religion.

Tier- und Pflanzenwelt Abeßiniens sind sehr reich, doch wenig ausgebeutet. Der Ackerbau ist der Hauptnahrungszweig der Bewohner. Er liefert: Weizen, Gerste, Reis, Durra, Tabak, Baumwolle u. Die Viehzucht wird auch betrieben und zwar werden Rinder, Pferde, Esel, Maultiere, Schafe, in den Niederungen Kamele gezüchtet. Die Industrie ist ohne Belang und hat sich, wie behauptet wird, über den gemeinsamen afrikanischen Standpunkt nicht erhoben. An Mineralien findet sich Gold im Sande der Flüsse, dann Steinkohlen, Eisen, Schwefel, Alaun, Salz u. Der Handel ist keineswegs bedeutend, obgleich das reiche Land dem Meere so nahe liegt. Die Produktionsfähigkeit und die wirkliche Produktion ist eben so geringe, daß sich für den Handel zu wenig Objekte finden. Nur der Transitohandel mit Produkten der südlichen Nachbarländer (Elfenbein, Gold) ist von einigem Belang. Großhandel ist dem Abeßinier fremd, er huldigt nur kleinen Tauschgeschäften. Den europäischen Handel nach Abeßinien beherrscht Massua. Exportiert werden: Häute (Ruh-, Ziegen-, und Schafshäute), Perlmutter, Schildpatt, Butter, Rhinoceroszähne, Zamarinde, Cassia, Pferde, Maultiere, Honig, Wachs, Gummi, Elfenbein, Straußeneier (ca. 1000 Rotli à 4½, Dekagramm jährlich), Gold, Kaffee von vorzüglicher Qualität, gelangt wenig nach außen. Der Wert des Exports beträgt ca. 14 Millionen Mark, der des Imports ca. 15 Millionen Mark. Importiert werden: Baumwollzeuge, Tabak, Pfeffer, Glasperlen, Werkzeuge, Sandelholz u. Der Sklavenhandel ist noch im Betriebe. Die Kommunikation im Lande ist eine sehr schwierige, wie es in einem unkultivierten Gebirgslande nicht anders sein kann. Moderne Verkehrsmittel kennt das Land nicht. Der Verkehr mit Europa vollzieht sich über Massua auf ägyptischen Küstendampfern. Ins Innere bringen Boten die Post.

Die Hauptstadt des Reiches ist Gondar (7000 Einwohner), aus einer christlichen und einer mohammedanischen Stadthälfte bestehend, Residenz des Negus und Patriarchen. — Adowa Adua, 3000 Einwohner, in der Nähe Axum, ehemals die Kapitale des von den Gallas zerstörten axumitischen Reiches. — Angolola (4000 Einwohner) und Ankober (6000 Einwohner), beide auf ziemlich hohen Berggipfeln erbaut, letzteres früher Hauptstadt von Schoa. — Magdala, Fesse, welche die Engländer erobert. Andere Orte sind Antalo, Guderä, Debra Tabor und Dima.

Zentralafrika.

Die ausgedehnten Regionen des afrikanischen Kontinents im Süden von Adamana, Bagirmi, Wadai, dem ägyptischen Sudan, im Westen der

großen innerafrikanischen Seen, im Norden des Sambesi und seiner westlichen Zuflüsse und im Osten der Küste von Niederguinea und der auf derselben begründeten europäischen Kolonien, ein ungeheuer großes Gebiet, ist uns am Äquator und bis 10° nördlich und 5° südl. Breite nur mangelhaft, zu beiden Seiten des 10° südl. Breitengrades aber etwas genauer bekannt. Diese kolossale Fläche war in ihrem nördlichen Teile vor der epochemachenden Fahrt Henry Stanleys noch als weißer Fleck auf unseren Karten zu finden. Den südlichen Teil derselben hatten der unsterbliche David Livingstone, Cameron, Savorguan de Brazza, Serpa Pinto und die Sendlinge der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland erforscht, soweit dies unter unsäglichen Mühen und den schwierigsten Verhältnissen möglich war. Die nordöstliche Ecke des großen Quadrates haben Dr. Schweinfurth, Dr. Emin-Bey und Junker exploriert, und es liegen der Wissenschaft über diesen Teil der terra incognita in jüngster Zeit bereits Materialien vor, welche bisher kartographisch noch nirgends verwendet worden sind. Soviel scheint gewiß, daß der große Flächenraum des inneren Afrika neue, interessante Völker birgt, welche der Zivilisation nach und nach zugeführt werden sollen. Eines derselben im äußersten Nordosten sind die uns in jüngster Zeit besser bekannt gewordenen Niamniam oder Sandeh, ein Menschenstamm, über dessen ethnologische Stellung die Fachmänner noch nicht einig sind. Der Name Niamniam ist ein Kollektivname und bedeutet soviel wie „Fresser“. Schon der Afrikareisende Dr. Vogel hörte an der Grenze von Jakoba von Kannibalen; doch viele Forscher hielten es für unmöglich, daß irgend ein Volk Afrikas gewohnheitsgemäß der Menschenfresserei ergeben sein könne, bis Dr. Schweinfurth durch seinen Besuch bei den Niamniam den Kannibalismus außer aller Frage stellte. Die Niamniam, von ihren Nachbarn „Makaraka“ und „Babungera“ genannt, wohnen im Gebiete der westlichen Zuflüsse des weißen Nil und im Süden von Wadai. Wie weit sich ihre Wohnsitze gegen Westen erstrecken ist noch unbekannt; jedenfalls ist aber das von ihnen eingenommene Gebiet mit 170 000 Quadratkilometern viel zu gering angeschlagen. Sie sind ein echtes Jägervolk, das sich aber neben der Jagd auch noch mit dem Anbau von Mais, Bataken, Tabak u. s. w. befaßt. Dr. Schweinfurth fand im Lande der Niamniam auch gut angebautes Land und Distrikte reich an Mais und Sorghum. Am meisten septe ihn, wie er erzählt, die Kultur von Mais in Ernteständen, welche z. B. im Mbomos Distrikt in großem Maßstabe betrieben wird und ganze Ackerflächen einnimmt. Die Eingeborenen konservieren den Mais, weil die Körner teils durch Schimmelbildung, teils durch Wurmfraß leicht

verderben, während der Wintermonate, indem sie die Kolben, zu riesigen Bündeln zusammengebunden, auf hohen freistehenden Bäumen befestigen, wo sie dem Luftzuge am meisten ausgesetzt sind und von Würmern verschont bleiben. Auch wohlgeschmeckende Bohnen werden gezogen. Das Land der Niamniam gleicht nach Schweinfurth wegen seines sehr großen Wasserreichthums einem stets gefüllten Schwamm. Infolge dessen finden die Gewächse das ganze Jahr Wasser und die Thalsenkungen und Erdspalten schmücken sich mit der vollen Majestät eines Tropenwaldes. Die Mannigfaltigkeit der Baumarten, die Formenfülle der niederen Gewächse ist in derselben erstaunlich groß und stellt die ganze Flora der Guineanischen Küste und der unteren Nigerländer zur Schau. In dem sonstigen äußeren Habitus ist die Vegetation des Niamniamlandes ein, offener parkartiger Buschwald mit hervortretender Großlaubigkeit.

Von den Tauschartikeln der Niamniam erzählt uns Dr. Schweinfurth, daß die Lieblingsorte von Glasperlen, welche zur Zeit seiner Anwesenheit im Lande getragen wurde, „Mandina“ heißen und aus länglichen, bohnenförmigen, mehrkantigen Prismen von lasurblauer Farbe bestehen habe. Die übrigen Sorten waren im Lande verachtet und ohne jeden Wert. Kaurimuscheln spielen bei den Niamniam gleichfalls keine Rolle mehr. Die Mode verbreitet eben auch in den Wildnissen die Sucht nach selbständigem Wechsel der „Nouveautés“. Nur Kupfer und Eisen wurde an Zahlungsstatt nie verweigert. Das Kupfer war meist englische Ware in Stangen von 2 Zentimeter Durchmesser, welches von Chartum gebracht wird, seltener die großen Barren aus den Kupfergruben im Süden Dar-Fors. Anderes Nutzvieh außer Hühnern und Hunden ist den Niamniam nicht bekannt. Ihre Hauptnahrung besteht in Fleisch, am liebsten in Menschenfleisch, denn sie sind, wie schon ihr Name besagt, entschiedene und arge Menschenfresser. Der Anthropophagie huldigen außer den Niamniam auch deren südliche Nachbarn die Monbuttu oder Mangbattu, einige Stämme an der Westküste Afrikas, namentlich in Calabar, die Fan und Mpongwe, wo der Afrikareisende du Chaillu die Menschenfresserei antraf, endlich die Bewohner der Landschaft Manjema, wie uns Livingstone versichert. In Südafrika hat die Anthropophagie nur zeitweise geherrscht und zwar bei den Basutos. Auch Cameron traf bei seiner Durchquerung des Kontinents Menschenfresser. Dr. Schweinfurth erzählt, bei den Monbuttu sei das Fett der Menschen in allgemeinstem Gebrauch. Ihr Kannibalismus scheine den aller Völker in Afrika zu übertreffen. Da sie im Süden ihres Gebietes von einer Anzahl völlig schwarzer, auf niedriger Kulturstufe stehender und daher von ihnen verachteter Völker umgeben sind,

so eröffnet sich ihnen daselbst die willkommene Gelegenheit, auf Kriegs- und Raubzügen sich mit hinreichend großen Vorräten von dem über alles geschätzten Menschenfleisch zu versorgen. Das Fleisch des im Kampfe Gefallenen, berichtet Schweinfurth, wird auf der Walstatt verteilt und im gedörrten Zustande zum Transport nach Hause hergerichtet. Die lebendig Gefangenen treiben die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelherde, um sie später einen nach dem andern als Opfer ihrer wilden Gier fallen zu lassen. Die Kinder verfallen als besonders delikater Bissen der Küche des Königs. Für den Monbuttu-König Munsja sollen, während Schweinfurths Anwesenheit, täglich zwei Kinder geschlachtet worden sein. Wenngleich vor dem Fremden der Kannibalismus verheimlicht wurde, so fand Dr. Schweinfurth auf Schritt und Tritt sichtbare Spuren desselben, überraschte die Eingebornen beim Vaten menschlicher Extremitäten und er kann mit Recht behaupten, daß der Kannibalismus der Monbuttu seines gleichen suche in der ganzen Welt. Ob wir aber, selbst bei den ausgesprochenen Kannibalen, den Niamniam, an eine gewohnheitsmäßige Menschenfresserei zu glauben haben werden, mag dahin gestellt bleiben. Wir werden lieber annehmen, daß der wilde Afrikaner aus Not, Aberglauben oder Gourmandise sich zu der naturwidrigen Sitte verirrt, seine Mitmenschen zu verspeisen. An eine Kultur oder nur deren mindeste Regung ist bei einem der Anthropophagie ergebenden Volke wohl nicht leicht zu denken. Bei dem Volke der Monbuttu traf übrigens Dr. Schweinfurth eine ausgebildete Industrie in Metallwaren. Von den Monbuttuschniedern erzählt Dr. Schweinfurth, daß sie ihren Nachbarn durch Anwendung vollendeter Werkzeuge in der Schmiedekunst weit überlegen seien. „Sie sind die einzigen, welche statt eines Ambosses von Stein zum Hämmern sich eines solchen von Schmiedeeisen bedienen. Vermittels des Meißels wird hier eine jede Waffe in der Kontur geformt und durch Hämmern die nötige Schärfe hervorgebracht. Unsere Feilen ersetzt ihnen ein feinkörniger Sandstein oder eine Gneisplatte, um die Waffen zu weichen und zu schärfen. Münzen werden nicht geprägt und Schmiedeeisen vertritt selten die Stelle des Geldes. Faustgroße Eisenklumpen bilden das Rohmaterial, aus welchem der Künstler seine Waffen formt.“ Ihre Geschicklichkeit, schreibt Schweinfurth, ist bewundernswürdig und ihre Gewandtheit, in kürzester Frist aus einem solchen Klumpen Spaten und Lanzen zu formen, ohne Beispiel.

Das Kupfer war den Monbuttu bereits vor Ankunft der Araber bekannt und Schweinfurth vermutet, da vordem eine Verbindung mit der mohammedanischen Welt nicht stattgefunden, daß vielleicht die Kupferminen in Angola und Loango,

oder andere aus den südwestlichen Teilen von Südafrika das Kupfer bis nach dem Niamniamlande geliefert haben. Da fast alle künstliche Hiebsarten, die der Monbuttu an sich trägt, aus Kupfer hergestellt werden, so ist der Bedarf an diesem Metall ein großer. Außer Kupfer und Eisen sind dagegen alle übrigen Metalle den Monbuttu unbekannt. Zinn und Blei haben sie gelegentlich als Merkwürdigkeiten von den Nubiern erhalten; beides hatten sie aber vordem noch niemals gesehen. Dr. Schweinfurth vermutet, nach Andeutungen, die ihm von einem Niamniam zugehen, daß in diesen Ländern auch Platin, bestehend aus bohnen- und erbsengroßen Stücken, gefunden worden sei. Die Niamniam beschreiben es als weißes Metall von der Härte des Eisens. Die Vervollkommnung ihrer Werkzeuge befähigt die Monbuttu, wie Dr. Schweinfurth bemerkt, auch zu einer größeren Entwicklung der Holzschnitzerei. Sie sollen das einzige Volk in Afrika sein, das den Gebrauch des einschneidigen Messers kennt. Schüsseln, Schmel, Pauken, Boote und Schilde bilden den Hauptgegenstand der Holzschnitzerei. Auch die Töpferarbeiten bezeichnen einen für die Kultur Afrikas deutlich ausgesprochenen Fortschritt, wenngleich ihnen der Gebrauch der Drehscheibe, wie den anderen Völkern Afrikas unbekannt ist. Neben der Eisen- und Holzschnideindustrie werden Matten und Körbe geflochten. Das Gerben der Felle ist unbekannt. Die technische Gewandtheit der Monbuttu bekundet sich hauptsächlich im Häuserbau, auf welchem Gebiete sie, wie Dr. Schweinfurth betont, für afrikanische Verhältnisse ganz Hervorragendes leisten. Andere wenigbekannte Stämme an der Grenze der Terra incognita, wie die Kredj, Golo, Majansa, Mabode, Maoggu sind industriell nicht thätig. Es ist selbstverständlich, daß von den Produkten dieser Völker nicht viel in den Handel gelangen kann, außer Elfenbein, welches sie erbeuten und an arabische Händler verkaufen.

Der Kühne Henry Stanley hat durch seine berühmte Fahrt auf dem Kongo die Augen der europäischen Welt auf das Zentrum der Terra incognita gelenkt und man hat namentlich dieses Gebiet in Europa bei der Vorliebe für Kolonisation ins Auge gefaßt. Stanley schildert den ungeheuren Reichtum der Regionen am mittleren Kongo. Zunächst malt er uns die Fauna des Kongothales als eine höchst mannigfache und reiche. Man traf Elefanten mit prachtvollen Haarzähnen, Herden roter Büffel, ganze Schwärme von Pavianen und winzig kleinen langschwänzigen Affen; in den Kanälen wimmelte es von Amphibien, Flußpferden, Krokodilen und Manatis. Ebenso mannigfaltig und reich ist die Flora der von Stanley durchreisten Gegenden. Der Reisende berichtet von erstaunlicher Vegeta-

tionsfülle, die er stellenweise getroffen: viele Arten von Baumwollensäulen von 4–5 Meter Umfang und 18–20 Meter Stammlänge, deren Wolle von den Eingebornen als Zunder gebraucht wird, viele Arten des Butterbaums, des *Ficus Kotschyana*, der afrikanischen Silber- oder Weißbuche, der afrikanischen Esche, des weißen Ölbaumes, der *Zygia*, *Tamarindus indica* mit großartiger Krone, verschiedene Arten von Rubiaceen und Sterculiaceen, Kerzenbeerbäume, *Sophora alata*, Balsamodendrons, *Landolphia florida*, Gummi erzeugende kriechende Pflanzen, Silber-, Eisenknospe- oder Nußbäume, wilde Betschtauben, Nierenbäume, wilde Mangobäume, Brechnußbäume, arabische Akazien, verschiedene Gummibäume, Orchideen, Euphorbiaceen, Aloes, wilde Ananaspflanzen, Jaruträuter u. v. a. m. Die reichen Produkte ihres Landes bringen die Eingebornen auf die zahlreichen Marktplätze und bieten sie feil. Diese Marktplätze sind, wie Stanley erzählt, in Distanzen von 2 bis 3 Meilen von einander entfernt, bilden Hauptversammlungs-orte für die Eingebornen von beiden Ufern des Kongo und werden als neutraler Boden angesehen, den kein Häuptling beanspruchen und für deren Benutzung niemand irgend ein Vorrecht sich aneignen darf. „Viele derselben sind weite Grasplätze unter dem Schatten mächtiger, sich weit ausbreitender Bäume, welche jeder Landschaftsmaler zu wundervollen Fluß- und Uferstudien ausbeuten könnte. Den Hintergrund bildet der tiefschwarze, in seiner Dichtigkeit scheinbar ganz undurchdringliche Urwald; hier und da blickt ein noch gewaltigerer Riesenbaum, der aus den engen traulichen Gruppen stolz herausgetreten ist, auf seine Nachbarn herab. Seine Zweige sind ein Lieblingsaufenthalt der Adler mit weißer Halskrause und der freischwebenden Zibie. Hier und da heben sich aus den Massen die fedrigen und graziösen Zweige der Ölpalme hervor. Im Vordergrund fließt der breite braune Fluß. Am Morgen sind an Markttagen diese Grasplätze gedrängt voll Menschen. Aus den Tiefen des Waldes und aus den isolierten Lichtungen, von den einsamen Inseln und aus dem offenen Lande der Bakutu strömen die Eingeborenen zusammen mit ihren Kassabakörben, ihren Matten aus Palmfasern und Schilfgras, ihren Kürbissen voll Palmwein, ihren Bohnen und Mais, Hirse und Zuckerrohr, ihren Töpferwaren, mit den Kupfer-, Eisen- und Holzarbeiten ihrer Handwerker, mit dem scharlachroten Gabanholze, mit ihren Gemüsen, Bananen und Pflanzfrüchten, ihrem Tabak nebst Pfeifen und Troddeln, ihren Zischnezen und Körben, mit ihren Tischen und einer Menge von Gegenständen, welche zu produzieren ihr Geschick und ihre Bedürfnisse sie gelehrt haben. Alles ist dann voll munteren Lebens und eifrigen Tauschhandels bis um die Mittagszeit, wo der Platz wieder still und

menschenleer daliegt, eine Beute der von keiner Staffage belebten düstern Schatten, in denen der Habicht und der Adler, der Zibie, der graue Papagei und der Affe ungestört fliegen, kreischen und brüllen mögen.“

Weiter gegen Westen bemerkte Stanley am Kongo denselben regen Handelsverkehr unter den Eingeborenen. Die Bakwena und Bateke benahmten sich gegen den Reisenden sehr freundlich, besaßen Schießpulver in Menge und jeder Mann, der nur irgend eine Flinte tragen konnte, hatte eine solche, häufig auch mehrere. Stanley bemerkte auch Delfter Steingut und englisches Töpferzeug in ihren Händen z. B. Teller, Krüge, Schüsseln, galvanisierte Eisenlöffel, Messerschmiedwaren aus Birmingham und andere Artikel aus europäischen Fabriken, welche auf den inländischen Märkten gekauft werden. Die Distrikte halten ihre Märkte an bestimmten Tagen und auch die Bewohner des jenseitigen Ufers des Kongo besuchen die Märkte, auf welchen auch europäisches Salz, Schießpulver, Flinten, Zeug, irdenes Geschirr gegen die Landesprodukte, nämlich Erdnüsse, Palmöl, Palmnüsse, Palmwein, Kaffatabrot und Kaffatabkollen, Yamswurzeln, Mais, Zuckerrohr, Bohnen, inländisches Töpferzeug, Zwiebeln, Biegen, Geflügel, Eier, Eisenblech und bisweilen auch einige Sklaven eingetauscht werden. Da die Märkte der verschiedenen Stämme zu verschiedener Zeit stattfinden, ist es möglich mehrere zu besuchen und so werden die Einwohner dieser Distrikte ohne Karawanen oder Handelsexpeditionen mit allen ihren Bedürfnissen gut versehen, ohne sich den Beschwerden einer Reise nach der Küste aussetzen zu müssen. Von Distrikt zu Distrikt, von Markt zu Markt und von Hand zu Hand werden europäische Fabrikate und Waren an beiden Ufern des Kongostromes und an den Handelsstraßen entlang weiter geführt, teils auf Kanoes gegen Osten expediert, bis sie nach Upoto gelangen, dem äußersten Punkt, bis zu welchem irgend ein von der Westküste kommender Gegenstand gelangt. Infolge dieser Form des Handelsverkehrs, berichtet Stanley, braucht ein in Ambria, Ambriette oder Kisseмба ausgeschiftes Fäßchen Pulver ungefähr fünf Jahre, um zu den Bangala zu gelangen. Die erste Muskete wurde in Angola ungefähr in dem letzten Teile des 15. Jahrhunderts aus Land gebracht und es hat 390 Jahre gedauert bis 4 Musketen nach Rubunga in Nganza gelangten, etwa 500 Kilometer von der Mündung des Kongo.

Von den Hafenplätzen an der Mündung des Kongo ist Boma (Embouma) der bedeutendste. Nach Stanleys Beschreibung befinden sich daselbst ein halbes Duzend Handelsfaktoreien, in denen etwa 18 Weiße beschäftigt sind. Die Häuser sind alle aus Brettern erbaut und der Regel nach mit runzelig an einander gefügten Zinkplatten

bedeckt. Diese Kaufmannshäuser liegen in einer Reihe vorn am Strom. Jede Faktorei benutzt einen geräumigen Hof zu ihrem Handelsgeschäft, das in dem Handel mit Baumwollfabrikaten, Glaswaren, Töpferzeug, Eisenwaren, Wacholderbranntwein, Rum, Flinten, Schießpulver, wogegen Palmöl, Erdnüsse und Elfenbein eingetauscht werden, besteht. Die Kaufleute verstehen es, ihr Leben so behaglich und angenehm zu machen, wie ihnen dies ihre Mittel irgendwie erlauben. Einige von ihnen bauen Obst und Gartengemüse und haben sich auch Weinberge angelegt. Ananas, Gurken und Limonen kann man auf dem Markte kaufen, der einen Tag um den andern in einer kleinen Entfernung hinter der europäischen Niederlassung abgehalten wird. Boma entwickelt sich, wie sich wohl denken läßt, sehr langsam, ja gar nicht, und Stanley erzählt, obgleich es verhältnismäßig alt sei und obgleich die Europäer mit diesem Distrikt und seiner Bevölkerung länger als ein Jahrhundert im Handelsverkehr gestanden, daß doch die vom Kapitän Tuckey im Jahre 1816 gegebene Schilderung des Ortes noch immer so richtig sei, wie wenn sie heute niedergeschrieben worden wäre; noch immer bestehen dieselben Zeremonien und Lebensgebräuche, noch immer der Argwohn und die Intoleranz gegen Fremde, die hier nach Rum, der Mangel an Lebensmitteln u. Die Aussicht in das Land hinein ist traurig, kahl, frostig, trostlos; man sieht nur grasbedeckte Hügel und vielfach kuppeltes Terrain, dessen einziger Schmuck starke und große Baobab sind, welche auf den nackten Flächen wenigstens einige Abwechslung gewähren.

Das bei uns knapper werdende Elfenbein ist am Kongo so reichlich vorhanden, daß die Eingebornen keine Ahnung von dem Werte desselben zu haben scheinen, und sich riesige Mengen desselben sind aufgespeichert, daß fast alle Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauchs daraus gefertigt sind und es niemand einfallen würde, für Elfenbein etwas zu bezahlen. Die Ölpalme bildet große Wälder; Baumwolle, Kautschuk, Grundnüsse gedeihen im Überfluß. Dazu sind auch Gold- und Kupferminen bekannt. Es versteht sich von selbst, daß alles dies den Kaufmann anlocken muß, allein erst die Zukunft wird lehren, ob sich in dem mittleren Kongobecken haltbare Stationen errichten lassen und ob eine praktische Kommunikation mit der Küste hergestellt werden kann. Stanley beobachtete, wie erwähnt, an den Eingebornen dieser Region eine rege Handelslust und er ist eben unterwegs, um die Thatsache zu erhärten, ob eine Einbeziehung des mittleren Kongobeckens in den Weltverkehr auch praktisch wirklich durchführbar sei. In England und Deutschland wiegten sich viele Kreise in den Träumen an ein zweites Indien, mitten im Herzen des schwarzen Kontinents.

Auch Cameron erzählt uns von dem Reichtum

der von ihm durchzogenen zum Reiche Urua gehörigen Landschaften am Oberlaufe des Kongo, dann zwischen Sansibar und Benguela überhaupt. Am Schlusse seines Wertes gibt er ein Verzeichnis vieler Produkte, die sich zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean (zwischen 5. und 15° südl. Br.) finden; Zuckerrrohr gedeiht hier überall, wo Wärme und Feuchtigkeit vorherrschen. Ölpalmen gedeihen bis zu einer Höhe von 800 Metern und sind am zahlreichsten im Gebiet des Kongo. Kaffee läßt sich an den meisten Orten leicht anpflanzen; die Araber befördern seine Verbreitung. In Nyangwe gleiche seine Bohne derjenigen in Mokka. Tabak, Reis, Sesam, Pfeffer, Kofos- und Muskatnüsse wachsen überall. Bauhölzer gebe es in Menge, doch bleiben sie eben unbenutzt. Getreide, Mais sei überall zu finden. Dreimal im Jahre werde geerntet und jede Ernte gebe 150 fältigen Ertrag. Kautschuk, Kopalgummi, Elfenbein, Häute, Honig, Wachs rufen nach einem lebhaften Handelsverkehr. Eisen, Kupfer, Gold, Kohlen und Salz finde man an vielen Orten. Nach dieser Schilderung Camerons würde Zentralafrika in Zukunft die Kornkammer Europas bilden. Allein nüchterne Kreise halten dafür, daß eine Ackerbau- oder Pflanzungskolonisation im Innern Afrikas nicht recht möglich sei, schon aus klimatischen und vielen anderen Gründen. Am schnellsten wird sich ohne Zweifel eine Handelskolonisation entwickeln. Eine Reihe von Handelsfaktoreien an der Küste und im Innern, die dann mit einander in stetem Kontakt stünden, namentlich Verlegung solcher Faktoreien an die Ufer der Seen, würde die Handelskolonisation zu großer Blüte bringen. Daß Deutschland an einer solchen sich zu beteiligen vor vielen anderen Staaten berufen ist, wenn sich nur energische Männer finden, die mit festem Mut dabei sind, bedarf keines Beweises. Cameron erwog die Herstellung eines Verkehrsweges nach dem Innern Afrikas und schlug vor, vom Sultan von Sansibar durch Vertrag oder Kauf einen Hafen, z. B. Mombas zu erwerben und von da eine Sekundäreisenbahn nach Unyanyembe und an den Tanganjika mit Zweiglinien nach dem Viktoria-Njansa (Ukerewe-bahn) und südwärts durch Ugogo zu bauen. Der Reisende ist der Ansicht, daß etwa für 1000 Pfd. Sterling eine englische Meile einer solchen Bahn hergestellt werden könnte. Er dachte dabei an eine „Pionierbahn“, welches System für ein noch unkultiviertes Land am besten geeignet erscheint. Ein solcher von der Küste ins Land dringender Schienenweg würde, meint Cameron, sofort einen Ertrag abwerfen, denn der jetzige Elfenbeinhandel nach Sansibar würde allein hinreichen, die Betriebskosten zu decken, und so bliebe also schon ein Überschuß, ohne daß die zu erwartende Steigerung des Verkehrs in Anschlag gebracht würde

Mit Bestimmtheit sei anzunehmen, daß namentlich viele der indischen in Sansibar sich aufhalten den Kaufleute ins Innere reisen würden, wenn sie den Weg ohne körperliche Anstrengung zurücklegen könnten. Zugleich, fährt Cameron fort, müßte man auf den Sambesi, Kongo und Kwanja schnellfahrende Dampfer von geringem Tiefgang bringen, die leicht auseinander zu nehmen wären und sich so über die Stromschnellen hinwegschaffen ließen. An jedem Abschnitt des Flusses müßte ein Dampfer stationiert, und bei jeder Stromschnelle ein Depot für Proviant und Waren errichtet sein, von wo die Güter durch Menschenhände oder Ochsenwagen oder auf kleinen Pferdebahnen zur nächsten Wiedereinschiffungsstelle transportiert werden könnten. Cameron betont speziell die Regelung des Verkehrs nach dem Innern Afrikas vom Osten und Westen. Über das Vordringen des Handels und der Zivilisation vom Süden her in das Innere, sagt der englische Forschungsreisende, dieses könne sich selbst überlassen bleiben. Jedes Jahr dringen die Elfenbeinhändler weiter nach Norden vor; jetzt treffe man bereits die Portugiesen von Bihé im Lande Tschense und nicht lange, so prophezeit Cameron, werden die fruchtbaren und gesunden Länder um den Sambesi von der angelsächsischen Rasse kolonisiert sein. Übrigens sind Camerons Ansichten über die Erschließung Zentralafrikas bei weitem nicht so sanguinisch, wie man sie gemeinhin zu nehmen pflegt. Der Forschungsreisende ersucht selbst dringend alle an dem großen Kulturwerke in Afrika Beteiligten, sich nicht allzu sanguinischen Hoffnungen hinzugeben und mahnt daran, daß wir uns in betreff der Erziehung der afrikanischen Völker zur Zivilisation mit schrittweisem, langsamem Vorschreiten begnügen und nicht Völkern, die jetzt noch nicht reif dazu sind, europäische Sitte und Lebensart aufzwingen sollten.

Dr. Pogge, der Erforscher des Lunda reiches, das sich im Westen von Urua am Oberlaufe der südlichen Zuflüsse des Kongo ausbreitet, berichtet gleichfalls von dem Reichtum der von ihm durchreisten Gebiete des Muata Jamwo. Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes kennt man z. B. in Mussumba, der Hauptstadt von Lunda, eine Aufspeicherung von Lebensmitteln gar nicht oder nur in geringem Maße. Die Eingebornen pflegen zweimal des Jahres zu ernten. Ohne Zweifel, meint Pogge, würden sämtliche europäische Gemüse- und Getreidearten dort gedeihen. Das Klima Mussumbas ist ein besonders gesundes und dem Europäer zuträgliches. Epidemien, Malariafieber und Geschlechtskrankheiten kommen nicht vor. Seines herrlichen Klimas, seines klaren, kühlen und gesunden Wassers und seines fruchtbaren Bodens wegen eignet sich das Land, speziell aber die Ebene von

Mussumba, besonders für europäische Ansiedlungen. Der Hauptschatz dieses Landstriches sind, wie Pogge berichtet, die großartigen Holzungen, welche für Europa die feinsten Luxushölzer in unerschöpflicher Menge liefern könnten. Der Verkehr ist nur nach der Westseite geöffnet und wird von Portugiesen betrieben. Kimbundo gilt als äußerster Punkt für die Handelsexpeditionen der Europäer und ist für den Handel nach der Küste sehr wichtig, weil sich die Karawanen daselbst konzentrieren. Nach Pogge gehen von hier aus Karawanenstrassen nach Bihé und nach dem südlichen Lunda, nördlich nach Luba und östlich nach Mussumba. Die portugiesischen Kaufleute bringen hierher ihre Waren und handeln mit den Eingebornen hauptsächlich Gummis, Wachs und Elfenbein ein. Das Gummi muß aus den Grenzbezirken nördlich von Kimbundo beschafft werden, weil die Eingebornen in der Nähe dieses Ortes alle Gummibäume zerstört haben. Karawanen, die nach Kassandje gehen, machen in Kimbundo vielfach Station. Hier floriert auch der Sklavenhandel. Die Sklaven werden von Mussumba nach Kimbundo gebracht und hier gegen Gummi und Elfenbein eingetauscht. Das Elfenbein wird nach der Küste gebracht. Die Preise der Sklaven sind in Kimbundo, wie Dr. Pogge erzählt, folgende: Ein ausgewachsener männlicher Sklave hat bei den Kikots, die dem Muata Jamwo tributär und Nachbarn der Minungo sind, sehr geringen Wert, weil man ihn ungern in die Familie aufnimmt. Besonders begehrt sind Mädchen, namentlich corpulente Damen, die mit 100 Pfd. Gummi oder auch einem starken Elefantenzahn bezahlt werden. Kinder sind billiger und werden je nachdem mit einem Arroba (= 32 Pfd.) Gummi oder vier bis sechs von ihnen mit einem Elfenbeinzahn bezahlt. Die Sklaven führen während des Transports ein betlagenswertes Dasein. Sie werden in Gruppen von vier bis acht Mann mit Ketten zusammengekoppelt und zwar häufig an den Hand- und Fußgelenken und werden äußerst schlecht genährt. Fluchtversuche sind gewöhnlich. Neben Sklaven ist das Elfenbein ein Haupthandelsartikel. Der Elfenbeinhändler verkauft an der Küste seine Ware nach Gewicht, während er im Innern des Landes den einzelnen Zahn nach Gutdünken eintauscht. Die Qualität des Elfenbeins ist verschieden. Den höchsten Wert haben nach Pogge starke Zähne, welche in der portugiesischen Kolonie unter dem Namen „pontas de lei“ bekannt sind. Ihr Gewicht beträgt ca. 50 bis 100 Pfd. Der Wert eines solchen starken Zahnes wird wieder nach der Dichtigkeit des Gewebes bemessen. Hohle Stücke sind geringer im Preise. Die meisten und stärksten Zähne kommen von Norden nach Kimbundo. Darunter gibt es oft einige, die von zwei Trägern getragen werden müssen. In Kimbundo kostet ein Huhn, wie

Dr. Pogge berichtet, 1 Pard, eine Ziege 4 Pards Fazenda, 4 Eier eine Ladung (carga) Pulver. Die Eigenartigkeit des Verkehrs bringt es mit sich, daß z. B. Reisende, die von Kimbundo nach dem Innern wollen, um überhaupt reisen zu können, selbst Sklaven kaufen müssen, um sie entweder zu Dienstleistungen zu verwenden, weil die engagierten Träger sehr unzuverlässig sind und häufig mit dem im Vorhinein bezahlten Lohne und der Last, die sie tragen, durchbrennen, oder um sie gegen andere Handelsartikel einzutauschen.

Dr. Pogge entwirft uns von den Bewohnern des großen Lundareiches, den Kalunda oder Molua ein interessantes Kulturbild. Vor allem betont der Reisende, daß man im Lande der Kalunda durchaus sicher und angenehm reise. Die Bevölkerung in der Nähe der Karawanenstraßen sei allerdings bittlerisch und betrügerisch, allein wo sie noch nicht mit Händlern verkehrt habe, freundlich und bescheiden. Zu den schlechten Eigenschaften des Volkes zählt noch die Trägheit und die Feigheit, sowie auch eine übergroße Eitelkeit. Der Kalunda ist ein schlechter Jäger und Fischer. Er ist hauptsächlich Händler, läßt aber seine Handelsartikel meist durch seine Sklaven erwerben und treibt hauptsächlich nur darum Handel, um Gegenstände, mit welchen er seinen Körper schmücken kann, zu erwerben. Der vornehme Molua kleidet sich niemals mit Tierfellen oder einheimischen Geweben, sondern mit Fazenda und Kaliko, die Eingeborenen verstehen jedoch die Fazenda nicht zu waschen, so daß in ihrem Äußeren eine gewisse Unreinlichkeit stets wahrzunehmen ist. Tierfelle zu gerben, ist den Moluas unbekannt, sie trocknen die frischen Bälge nur an der Sonne und reiben sie dann bis zur Erweichung mit Steinen. Im ganzen Kalundalande werden nur wenige Stoffe aus Baumsfasern z. gewebt. Die meisten Stoffe dieser Art werden aus dem Norden eingeführt, oder von den im Norden aufgetriebenen Sklaven gefertigt. Außer Eisen, das im Lande selbst gewonnen wird, dann Kupfer, welches aus dem Osten und Süden eingeführt wird, und Messingdraht, sind im Innern keine anderen Metalle bekannt. Aus Holz verfertigen die Molua Schüsseln in den verschiedensten Formen, Holzschränke, Ruhelissen, Stössel mit langem Griff zum Umrühren des Bodensatzes des Hirsebiers, allerlei Schmuck- und Fetischgerätschaften, aus Elfenbein kleine Amulette, Pfeile zum Frisieren zc. Auch werden aus den Fußhohlen und der Haut des Elefanten Armbänder angefertigt. Der Vorrat von Glasperlen, der sich bei den Kalunda findet, stammt zumeist von Angola, einige Perlenorten stammen wohl auch von Mozambique. Pogge erzählt, daß es in der Landeshauptstadt Mussumba Künstler gebe, welche aus den abgeschnittenen langen Haaren der Sklaven kunstvoll ge-

arbeitete Perücken herstellen und aus Perlen verschiedene künstlerische Schmuckfachen verfertigen. Töpferwaren und Musikinstrumente werden gleichfalls im Lande gefertigt. Die Bearbeitung des Bodens geschieht durch ärmere Frauen und Sklaven. An Vegetabilien baut man hauptsächlich: Maniok, Bataten, Erdnüsse, Jams, Bohnen, Mais, Hirse, Bananen, Zuckerrohr, Ananas, Tabak, Baumwolle und Hanf. Die Viehzucht liegt darnieder, weil z. B. in Mussumba das Rindvieh fehlt, doch ist der Muata Jamwo von dem besten Wunsche befeelt, die Rindviehzucht aufzunehmen. Vielleicht ließe sich unter den Auspizien der deutschen Forscher auch eine deutsche Handelsniederlassung unter den Kalunda und Molua, den Hauptstämmen des Lundareiches, begründen. Die Bemühungen Portugals, von Tete aus mit dem Muata Jamwo tributären Cazembe Verkehrsbeziehungen anzuknüpfen, waren von gar keinem Erfolg begleitet, und es scheint ausgemacht, daß Lunda nur vom Westen mit Europa in kommerziellen Verkehr treten werde. Von gleichem Lobe über die Fruchtbarkeit der Gegend am Kwango und Kassai sind auch die portugiesischen Reisenden Capello und Zweis und der deutsche Reisende Schütt erfüllt. Auch Serpa Pinto berichtet in dem von ihm durchzogenen Gebiete der Ganguellas, Ambuellas und Quinas von großen Reichthümern des Bodens und der Vegetation. Ein Verkehr ist sozusagen gar nicht vorhanden, denn die Eingeborenen greifen nicht thätig ein; was die portugiesischen Händler eben bringen, wird genommen und für Elfenbein, Häute, Korallen zc. eingetauscht. Pinto gab sich Mühe, die Quinas zur Handelsbeteiligung mit der Küste aufzumuntern; sie sandten auch eine Expedition ab, die Benguela glücklich erreichte.

Die Landschaften zwischen Benguela und dem oberen Sambesi (Liba) sind uns in neuester Zeit durch Serpa Pinto näher bekannt geworden. Bihé nennt Serpa Pinto ein reiches Land, wie kein zweites in Afrika, welches durch Handel und Ackerbau ungeheuer prosperieren könnte. Die Tsetsefliege findet sich nirgends. Das Land östlich von Bihé neigt sich sanft gegen das Bett des Sambesi und bildet eine sanft absteigende Fläche. Die Baumvegetation ist nicht reich; dagegen gedeihen Sträucher und kräuterartige Pflanzen um so üppiger. Die Gebiete zwischen dem Cuando und Sambesi sind sehr wildreich. Bewohnt wird das Land von verschiedenen Bantustämmen, unter denen die Ganguellas (eigentlich 6 vollständig verschiedene Stämme), die Quinbandes, Luchazes, Ambuellas, Kiofos, Lobares, Mucassequeres die wichtigsten sind. Die ersten 6 Stämme betreiben zumeist Ackerbau, halten Ziegenherden und sind wenig kriegerisch. Die Mucassequeres, die Buschmänner Südwestafrikas, sind ein armeliges Jägervolk. Die Ambuellas

sind nach Pintos Meinung bei weitem der beste Stamm unter allen Stämmen des südlichen Zentralafrikas. Thätig bei der Bearbeitung des Bodens beschäftigen sie sich auch viel mit dem Auffuchen von Wachs und besigen die Mittel zu großem Reichtum, wenn sie sich nur mit der Viehzucht befassen wollten. Die Völkerschaften in diesem Gebiete Afrikas bilden nach Pintos Angaben eine Art Föderation unter einander, welche die Häuptlinge mit einander schließen. Wo Unterhäuptlinge herrschen, soll das Volk am glücklichsten und freisten sein. Die schrecklichen Blutbäder, welche in großen autokratistisch regierten Reichen so oft geschehen, kommen bei ihnen nach Pintos Wahrnehmungen selten oder nie vor. Zivilisation können unter diesen Stämmen am besten durch Händler eingeführt werden, denn das Christentum wird in Südafrika nur höchst oberflächlich angenommen und verliert mit dem Tode eines Häuptlings sofort alle seine Anhänger. Serpa Pinto führt als Beispiel das Matebeleland an, wo seit 25 Jahren Missionare thätig gewesen und wo doch noch kein einziger Christ anzutreffen sei, während englische Kaufleute dort durch den Handel mit Kleidungsstücken und sonstigen Notwendigkeiten des Lebens, deren Mangel sie selbst den Eingeborenen fühlbar gemacht, eine Art Zivilisation einführen.

Das Thal des oberen Sambesi, das Serpa Pinto durchmaß, von 15° südl. Br. bis zu den Fällen von Moasitunja, hat, was Schönheit, Fruchtbarkeit und natürlichen Reichtum betrifft, kaum seines Gleichen. In den dasselbe begrenzenden gebirgigen Distrikten herrscht leider die Dürre in großen Schwärmen, namentlich in der Nähe der Wasserfälle, zeigt sich aber im Osten des Sambesithales anscheinlich nicht. Auch ist das Klima ein wahrhaft mörderisches, dem selbst die Eingebornen zum Opfer fallen. Serpa Pinto ist der Ansicht, daß die ganze Länge des oberen Sambesithales nie der Schifffahrt dienstbar gemacht werden könne, weil die Wasserfälle zu zahlreich und die Abgründe zu tief sind.

Wie Stanley und Cameron so empfiehlt auch Serpa Pinto in seinem Reisewerke die Berücksichtigung eines speziellen Verkehrsweges nach dem Innern Afrikas. Es ist dies die Wasserader des Sambesi. Als solche ist sie in ihrer gesamten Erstreckung allerdings unbrauchbar. Serpa Pinto bespricht den Unterlauf des Riesenstroms. Von der Mündung bis Mazaro besitzt er eine genügende Tiefe für Schiffe; von der Mündung des Schire bis Tete ist er aber vollkommen fahrbar und die Schiffe können sogar bis Zumbo ungehindert gelangen. Im mittleren Laufe nimmt der Strom zwei Nebenflüsse auf, den Loangwa und Kasuë. Der erstere soll sehr reich an Katarakten sein und ist noch nicht erforscht. Überaus wichtig ist aber der Lauf des Kasuë oder Kasucue, wie ihn

Pinto nennt. Die Pombeiros aus Bihé ziehen gewöhnlich nördlich von Zialui am Sambesi gegen Osten und gelangen, wie sie aussagen, an einen Fluß den sie Loëngue nennen und den sie bis zu seiner Quelle auf ihren Handelsreisen benutzen. Auch bis zu seiner Mündung, wo der Fluß den Namen Kasucue führt, fahren sie mit ihren Canoes. Auf dem Mittellaufe dieses Stromes liegt eine Handelsstadt Gainco, die von Bihéno schon oftmals besucht wurde. Von Zialui bis zur Stadt Gainco sollen 7—10 Tagemärsche und der Kasucue soll völlig kataraktenfrei sein. Man würde also, wenn es gelänge diesen Verkehrswege zu einem praktikablen zu machen, von Zumbo bis Zialui in 18—20 Tagen gelangen können, wo man sich mitten im Herzen von Südafrika befände — ein ungeheurer Vorteil, wenn man bedenkt daß, in diesen Teil Südafrikas vorzudringen, gegenwärtig das fünffache der Zeit und noch mehr gekostet hat.

Der von Katarakten bedeckte Oberlauf des Sambesi läßt sich nach Pintos Ansicht gleichfalls auf einem praktikablen Wasserwege umgehen, der allerdings auch noch sehr wenig erforscht ist, nämlich auf dem Quando. Zwischen der Mündung des Lui und jener des Quando könnte nach Serpa Pinto ein Wasserweg hergestellt werden, auf welchem man unter Benutzung des Quando bis fast zu 180 östlicher Länge fahren könnte. Auch der Lungoëango, eine den Bihéno wohlbekannte Fahrbahn, auf welcher sie keine Wasserfälle finden sollen, könnte als Verlängerung der von Pinto projektierten Fahrstraße benutzt werden und so würde das scheinbar Unmögliche möglich, man könnte nämlich nach Serpa Pintos Berechnung in kaum mehr als 18 Tagen vom Indischen Ozean fast bis zur Westküste Afrikas gelangen und man brauchte von der Entfernung von mehr als 1250 Meilen nur 250 zu Lande zurückzulegen. Gegen die Ausführungen des wackeren Portugiesen läßt sich nach dem Stande unserer Kenntnisse über jene Landschaften nichts einwenden und es bleibt nur zu wünschen, daß es irgend ein unternehmender Mann wage zu zeigen, ob sich Pinto keiner Täuschung hingabe.

In dem von Dr. Holub beschriebenen Marutse-Mambundareich, das sich im Süden des Lundareiches bis an den Sambesi erstreckt und sich wohlgeordneter Verhältnisse erfreut, betreiben portugiesische Händler, die von Benguela bis dahin vordringen, Geschäfte und treffen dort mit Kaufleuten aus dem Kaplande, die über Schoschong ihre Waren an den Sambesi gebracht, zusammen. Dr. Holub hörte, daß den portugiesischen Händlern aus Loanda, Mossamedes und Benguela jene Gebiete, die wir bis jetzt zwischen der Westküste und dem Bangweossee und nach Osten bis an die Mündung des Kasueflusses als eine terra incognita betrachten, in allen Details

bekannt sind. Sie kennen nicht allein die verschiedenen Eingebornenreiche und ihre Herrscher, sondern auch die Unterherrsinger und die Charakterzüge derselben. Sie kennen auch alle Höhenrücken und Flüsse, welche man auf einem Zuge durch diese Gebiete zu überschreiten hat; doch halten sie und ihre Kollegen an der Westküste für geraten, von diesen Kenntnissen zu schweigen, um nicht Handelsleute anderer Nationen nach den an Elfenbein und Gummi reichen Ländern zu locken. Seschete, die Hauptstadt des Marutse-Mambundareiches wird als Handelsplatz im zentralen Südafrika seine Stelle behalten, wie Nyangwe am Qualaba-Kongo, Udschidschi am Tanganjika und Mussumba im Reiche Muata Jamvoš. Diese Städte dürften dereinst große Handelsemporien werden.

Das östliche Hinterland von Mossamedes bis an den Sambesi ist für uns noch terra incognita.

Die afrikanische Inselwelt.

a. Die Atlantischen Inseln.

(15 449 Quadratkilometer, 280 Quadratmeilen, 570 653 Einw.)

Die Madeiragruppe (815 Quadratkilometer oder 14,8 Quadratmeilen mit 123 841 Einwohnern) erscheint schon 1351 auf italienischen Karten als: Isola di legname (Holzinsel, materia), doch erst 1410 nahmen sie die Portugiesen in Besitz und 1421 wurde sie von den ersten Ansiedlern bevölkert. Zu derselben gehören die Desertas, Porto Santo und die Salvages und die Pitons. Madeira selbst ist vulkanischer Natur, hat ein heißes aber gesundes Klima, das nur sehr geringe Temperaturschwankungen aufweist, weshalb die Insel ein wichtiger Kurort für Brustfranke geworden ist. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 19° C., der kälteste Monat ist Februar mit 16° C., der wärmste August und September mit 22° C. Mitteltemperatur. Die Vegetationszonen umgürtet von Stufe zu Stufe die Insel. Die Tierwelt ist arm. Die Bevölkerung bilden Portugiesen. Auswanderungen haben wegen drückender Not oft nach Amerika stattgefunden. Unter den Produkten ist der Madeirawein (Malvasier) berühmt, dessen Bau übrigens durch die Traubenkrankheit große Einbuße erlitten hat, ferner Zucker, Orseille, Cochenille, Flechtwaren etc. Der Wert der Einfuhr wird auf circa 4 Millionen Mark, der der Ausfuhr auf 3 Millionen Mark beziffert. Die Schifffahrtsbewegung ist eine lebhafteste, jährlich verkehren daselbst etwa 650 Schiffe. Ein Kabeltelegraph verbindet Madeira mit Europa und Südamerika. Hauptort ist Funchal (20 000 Einw.), Sitz des portugiesischen Gouverneurs.

Die kanarischen Inseln (7372 Quadratkilometer oder 132 Quadratmeilen mit 280 000 Ein-

wohnern) bestehen aus den Inseln Hierro (Ferro), Palma, Gomera, Tenerifa, Gran Canaria, Fuerteventura und Lancerote. Die kanarischen Inseln waren als „Insulae fortunatae“ schon den Alten bekannt. Im 13. Jahrhundert sollen genuesische Seefahrer dahin gelangt sein. Im 14. Jahrhundert nahmen sie die Portugiesen in Besitz, 1478 die Spanier, in deren Besitz sie bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Die ganze Inselgruppe bildet ein Königreich und wird in zwei Zivilprovinzen eingeteilt, eine östliche, mit Palma als Sitz der Regierung und eine westliche mit der Hauptstadt Santa Cruz de Tenerifa. Die Inseln sind alle gebirgig und vulkanischer Natur. Auf Tenerifa befindet sich der Pico de Teide, 3711 Meter hoch. Das Klima ist sehr angenehm und gesund. September und Oktober sind die heißesten Monate. Flora und Fauna sind reich. Dattelpalmen und Drachebäume kommen auf den Inseln fort. Ein Fünftel des Bodens ist angebaut. Man gewinnt neben köstlichen Früchten und Wein, dessen Bau leider auch bedeutend zurück gegangen ist, Weizen, Mais, Gerste, Roggen, Tabak, Barillo. Die Bewohner sind Mischlinge von Spaniern und den alten Guanchen, und beschäftigen sich mit Ackerbau, Obstbau, Viehzucht und Schifffahrt. Industrie ist sehr gering.

Die Kap Verdischen Inseln (3851 Quadratkilometer, 69,94 Quadratmeilen mit 90 704 Einwohnern), 11 an der Zahl nebst mehreren kleineren Klippen, wurden 1456 von dem Portugiesen Gada Mosto entdeckt und nach dem Kap Verde benannt. Sie zerfallen in eine östliche und eine westliche Gruppe. Einige der Inseln sind gebirgig, andere niedrig, sämtliche vulkanischer Natur und weisen deutliche Spuren des ehemaligen Landzusammenhanges mit dem Kontinent Afrika auf. Das Klima ist ungesund. Im August beginnen die Winterregen und halten bis November an. Von Dezember bis Juli währt die heiße Zeit mit einem Temperaturmittel von 25° C. Die Bewohner sind Neger und Mischlinge, die sich mit dem Bau von Reis, Mais, Hirse, Gemüse, Wein, Früchten, Zuckerrohr, Kaffee und Tabak befassen. Salz wird viel gewonnen und exportiert. Fische und Schildkröten kommen gleichfalls in den Handel. Die größte Insel ist Santiago (1239 Quadratkilometer und 53 000 Einwohner) mit dem Hauptort Porto Praya, wo der Gouverneur residiert. Das atlantische Kabel berührt San Vicente (Hauptort Porto Grande), wo die Schiffe anlaufen und Kohlen einnehmen. Politisch gehören zu den Kap Verdischen Inseln auch die portugiesischen Besitzungen im Guineabufen.

Die Guineainseln. Spanische Besitzungen sind: Fernando-Po (2071 Quadratkilometer, 4000 Einwohner) und Annabon („gutes Jahr“, 17 Quadratkilometer und 1600 Einwohner).

Erstere ist gebirgig und trägt den Clarence Peak, ist sehr fruchtbar, liefert Kaffee, Zuckerrohr, Früchte, die Yamswurzel, Palmwein; die letztere ist weniger fruchtbar, liegt außerhalb der Schiffskurse, hat aber gegen Fernando-Po ein gesundes Klima. Entdeckt wurde Fernando-Po 1471 von einem portugiesischen Seefahrer, der sie Formosa („die Schöne“) nannte. 1778 wurde sie an Spanien abgetreten. Annabon ist von Juan de Santarem am Neujahrstage 1498 entdeckt worden; 1778 wurde sie an Spanien abgetreten. Beide Inseln sind von Negern bewohnt.

In portugiesischem Besitz befindet sich São Thomé (929 Quadratkilometer, 29 411 Einwohner), eine äußerst fruchtbare und gesunde Insel; die wichtigsten Ausfuhrartikel derselben sind Kaffee, Gewürze und Kakao. Ferner die Prinzeninsel (151 Quadratkilometer, 1465 Einwohner, Ilha do Principe), gleichfalls sehr fruchtbar und reich an Kaffee, Kakao und Gewürzen. Die Eilande werden von Schiffen oft besucht, welche sich hier mit Proviant versehen.

St. Helena und Ascension, erstere Insel 121 Quadratkilometer (6470 Einwohner), letztere 88 Quadratkilometer (30 Einwohner) umfassend, sind in britischem Besitze. Die Bevölkerung von St. Helena besteht aus Negern. Die Hauptstadt ist Jamestown (5000 Einwohner). Die Insel spielt als vielbesuchtes Kohlendepot eine wichtige Rolle im Weltverkehr. Ihre Produkte sind unbedeutend. Auf Ascension wird der Gang von Riesenschildkröten betrieben; so benannt wurde die Insel, weil sie am Himmelfahrtstage entdeckt worden war. Auf St. Helena starb Napoleon I. (1821).

b. Inseln des Indischen Ozeans.

Die Komoren (2124 Quadratkilometer, 63 875 Einwohner) bestehen aus 4 Inseln: Groß-Komoro, Moeli, Andschuan und Mayotta (356 Quadratkilometer, 10 875 Einwohner). Sie sind sämtlich vulkanischer Natur und von Korallenbänken umgeben. Bewohnt werden sie von Negern, welche vom afrikanischen Festlande einwanderten und denen sich Malaien von Madagaskar und Araber zugesellten. Das Klima ist heiß, für Fremde ungesund. Gebaut werden besonders Reis, Zuckerrohr und Baumwolle. Sonst liefern die Inseln Kokosnüsse, Honig, Wachs, Bauholz. Die größte Insel ist Andschuan oder Johanna (496 Quadratkilometer mit 12 000 Einwohnern). Die Insel liefert Kaffee. Im Jahre 1841 brachten die Franzosen Mayotta (356 Quadratkilometer, 9310 Einwohner) an sich, welches etwas Reis und Mais liefert, aber ein höchst ungesundes Klima hat. Die anderen Eilande sind unabhängig und werden von einheimischen Sultanen regiert.

Die Admiranten und Seychellen sind britische Besitzungen. Erstere bestehen aus mehreren kleineren Inseln, letztere sind (264 Quadratkilometer und 11 100 Einwohner) als Stationsort zwischen Aden und den Maskarenen wichtig. Die Admiranten sind voll Waldungen; auf den Seychellen, von denen nur Mahé und Praslin bewohnt sind, bauen Neger und Indier etwas Mais und Kokosnüsse. Die Inseln werfen kein Erträgnis ab.

Die Maskarenen. Die Inselgruppe besteht aus zwei Inseln: Mauritius (1914 Quadratkilometer mit 345 900 Einwohnern) und Réunion oder Isle de Bourbon (1979 Quadratkilometer, 183 100 Einwohner). Im britischen Besitze ist Mauritius, früher als Eigentum der Franzosen Isle de France genannt; die Insel ist gebirgig, sehr wasserreich, überaus gesund. Die Regenzeit währt vom Januar bis April. Zwischen Dezember und März werden Mauritius und Réunion oft von den Sturmsyklogen der sich im Indischen Ozean bildenden barometrischen Minima erfasst und furchtbare Verheerungen angerichtet. Die Bevölkerung besteht aus Indiern, Negern, Kreolen, Eingelese, Chinesen, Madagassen, Franzosen und Engländern. Hauptprodukt ist Zuckerrohr; auch Kaffee, Reis, Indigo, Baumwolle u. werden gebaut. Der Handel ist in Blüte. Die Produkte der Insel werden über die Häfen Port Louis und Mahébourg exportiert. Die Insel ist nach allen Richtungen mit Straßen durchzogen und exportiert jährlich an 2½ Mill. Ztr. Zuder. Der Wert der Einfuhr betrug 1877 ca. 47 Mill. Mark, der der Ausfuhr ca. 84 Mill. Mark. Mauritius hat auch eine Eisenbahn von 106 Kilometern Länge. England unterhält eine Dampferverbindung mit der Insel, die überhaupt von vielen Fahrzeugen angelaufen wird, so von Batavia und Goa aus. Mauritius untersteht einem Gouverneur, der auch die Seychellen, Admiranten und die einsame Insel Rodriguez zu seinem Gouvernement zählt. Alle Einrichtungen und die Amtssprache verbleiben französisch. Hauptstadt ist St. Louis, 63 000 Einwohner, Sitz des Gouverneurs, Haupthandelsplatz.

Réunion (Isle de Bourbon) befindet sich im französischen Besitze. Die Insel ist vulkanischer Natur, gebirgig und mit keßelförmigen, steil abfallenden Thälern und Schluchten erfüllt. Das Klima ist milde, frisch und gesund, die Vegetation eine tropische. Den größten Teil der bebauten Fläche nehmen Zuckerplantagen und Kaffeepflanzungen ein. Außerdem gedeiht auf der Insel Vanille, Tabak, Baumwolle, Kakao, Maniok, Gewürze, Muskatnüsse, Indigo, Thee, von europäischem Getreide: Weizen, Mais, Reis, ferner alle Arten von Gemüse und Früchten. Der Wert des Exports war auf 90–100 Mill. Mark veranschlagt worden. Bewohnt wird die Insel von Indiern, Kaffern, Franzosen, Engländern. Sowohl nach

Réunion als auch nach Mauritius findet eine starke Einwanderung von Indien statt. Die Insel untersteht einem Gouverneur, dem ein Rat von 30 Mitgliedern beigegeben ist. Die Franzosen unterhalten nach Réunion von Aden aus eine Dampferlinie. Die Schiffe gelangen von Aden aus in 13 Tagen nach der Insel. Hauptstadt: St. Denis, 36 000 Einwohner, Sitz der Regierung. — St. Paul, erste Niederlassung der Franzosen.

Die Maskarenen wurden 1505 von dem Portugiesen Maskarenhas entdeckt. Unter Ludwig XIV. nahmen die Franzosen von Madagaskar aus Besitz von Réunion (1643) und 1715 von Mauritius, welches sie aber 1810 an die Briten abtraten. Die Engländer besaßen auch seit 1810 Réunion, gaben die Insel aber 1814 an die Franzosen zurück. Beide Kolonien sind in erfreulichem Aufschwung begriffen.

Madagaskar. Die Rieseninself Madagaskar (591 980 Quadratkilometer oder 10 751 Quadraten und 4 Millionen Einwohner) wird schon von den Alten unter dem Namen Mondinsel, von Marco Polo unter dem Namen Mogastar genannt. Erst 1505 fanden sie die Portugiesen Nuy Pereira und Tristan da Cunha wieder auf und nannten sie nach dem Heiligen des Entdeckungstages St. Laurenzinsel. Unter Ludwig XIII. wurde die Insel für ein französisches Besitztum erklärt und noch jetzt besitzen die Franzosen einige Punkte in ihrer nächsten Umgebung. Die Mehrzahl der französischen Besitzungen ging in den Revolutionskriegen verloren und da England Interesse an der Selbständigkeit der Insel hatte, anerkannte es Radama I. im Jahre 1810 als König der Insel. Als selbständiges Reich der Howas litt der östliche Teil der Insel unter beständigen Bürgerkriegen. Das Christentum, das auf der Insel Eingang gefunden, wurde ehemals mit Gewalt ausgerottet. Von Forschungsreisenden hat sich besonders Alfred Grandidier um die Erforschung der Insel große Dienste erworben. Madagaskar hat eine günstige Verteilung von Hoch- und Tiefland, eine üppige Vegetation, prachtvollen Waldwuchs, der den Kern der Insel wie ein grüner Reif umzieht und ist reichlich bewässert. Das Klima ist in den höher gelegenen Partien der Insel gemäßig, die Küstenebenen sind aber sehr heiß und ungesund; an der Nordseite herrscht ein für Europäer geradezu tödliches Klima.

Bewohnt wird Madagaskar von den Malegassen oder Madegassen, welche zur malaischen Rasse gehören, sich in hellere und dunklere Stämme scheiden und auch in der Bevölkerung nicht unwesentliche Unterschiede merken lassen. Die wichtigsten Stämme der Malegassen sind die Vetsimajara, die Sakalava und die Howa, letztere das herrschende Volk auf der östlichen

Hochebene. Das Volk ist sanft, gastfreundlich, freiheitsliebend, aber auch träge und nachlässig. Die Sklaverei ist allgemein. Neben den Howas befinden sich auf der Insel auch zwei Bantustämme, die ohne Zweifel vom afrikanischen Festlande eingewandert sind. Die Bevölkerung lebt vom Ackerbau und von der Viehzucht. Einige Stämme sind sehr betriebsam, erzeugen schöne Eisen- und Silberwaren, Seiden- und Wollewebereien. Exportiert werden Reis, Korn, Schlachtvieh, grobe Stoffe, Kautschuk, Gummi, Ölsamen; importiert werden Waffen, Munition, Salz, Seife, Spirituosen, dann englische und französische Fabrikwaren. Die Handelsbewegung ist unbedeutend, der innere Handel und Verkehr ist wegen des Fehlens an Kommunikationswegen, ohne Belang; der Handel nach außen ruht in den Händen der Franzosen, Engländer und Amerikaner. Der Handelsumsatz hat einen jährlichen Wert von ca. 8 Millionen Mark. Französische und englische Fahrzeuge besuchen an hundert alljährlich verschiedene Punkte der Insel. Die Post gelangt aus Europa in 47 Tagen dahin. An Stelle der Münzen finden sich Baumwollentoffe. 1 Elle blaue oder 2 Ellen weiße Leinwand kommen ca. 4½ Mark, gleich 1 Pfister, der in die Hälfte oder Viertel zerschnitten wird. Längenmaß: 1 Maß = 1,1 Meter. Die Hauptstadt ist Tananarivo, 70 bis 80 000 Einwohner, Residenz des Königs. Der größte Hafen ist Tamatave, 3000 Einwohner. Andere Orte auf der großen Insel sind ohne Bedeutung. —

Frankreich besitzt die beiden Inselchen St. Marie und Nosfi Bé mit einigen kleineren Dependenz. St. Marie hat 174 Quadratkilometer und 6950 Einwohner. Nosfi Bé 136 Quadratkilometer und 7741 Einwohner. Für Frankreich haben diese kleinen Besitzungen man möchte fast sagen, nur den Wert der Erinnerung.

Sokotra (Sototora), 4405 Quadratkilometer und ca. 3000 Einwohner, wurde von den Engländern dem letzten Sultan der Insel abgekauft und ist in neuester Zeit von Dr. Schweinfurth erforscht worden. Der Gelehrte schildert Sokotra als Eiland mit reichem Pflanzenwuchs (die Pommeranze wächst in riesigen uralten Stämmen, wilde Orangen, Granatäpfel, Buzuggebüsch von Manneshöhe, prachtvolle Aloë und Drachensäulen u.), übergroßer Laubbäume und fremdartigem, bizarrem Habitus. Die Bewohnerschaft nennt Schweinfurth „ein Völkchen von rätselhafter Herkunft, himmelweit verschieden von allem Menschlichen, was in asiatischer und afrikanischer Nachbarschaft wächst, weder Araber noch Somali, weder Neger noch Indier — offenbar Mischlinge aller vier Rassen, von denen arabische Geographen wissen wollen, daß sie Nachkommen einer griechischen Kolonie seien. Waffen sind bei ihnen

unbekannt außer dem Messer, denn wilde Tiere und Raubzeug gibt es auf der Insel nicht, die nur von wilden Eseln, Civetten und einigen Steinböcken abgeweidet wird.“ Den Menschen Sofotras nennt Schweinfurth das harmloseste Geschöpf der Schöpfung, einen mächtern Hirten, dessen Behausung die natürlichen Höhlen bilden, deren die Insel ungemein viele zählt, der ehrlich und fried-

liebend ist. Der äußerst geringe Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr von Aloë, Drachenblut, Datteln &c. Die Hauptstadt ist Tamarida, an der Nordseite der Insel. — Die Briten beherrschen von Sofotra aus den Eingang in den Meerbusen von Aden, von der kleinen Insel Perim in der Straße von Bab-el Mandeb jenen zum Roten Meere.

